This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

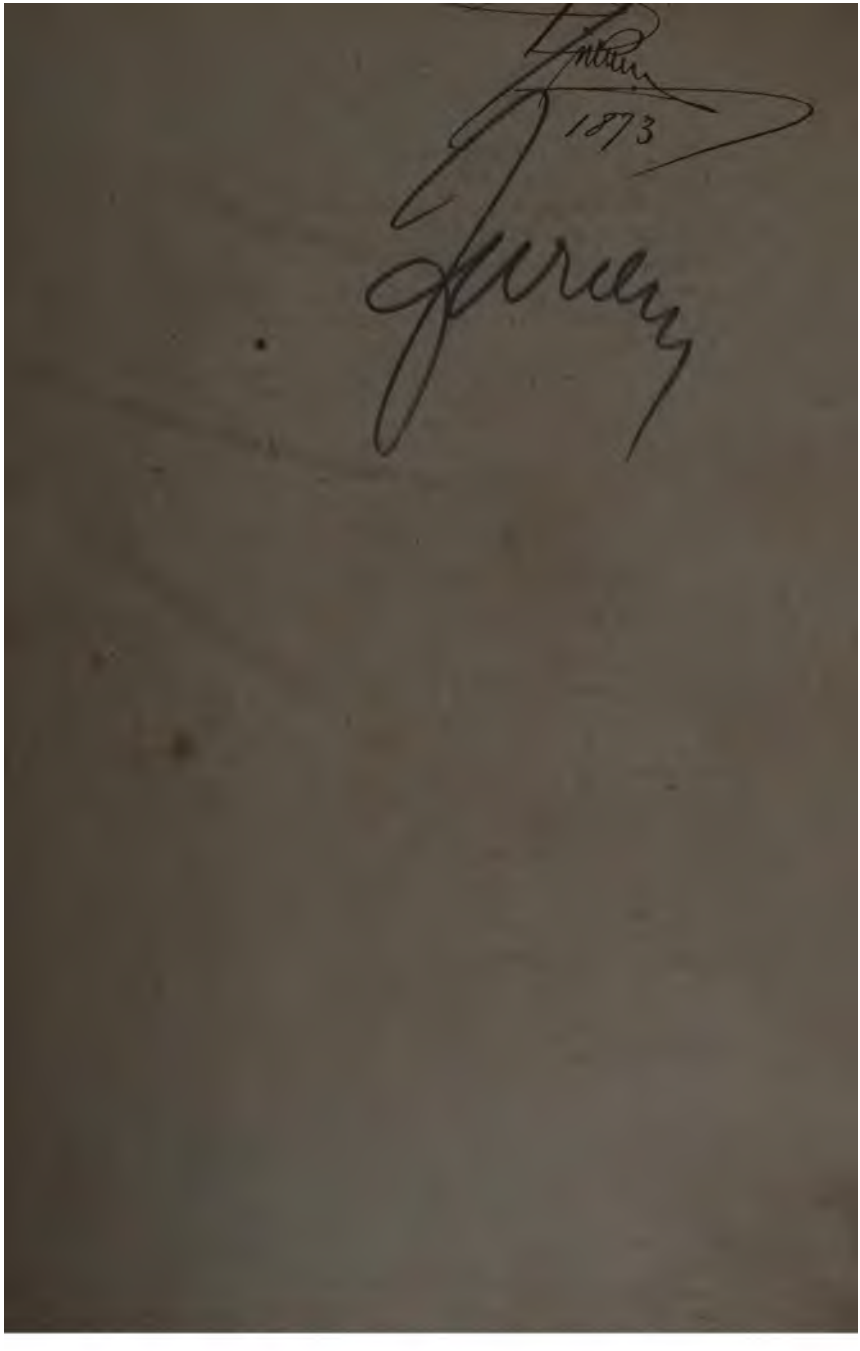
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES


1873

„Wiener-Blut.“

„Wiener-Blut.“

Kleine Culturbilder

aus dem

Volksleben der alten Kaiserstadt an der Donau.

Von

Friedrich Schlögl.

Wien, 1873.

Verlag von L. Rosner.

DB 854
S3

Die Wiener haben einen großen Vorzug vor
den Norddeutſchen, ſie ſind keine Philiſter.

Glaßbrenner, (1836).

Ach, das muß ja prächtig ſein, dort möcht' ich hin:
'S gibt nur ein' Kaiſerſtadt, s gibt nur ein Wien!

Bäuerle, („Aline" 1820).

O Wien, o Wien, du märchenvoller Klang!
Dem Sinnenden, der dir ins Herz geſehen.

Carl Beck, (1838).

Alleweil fidel, fidel!

Fürſt, (1870).

Inhalt.

Geleitsbrief.

Seite

I. Stimmungsbilder.

Ein paar alte Leute 9
Neujahr 19
Der Faſching der Armen 26
Vom „Stoß“ 31
Alter-Weiber-Sommer 36
Veni sancte spiritus! 42

II. Sitten und Unſitten.

Aſchermittwoch 51
Der Vorſtadt-Umgang 55
In der Firmwoche 60
Vom Kir'tag 67
Allerſeelen 73
Vom Chriſtkindlmarkt 79
Weihnachten 86
Wiener Feiertage 92
Die Gratulationshetze 98

III. Wie und wo ſich Wien unterhält.

Sperl—Walhalla—Dianaſaal, u. ſ. w. 105
Beim Heurigen 113
Beim Trabwettfahren im Prater 121
Auf dem Wäſchermädlball 127
Auf dem Fiakerball 133
Bei den „Jodlern“ 143
Unterm Galgen 146
Bei den Volksſängern und Volksſängerinnen . . . 149

Seite

IV. Portraits und Skizzen.

Faſtenpredigten und ihr Publikum 227
Gutgeſinnte von Damals 245
Nachtſchwärmer 262
Wirthshausbrüder 269
Stille Zecher 277
Kunſt und Künſtler vor der Linie 285
Aus dem „Loch" 293
Sonntagsſchmarotzer 300
Untröſtliche Wittwen 308
Zwei Freikarten 315

V. Wiener Blut.

Unſere Lehrbuben 327
Wiener Bettler 335
Unſere Köchinnen 341
Der Hausmeiſter 347
Vom Grueber Franzl 353
Deutſchmeiſter-Edelknaben 357
Kriegsgeſichter und Kanonenfutter 365

VI. (Anhang). Zur Tagesgeſchichte.

Im Elyſium 373
Der Ball der Unfehlbaren 379
D' Frau Resl über die Altkatholiken 384
Drei Stunden (im „Miſtgrüberl") unter dem Miniſterium Jrecek-Habietinek 391

VII. Schlußwort.

Geleitsbrief.

Nachfolgende Skizzen erschienen großen Theils unter dem Titel

„Kleine Culturbilder aus Wien"

im Feuilleton des „Neuen Wiener Tagblatt" und waren mit der Chiffre „F. S." gezeichnet.

Die außerordentliche Popularität dieses publizistischen Organes kam meinen literarischen Versuchen in so ferne trefflich zu Statten, als es mir durch die immense Verbreitung desselben vergönnt war, gleich vorwegs einen Leserkreis von solchem Umfange zu finden, wie er selbst den verdienstvollsten Produktionen nur selten zu Theil wird, und somit zu einem Auditorium zu sprechen, das sich im Laufe der Jahre zu einem unabsehbaren gestaltete.

Dieser günstige Umstand, und nicht ein innerer schriftstellerischer Werth (welches Defizit ich selbst nur zu sehr vermisse), machte meine anspruchlosen Skizzen in weitesten Kreisen bekannt und ich hätte mich mit dem erzielten Resultate eigentlich begnügen sollen, da auch noch irgend eine literarische Gloriole zu erreichen, diesen Arbeiten wohl jegliches Anrecht fehlt.

Aber nicht nur nachsichtige, auch gar freundliche Stimmen erschollen, welche meinen „Schilderungen des Wiener Volkslebens" das Zeugniß gaben, daß sie mindestens getreue Portraits gewisser Schichten und Stände seien*) und namentlich die allmälig

*) Der „Correspondent" z. B. die bedeutendste Wiener Wochenschrift, ein Blatt, dem ich damals noch gänzlich ferne stand, schrieb in Nr. 6 vom 11. Febr. 1872: „Sch. ist eine Spezialität unter den Wiener Journalisten, die nicht ihres Gleichen hat. Er kennt das Wiener Leben, wie vielleicht keiner mehr und seine Feder hat meisterhaft verstanden, es stets in seiner ganzen „Gemüthlichkeit" zu schildern, ohne dabei der Trivialität, die sich an die Beschreibung des Kleinen so gerne anhaftet, zu verfallen. Seine Skizzen der „Wiener Volkssänger" sind wahre Cabinetsstücke feuilletonistischer Genremalerei. Der Culturhistoriker, der das Wien, das wir kennen, das Wien von Metternich bis Andrassy einst schildern wollen wird, muß Sch's Skizzen benützen, denn sie sind einzig durch ihren Inhalt, wie nicht minder durch die originelle Form. Erwähnt muß auch noch werden, daß, als die Ernennung des Ministeriums „Hohenwart-Jirecek" (Febr. 1871) Wien in einen Lachkrampf der Entrüstung versetzte, Sch. mit einer Notiz: „Im Mistgrüberl" überschrieben, in der er ein Gespräch zwischen einem böhmischen Amtsdiener und einem „fescheu" Wiener Fiaker brachte, besser den Nagel auf den Kopf traf, und der tiefsinnersten, zwischen Entrüstung und Heiterkeit schwankenden Stimmung der Wiener richtigeren Ausdruck gab, als Leitartikel und Leitartikelschreiber das vermochten."

aussterbende Race des unvermischten „Urwieners", des „Wiener Vollblut", der typischen Spezialitäten von den „entern Gründen" — lebenswahr gezeichnet wären.

Viele solche wohlwollenden Urtheile vereinten sich endlich in dem mich ehrenden Wunsche, diese „Zeit und Sittenbilder" dem Lose der Tagesliteratur zu entreißen und sie, sowohl als Chronik einer entschwindenden Epoche und ihrer markantesten Repräsentanten, wie auch als unverfälschten Ausdruck der unvermittelten, urwüchsigen, weltberühmten „Wiener-Anschauung und Empfindung" zu erhalten.

Und auch mein Verleger, mein werther Freund Rosner ist, in vielleicht allzugütiger Taxirung des Werthes dieser „Studien", solch ermuthigender Ansicht, welche Summe von Lockrufen mein Wagstück denn einigermaßen begründen und entschuldigen soll.

Und ein Wagstück ist es. Ich kenne nicht die Zahl der „Amateurs" dieses spezifischen „Genres" und wenn ich sie kennte, weiß ich erst nicht, ob sie durch die einmalige Lektüre nicht schon hinlänglich gesättigt seien, oder ob ein volles Menu von solch — derber Kost, nach ein und derselben Façon bereitet, und ohne Beigabe stylistischer Delikatessen, dem Geschmacke des Lesers zusage.

Ist doch die gewählte Form meist — rüde. Denn, war ich auch bemüht, das etwas plumpe Instrument des heimatlichen Dialektes mit möglichster Behutsamkeit und aller schuldigem Rücksicht vor den zartfühligen Nerven meiner verehrten Leser und Leserinnen zu handhaben, so dürfte der unmelodische Ton hin und wieder manchem Ohre doch noch immer befremdend, um nicht zu sagen: verletzend klingen und manches Auge sich erzürnt abwenden, von der unnachsichtlichen Deutlichkeit der aufgerollten Bilder. Gefaßt auf solche fatale Wirkung rechtfertige ich mich jedoch mit der, freilich subjektiven Meinung, daß gewisse Dinge eben genannt werden müssen, wie sie heißen, soll der Begriff nicht verloren gehen.

Ich meine den charakterisirenden Begriff von der innerlichen und äußerlichen Wesenheit einzelner, wenn auch nicht löblichen Urtypen der Gesellschaft; die richtige Anschauung von der originellen Organisation dieser oder jener Branche und Gattung, die nur an ganz besonderen Merkmalen zu erkennen, welche aber dem Zeichner von Bedeutung, wenn er die klassischen Hauptakteurs drastischer Szenen zu portraitiren hat.

Kommt nun zu guter Letzt auch noch der klägerische Haupteinwurf, daß eine solche gewissenhafte Deutlichkeit überhaupt nicht nöthig; daß es kein allzuverdienstlich Unternehmen ist, Gestalten vorzuführen, deren sittlicher Mißwuchs oder sonstige ästhetische Gebresten an und für sich keine amusante Augenweide, so erlaube ich mir weiters zu erwiedern, daß, wie der professionelle Naturforscher sich nicht nur mit zierlichen Schmetterlingen und ähnlichen Nippes der Schöpfung allein beschäftigen kann, sondern den unappetitlichsten Thierchen die gleiche anatomisirende Aufmerksamkeit angedeihen lassen muß, so auch der Chronist der Lokal- und Tagesgeschichte mit seinem Amte die Pflicht übernimmt, zeitweise in die unsaubersten Räume hinabzusteigen um auch das gang und gäbe Ceremoniell der ungewaschensten Ignobility kennen zu lernen; die auf einsamen (oft waghalsigen) Wanderungen auftauchenden Helden (und Heldinnen) der verdächtigsten „Einschicht" kritisch zu analysiren, oder — im lustigsten Falle — die taumelnden Insassen räucherig-fuseliger Refugien bei ihren Debatten zu belauschen, um auch von dieser Sorte zweifelhaftester „Ebenbilder Gottes" einen getreuen Bericht erstatten zu können. Die kulturhistorische Beute, die sich auf solchen Rundgängen ergab, steckte ich denn gleichfalls in meine Sammelbüchse — wenn ich sie nun öffne, und die kuriosen Varietäten klassifizire, mag ein verehrungswürdiges Publikum meinem Vortrage nicht unwillig horchen. —

Ich ambitionire just nicht den Ruf eines „Cuvier der Kneipen-Infusorien", aber wenn die krassesten Kirmeßbilder eines Ostade, Breughel, Brouwer, und Teniers ihre ... Verehrer fanden, so könnte es gestattet sein, auch die städtischen Repräsentanten der allerletzten Diätenklassen mit der Feder zu zeichnen, zumal die Boudoirs und Salons ihre Plutarche in erklecklicher Anzahl bereits besitzen, und es nachgerade vielleicht doch — ermüdend werden dürfte, unausgesetzt durch betäubend parfümirte Gemächer und auf wollüstig weichen Teppichen graziös umherzutrippeln ... Und so erscheine ich denn in etwas derouter, oder doch salopper Toilette, ja zuweilen in massiven Holzschuhen und mit aufgestreckten Hemdärmeln und erzähle in ungeschminkter Weise — und wenn's Noth, in der Ursprache — von Leid und Freud der schwielen- und sorgenvollen misera plebs, von dem eigenartigen „Hamur" meiner „engeren" Landsleute, von den dubiösen Heldenstücklein unserer Lokal-Herkulesse aus den ungepflasterten Bezirken, von den olympischen Spielen der robustesten Athleten im Rayon der Rossauerlände und ihrer ehrgeizigen Rivalen, der „Thurybrückler"

und des „Wieſener" Nachwuchſes; ferner von den Zungen- und Fauſtgefechten der Welfen und Ghibellinen vom „Althann" und „Michelbeuern", von den Gaunerkniffen des Spelunkengeſindels, von der unverwüſtlichen Naivetät des Spießbürgers u. ſ. w. u. ſ. w.

Mein Verſuch ging dahin, das Wiener Volksleben der letzten Dezennien in einzelnen Parthien zu ſchildern. Frühere Epochen fanden eine Legion Hiſtoriographen, davon heute noch die theils burlesken, theils ſchlicht-einfachen, gleichzeitigen Berichte eines Gewey, Richter, Perinet, Friedel, Rautenſtrauch, de Luca und vor allem des wackeren Pezzl als die trefflichſten Spiegelbilder des Joſefiniſchen Wien gelten. — Das „Wien des Kaiſer Franz" fand in Hebenſtreit, Kanne, Gleich, Gräffer, Caſtelli, Schimmer, Bäuerle, Realis u. ſ. w. u. ſ. w. ſeine ethnographiſchen (meiſt lobhudelnden) Zeichner, denen ſich noch „ex offo" eine ganze Schaar hyperſerviler Skribler anſchloß, um die unvergleichliche Glückſeligkeit und Gemüthlichkeit der herrſchenden Zuſtände in Heften, Brochüren und Bänden — für den Makulaturhändler nachzuweiſen. — Während des ſtillen, 13jährigen Interregnums Ferdinand's des Gütigen, begann die Mode des Portraitirens einzelner „Volksfiguren" und beſchäftigte ſich eine anſehnliche Reihe geachteter Schriftſteller — ich nenne nur: Stelzhammer, Stifter, Sylv. Wagner, Reiberstorffer, L. Scheyrer, der farbenreiche Styliſt Nordmann, R. v. Perger u. ſ. w., mit ſolch populären „Studien und Charakteriſtiken". Ihrem Beiſpiele folgten ſpäter H. Adami, Märzroth, Levitſchnigg, aber auch zahlloſe Andere, deren Namen und „Werke" heute ſelbſt ihren Zeitgenoſſen bereits mythiſch erſcheinen würden. Außer dieſen eingeborenen Chroniſten widmete jedoch auch der unaufhörliche Zuzug neugieriger, „Backhändl"-ſüchtiger Touriſten der alten, vielbeſungenen und noch mehr verleumdeten Kaiſerſtadt ſeine deſkriptive Aufmerkſamkeit. Wer vierzehn Tage Ferien hatte, kam „aus dem Reich" in das luſtige Phäakenneſt und ſchnupperte nach draſtiſchen Typen. Wer ein Paar Löffel Suppe hier aß, einmal den Schönbrunner Garten, am nächſten Tage den Prater und das Leopoldſtädter Theater beſuchte, ſchrieb ein dickleibiges Buch über „Wien und die Wiener". Glaßbrenner, der allzeit Witzige, perſiflirte die dreiſte Methode in kauſtiſcher Weiſe, indem er ſeine (übrigens gediegenen und trotz ihres ſechsundreißigjährigen Alters heute noch werthvollen) „Bilder und Träume aus Wien" mit den klaſſiſchen Worten einleitete: „Ich habe Feder, Papier und Tinte, warum ſollte ich kein Buch über Wien

ſchreiben?" Und ſo ſchrieben nach dieſem pikanten Rezepte denn wirklich auch Mathias Koch und ſelbſt Großhoffinger (fürchterlichen Andenkens) — von den Lohnſchreibern gewiſſer Pamphleten-Verleger gar nicht zu reden, über das arme Wien! — —

Als „unvermiſchter Wiener" erlaubte ich mir ebenfalls den „Wiener Boden" zu durchforſchen, und, was ich hiervon der Schilderung werth hielt, einzuſammeln und für ein Büchlein, eine Art „ſozialen Wegweiſer" zurecht zu legen. Hier iſt es: der Nachſicht meiner theuren Leſer aufs dringlichſte empfohlen.

Und nun noch Eines: Ich bat oben des Langen und Breiten, mir die Ungeſchlachtheit der Form zu verzeihen ... ach! die vermeintlich grellſten Skizzen, die vor vier und fünf Jahren fertig, ſind heute vielleicht ſchon „abgeblaßt", und was ich für derb halte, dünkt Manchem etwa zu zahm. Ein Rudel überbietender Nachtreter in gewiſſen Organen iſt ja längſt weit energiſcher in ſeinen Schilderungen — — ich laſſe ihnen den Lorbeer.

Wien, im Weinleſemond 1872.

F. S.

I.

Stimmungsbilder.

Ein paar alte Leute.

(Eine einfache Geſchichte zum Eingang.*)

Es war zu Ende der Neunziger Jahre. Ein junger Mediziner, der ſich vorerſt ein Weibchen nahm, ehe er Patienten hatte, war über dieſen herrlichen Einfall ganz außer ſich und in dulci jubilo und lobte Gott den Herrn allſtündlich ob des Glückes, das er gemacht. Sie hatten zwar nichts zu nagen und zu beißen, aber ſie waren jung und liebten ſich — und für das andere werde ſchon der Himmel ſorgen.

Und des Himmels Segen blieb auch nicht aus. Nach Jahresfriſt gab's in dem Kämmerlein, welches das Pärchen in einer der ſüdlichen Vorſtädte Wiens bewohnte, plötzlich großes Geſchrei. Ein Mägdlein lag an der Mutter Bruſt, und obwohl an Linnen und ſonſtigem Aufputz für das herzige Ding nicht allzuviel in Vorrath war, der glückliche Vater ſprang dennoch deckenhoch und jubelte und bedeckte die ſelig lächelnde Mutter mit tauſend heißen Küſſen.

Nun kamen aber auch der Sorgen eine ernſthafte Zahl. Für Drei galt es zu ſchaffen und nebſtbei gab's noch zu ſtudiren: eine ſchwere Menge Bücher und Schriften lagen vor dem Lämpchen, das recht kümmerlich flackerte und dem eifrigen Leſer das Geſchäft mühſelig genug machte. Dann und wann entrang ſich wohl ein leiſer Seufzer der Bruſt des Vielgeplagten, aber ein Blick nach den beiden Schlummernden gab ihm neuen Muth und ließ ihn die Qual über-

*) Geſchrieben am 20. Novbr. 1871.

dauern. Und endlich fanden sich sogar die ersten Patienten: Geld, wenn auch nur in kleinen Dosen, kam ins Haus, man konnte Holz kaufen und das Stübchen tagüber warm halten; ja ein paar glückliche Kuren verschafften dem Namen des bisher Unbekannten in der ganzen Gasse einen Ruf — die Zukunft war geebnet . . . Da starb ihm sein gutes Weibchen. — —

Nachbarsleute nahmen sich des Kindes an und pflegten es während des Tages, wenn den trostlosen Vater seine Berufspflicht nach auswärts rief. Kam er Abends heim, dann holte er sich das arme Wesen, das ihm die Händchen sehnsüchtig entgegenstreckte, herüber und herzte es und plauderte mit ihm von der Mutter, die vereist sei und bald wieder käme, und wenn die Kleine die schlafmüden Augen lächelnd schloß, da hielt er sie wohl noch stundenlang im Arme und schuf sich aus den holden Zügen das Bild der Mutter, die gewiß segnend über den Beiden wachte. Dann legte er die Schlummernde leise und behutsam zu Bette und sich daneben und horchte jedem Athemzuge, bis sich der Schlaf auf seine eigenen Wimper senkte.

So ging es ein paar Jahre. Das „schwarze Lennchen", wie man das Mädchen im Hause hieß, gedieh zusehends, es wurde stark und machte sich zu schaffen, wo es nur möglich war. Das gefiel den Leuten und man lobte das wackere Kind, das, noch nicht volle acht Jahre alt, die, wenn auch überaus bescheidene und kleine Wirthschaft, aber dennoch ganz allein führte und unausgesetzt scheuerte und fegte und alle Hände voll Arbeit nahm.

Dagegen wollte es leider mit dem Vater nicht recht vorwärts gehen — er kränkelte, er zehrte sich ab, und als sein Lennchen ins neunte Jahr ging, da — starb er. Das arme Kind stand nun allein in der weiten Welt.

Als aber die Verlassene und Vereinsamte, bitterlich weinend, hinter dem Sarge wankte, der ihr Alles umschloß, und als sie im Wahnsinn des Schmerzes dem Sarge nach, sich in die Grube stürzen wollte, da — wurde die Verzweifelnde von einer Frau, die sich als „Tante" zu erkennen gab, am Arme erfaßt und mit den Worten:

„Keine Narrheiten! Du bleibst von nun an bei mir!“ von der Fremden fortgeführt.

Und die Verwaiſte blieb bei der „Tante“. Es war eine kalte, ernſte, harte Frau, die die trockene Brodrinde und die „Liegerſtatt“ keineswegs für Nichts gab, ſondern tüchtigen Robot dafür verlangte. Sie entließ ihre Magd und die neue „Koſtgängerin“ mußte deren Dienſte verſehen. Das war nun allerdings kein kleines Stück Arbeit für ein neunjähriges, von Schmerz und Gram gepeinigtes Mädchen, das ſeiner „Wohlthäterin“ nichts zu Dank machen konnte, obwohl es ſich die Hände wund rieb und vor Kummer die Augen roth weinte.

Aber ein Herz erbarmte ſich doch der Gequälten. Vor dem Hauſe ſtand ein Brunnen, von dem auch Lennchen das Waſſer holen mußte. Als nun eines Tages das Mädchen mit einem großen, ſchweren Schaffe ſich recht abplagte, um es weiter zu bringen, und es doch nicht vermochte, da — lief aus der Werkſtätte gegenüber ein vierzehnjähriger Burſche herbei, ergriff das volle Schaff mit nervigen Armen und trug es dem erſtaunten Mädchen in das dritte Stockwerk. Das war ein echter und rechter Liebesdienſt, ſo aus vollem, uneigennützigem Herzen und ganz unbewußt gethan, und obwohl ſich das Kind ob ſeiner „Faulheit“ von der erzürnten Pflegemutter ſchelten laſſen mußte, dankte es doch hellen Auges dem wackern Helfer. Ach, der gute Junge ſuchte ſogar von nun an Gelegenheit, um dem armen Geſchöpfe mit Rath und That zur Hand zur ſein, das es gar nicht faſſen konnte, wie ein wildfremder Menſch ſo liebreich ſein ſollte.

Das Alles ging eine Zeit lang ſeinen Werkeltagsgang ruhig weiter, bis der große Welts-Störefried Napoleon auch in dieſe kleinen Verhältniſſe verwirrend eingriff. Der 11. Mai 1809 kam. Wien wurde bombardirt, Menſchen wurden getödtet, Häuſer in Brand geſteckt; Entſetzen erfüllte die Menge. Die Tante flüchtete in den Keller, mit ihr Lennchen. Der Junge von drüben ſtand mit ſeinem Vater und den übrigen Arbeitern auf den Baſtionen. Auch

8 Intermezzo ging vorüber und man kehrte zu ſeinem Heerde

zurück. — Nicht lange und auch die Tante starb und Lennchen stand wieder allein und verlassen.

Sie hatte gesunde Arme und war die Arbeit gewohnt, so suchte sie denn frohen Muthes ein ehrbar Haus und bot ihre Dienste an. Sie fand es. Man gab sie ihres heiteren Temperaments wegen zu Kindern und hielt sie selbst wie das Kind des eigenen Hauses.

Vorher aber nahm sie noch Abschied von ihrem Jugendfreunde. Mit dem Bündel in der Hand, trat sie in die Werkstätte und bot dem Jungen, der schon gewaltig in die Höhe geschossen und eben mächtig in der Esse rührte, treuherzig ihre Rechte. Der wurde feuerroth und rief: „Ho! Ho! was soll's, was gibt's?" „Fort muß ich!" war die gelassene Antwort. „Doch nicht etwa aus der Welt?" — „Das wohl nicht. Ich trete in ein Haus, wo ich denke, daß ich's getroffen habe. Aber ehe ich von hier scheide, wollte ich Dir — wollte ich Euch noch einmal recht vom Grund meines Herzens danken, für . . ." — „Für was? Du Närrin! daß ich Dir zuweilen ein volles Wasserschaff getragen, oder Holz, oder einen Sack Erdäpfel vom Wagen geholt habe, wie Du noch ein kleines Ding warst? Das sind weiter merkwürdige Geschichten! da hat's viel zu bedanken! — Nun, wenn's sein muß, Lennchen, so geh' halt in Gottes Namen, und denk' öfter an uns, hörst Du! Und wenn es Dir — was der Himmel verhüten möge, schlecht gehen sollte, so komm' zu uns, hörst Du? Nicht wahr, Mutter! — wandte er sich zu der wackeren Frau, nicht wahr Mutter, wenn es dem Lennchen schlecht gehen sollte, sie darf kommen und — es Dir sagen?" „Gewiß, gewiß!" erwiederte diese, und wenn wir helfen können, wollen wir's gerne thun! Und nun leb' wohl!" — „Lebt wohl! . . ."

„Ein Blitzmädel das," meinte der Vater, „steht so mutterseelenallein auf der Welt und verliert nicht die Kourage. Wer die einmal zum Weibe bekommt, denk ich, der hat nicht fehlgeschossen!" — Der Junge schien der letzten Worte nicht zu achten, er warf ein Scheit Holz in die prasselnden Flammen und pfiff sich ein lustig Liedl. —

Jahre vergingen. Lennchen wuchs zur blühenden Jungfrau

heran und schaukelte die Kinder des Hauses auf ihren Knien und erzählte ihnen die staunenswerthen, unglaublichen Geschichten, die ihr Vater eine unabsehbare Menge zu erzählen wußte, und womit er in ihrer Kindheit Tagen ihr und sich selbst so manche bittere Stunde versüßte. Und die Kinder horchten ihr gerne und baten immer um neue und wieder neue Geschichten, und lachten hell auf über die tausend tollen Einfälle und riefen: „Nicht wahr, Du bleibst immer bei uns?" „Ja liebe Engel, ich bleibe bei Euch!"

Die Frau des Hauses, voll Güte und Sanftmuth, lächelte zu diesen unschuldvollen Herzensbündnissen oder drohte nur liebevoll mit dem Finger und sagte: „Du raubst mir noch die Kinder!" — „O, meine Mutter!" rief da die treue Hüterin der Kleinen und warf sich schluchzend der edelmüthigen Frau in die Arme.

Diese verstand den Schmerz der Verwaisten, küßte sie auf die Stirne, liebkoste ihre Kinder und rieth ihnen, bald zu Bette zu gehen. Die aber erhoben ein Zettergeschrei und verlangten dringend solch' lustige Figürchen, wie sie „Madelaine" zu zeichnen verstand und die die kleinen Knirpse dann jubelnd nachkritzelten, bis der Schlaf sie überwältigte. Aus zweien dieser „Kritzler" wurden später Künstler von achtbarem Namen.

Und wieder vergingen Jahre. Da meldete sich eines Tages ein Mann bei der Frau des Hauses, mit dem Vorgeben, „Wichtiges" zu besprechen zu haben. Man ließ ihn ein. Es war ein junger, kräftiger, stattlicher Mann, im bürgerlichen Sonntagskleide, einfach und modest. Nur etwas verlegen that er und kämpfte sichtbar mit den Worten, um sein Anliegen vorzubringen. Endlich schien er den Anfang gefunden zu haben und platzte mit der Frage heraus! „Gnädige Frau, haben ja noch das Lennchen im Dienste?" „Das Lennchen? — Ja so, Sie meinen Madelaine; im Dienste? Je nun, wie Sie's eben nennen wollen, wir halten sie nicht wie eine Dienerin." — „Ich weiß, ich weiß!" war die rasche Antwort; sie hat's hier gut, o — ich hab' mich schon erkundigt, ich hab' sie nicht aus den Augen gelassen, daß heißt, alles in Ehren — sie wußte nichts davon." — „Und was

iſt der Zweck Ihres Hierſeins? Ueber was ſoll ich Ihnen noch Aufſchluß geben?" — Aber das war zu viel auf einmal gefragt. Der Aermſte hatte den Faden ſeines Konzeptes nun vollends verloren, er drehte nur unabläſſig den friſch gebügelten Cylinder mechaniſch zwiſchen den Händen, ſtand auf, rückte den Stuhl in die Ecke und murmelte: „Ich werde nächſten Sonntag mir nochmals die Freiheit nehmen, bitte jedoch vorläufig nichts zu erwähnen, daß Jemand . . ." Hier ſtockte er neuerdings.

In dieſem für den „Redner" qualvollen Momente wurde die Thüre heftig aufgeriſſen. Ein bausbackiges Mädchen ſprang herein, barg ſich in den Schoß der Mutter und rief: „Du findeſt mich nicht! Du findeſt mich nicht!" Und ein viertel Dutzend Kinder folgten und zerrten ein ſchlankes Frauenzimmer, welches eine Binde um die Augen hatte, herbei und klatſchten in die Hände und ſchüttelten ſich vor Lachen.

Und die Geblendete taſtete und taſtete; da ſtreifte ihre Hand eine fremde Hand, ſie fühlte ſich von ihr kräftig erfaßt, die fremde Hand glühte . . . ſie riß ſich die Binde von der Stirne . . . ein Mann ſtand vor ihr . . . alles Blut wich aus ihrem Antlitze und drang zum Herzen, das zu zerſpringen drohte: „Georg, ſind Sie es?" waren die einzigen Worte, die ſie zu ſtammeln vermochte.

Die Frau des Hauſes gebot den Kindern, in das Nebenzimmer zu treten, welche es zögernd thaten, nicht ohne den fremden Mann ſcheu anzuſtarren. Als das ungeſtüme Quartett entfernt und die Drei allein waren, begann Georg, welcher plötzlich all' ſeinen Muth wieder gefunden, alſo:

„Gnädige Frau, vor Allem Anderen denken Sie von uns Beiden nichts Unrechtes! Dieſes Mädchen hier kenne ich noch, als es ein Kind war. Als Kind ſprach ich es zum letzten Male, als Kind ſchied es von uns. Ich vermied es ſeitdem, ihr unter die Augen zu kommen, weil — ich ſie nicht hätte ziehen laſſen ſollen, als ſie zu . . . fremden Leuten ging. O, die Mutter hätte ſie ſchon behalten . . . Nun, ich ſagte damals: wenn es Dir ſchlecht gehen ſollte, komm' zu uns! Lennchen! verzeihe mir, Gott ſtraf' mich, im Stillen wünſchte

„Du kämeſt gleich des anderen Tages — Du kamſt nicht wieder! Das wurmte mich. Ich zog Erkundigungen ein, wie Du Dich ſtänbeſt, was Du triebſt und machteſt und thäteſt. Jeden Deiner Schritte ließ ich bewachen, aber ich hörte nur — Untröſtliches; das heißt: ich hörte, daß es Dir gut gehe, über die Maßen gut gehe, daß Du eine Mutter gefunden, und — — weil es Dir ſo gut ging, da vergaßeſt Du auf uns . . . .“

„Ich dachte alltäglich an Euch!“

„Nun, das iſt ſchön, wenn's wahr iſt; das iſt ſchön, Lenuchen! Aber höre weiter. Ich ließ Dich nicht aus den Augen! Du ſahſt mich nicht, aber ich ſah Dich Sonntags in der Kirche. Wenn Du mit den Kleinen kamſt, ſtand ich ſchon längſt oben auf dem Chore, nun — wenn's da manchmal mit dem Takte happerte, da warſt eben Du Schuld daran; endlich warf ich die Geige auch weg, meine Hände wurden zu ſchwer — Du weißt, unſere Arbeit iſt keine leichte. Aber verſtohlen habe ich doch immer nach Dir geſchaut. Und weil ich die ganzen Jahre nichts Uebles von Dir gehört — und — weil ich nun mein Handwerk ſelbſtſtändig ausüben will — ſo komm' ich, Dich zu fragen — — das heißt, Du mußt mich recht verſtehen — s' ſind ſchwere Zeiten — aber arbeiten will ich früh und ſpät, und wenn Du mit dem einfachen Loſe Dich zufrieden geben willſt, das ich Dir bieten kann, und die gnädige Frau es hier erlaubt, ſo möchte ich, daß Du — Ja ſagteſt und — —“.

Weiter konnte er nicht. Die Frau des Hauſes lachte und meinte, daß ſie nichts zu erlauben hätte, aber Lenuchen fiel ihr ins Wort und ſagte:

„Gnädige Frau! Sie haben an mir gethan, wie eine Mutter nicht anders thun konnte; ich gebe Ihnen deshalb volle Gewalt über mich und werde nie einen Schritt ohne Ihre Einwilligung unternehmen. Was das Anliegen dieſes Mannes betrifft, den ich heute nach Jahren das erſte Mal wieder geſehen, ſo geſtehe ich, daß mich ſein Antrag überraſcht und verwirrt. Als Kinder ſprachen wir uns letzte Mal . . . wohl dachte ich gar oft an das gute Herz des

wackeren Jungen — — aber — konnte ich ahnen, daß er des armen Mädchens noch gedenke, dem er einst in Jugendlaune half — Lasten tragen? Es ist edel — — daß er der armen Waise nicht vergessen — aber — ich bin auch heute noch nichts Anderes. Ich . . ."

„Lennchen, halt' ein! Ich weiß, was Du sagen willst. Aber ich muß ja Dich vorerst fragen, ob denn Du die sorgenlose Zufriedenheit, die Dich umgibt, je vertauschen könntest mit den trüben Tagen an der Seite eines armen Arbeiters? Ob, wenn unsere Pläne scheiterten, nie ein Ton der Klage, des Vorwurfs über Deine Lippen käme, ob nicht qualvolle Reue Dich folterte und —"

Sie sah ihn milde und freundlich an, ergriff seine Hand und drückte sie.

„Lennchen! Lennchen!" rief der Ueberglückliche. „Ach, Du weißt es ja, daß ich nicht von Dir lassen kann, aber daß Du siehst, daß ich's ehrlich meine und auch nicht in Dich stürmen will, so — lasse ich Dir ein volles Jahr Bedenkzeit. Leb' wohl! Ja oder Nein! Mags kommen, wie es will, aber in einem Jahre siehst Du mich wieder!"

Damit eilte er davon. Er hielt Wort. Nach einem Jahre kam er wieder und — sechs Wochen später war Lennchen sein ehelich angetrautes Weib. —

* * *

Seitdem sind — fünfzig Jahre verflossen. Fünfzig lange Jahre mit ihren Nöthen und Trubel sind ins Land gegangen, funfzig schwere Winter haben an Mark und Knochen gerüttelt, aber — das Pärchen lebt noch immer. Auf seinen Häuptern liegt der Schnee des Alters, aber in ihrem Gemüthe ist's Frühling geblieben; das Feuer der Augen ist wohl allmählig leise verglommen, aber im Herzen bewahren sie treu das Flämmchen zärtlicher Fürsorge; die Last der Jahre hat ihre Rücken wohl etwas gekrümmt, aber sie vermögen noch aufrecht den Blick zu erheben; in Kummer und Mühsal haben

sie das Lachen wohl längst verlernt, aber das sanfte Lächeln innerer Glückseligkeit, der Seelenfreudigkeit spielt noch um ihre Lippen. . . .

Fünfzig Jahre sind an ihnen vorübergezogen, aber sie zählten sie nicht und merkten's kaum, und erschracken fast, als sie inne geworden, daß der Herr so gnädig gewesen und sie so lange vereint gelassen. Ein halb Jahrhundert ist in's Grab der Zeiten gestiegen und eingesargt hat man vor ihren Augen Kinder und Kindeskinder und zahllose liebe Freunde und Genossen, sie aber selbst wandeln noch immer ungebrochenen Muthes auf der schönen Erde — die ihnen so wenig bot.

Ach, so wenig! — — Der Pfad, der sie durch's Leben führte, war nicht mit den Rosen des Glücks geschmückt; eine Dornenhecke von Mißgeschick umschlang ihre Wege, die nur von spärlichen Sonnenblicken erhellt wurden. Der eiserne Ring der Noth legte sich um ihre bescheidensten, kleinsten Wünsche; Mangel und Entbehrung wuchs aus all ihrem Mühen und Streben, und ihre genügsamsten Träume und Pläne erstickte der Gifthauch der — Ungunst ihres Schicksals. Sie blieben arm.

Sie blieben arm in bitterster Armuth. Sie konnten sich nichts erbeuten und erobern im schweren Kampfe des Lebens, als ein schuldlos Gewissen, die Liebe ihrer Kinder und die Achtung ihrer Mitmenschen. Sie blieben arm trotz unsäglichen Ringens und ihr Stern stellte sie unter Jene, die der Bann getroffen: das Stück Brod im Schweiße des Angesichts zu verdienen.

Sie blieben arm. Aber kein Laut des Vorwurfes kam über ihre Lippen, kein unmuthsvoller Blick trübte das Band, das sie geknüpft. Sie harrten aus in Liebe und Treue und einträchtigem, unverdrossenem Zusammenhalten und unüberwindlichem Gottvertrauen und in der Hoffnung auf eine bessere Zukunft.

Auf eine bessere Zukunft! Noch am Abende des Lebens verläßt r Glaube nicht! — Sie blicken nun lächelnd zurück auf den

langen Weg, den sie miteinander gegangen, und wissen selbst nicht, wie sie's getragen, was der Herr ihnen Alles aufgebürdet. . . .

Gestern war's Jahrestag, daß sie sich vor fünfzig Jahren die Hände zum Bündniß gereicht. Sie hatten beide Wort gehalten und sind sich, Eins dem Andern, eine Stütze geblieben. Und wenn der Traum ihrer Jugend auch nicht in Allem in Erfüllung gegangen, ihr theuerster Wunsch ist doch zur Wahrheit geworden: Treue Liebe für's ganze Leben!

So feierten sie denn gestern, wie's der Gebrauch will, nochmals eine Hochzeit — die goldene. In derselben Kirche, wo sie einst — es sind bald achtzig Jahre — getauft, und wo sie vor fünfzig Jahren ehelich verbunden wurden, standen sie gestern noch einmal und horchten den mahnenden, tröstenden, liebevollen Worten des Priesters. Und als sie die Kirche verließen und neben einander dahertrippelten, da führte sie der Weg zu dem Brunnen, der heute noch auf demselben Flecke, und sie blieben einige Augenblicke vor ihm stehen. „Weißt Du noch," begann das Mütterchen-Braut mit zitternder Stimme, „wie Du hier einst dem armen Kinde hilfreich Deinen Arm geboten? Da lernte ich zuerst Dein gutes, edles Herz kennen und Dir vertrauen — ich habe mich nicht getäuscht in Dir — ich danke Dir nochmals für alle Liebe, die Du mir im Leben erwiesen." —

Dann gingen sie weiter, in ihre kleine Behausung. Der Rest der Kinder, so ihnen geblieben — neun hatten sie im Laufe der Jahre bestattet — stand um das Jubelpaar, eine Schaar munterer Enkel sprang um die greisen Brautleute lustig herum. Das Fest selbst aber verlief still und geräuschlos. — —

Warum ich diese einfache Geschichte erzählte? Weil sie mir an's Herz gegangen. Ob ich die Leute genau kenne? — Gewiß, denn es sind — meine eigenen Eltern, die mir der Himmel noch lange erhalten möge!

Neujahr.

Irgend Einer von der Sorte der „gründlichen Forscher" hat seinerzeit die merkwürdige Entdeckung gemacht, daß niemand Anderer als die — „armen Leute" das „Neujahrwünschen" erfunden hätten, aber — und das ist des Pudels Kern: einzig und allein nur aus „schnöder" Gewinnsucht.

Nun, wenn der erste Theil der Entdeckung begründet, dann ist es naturgemäß auch der zweite, denn ich sehe nicht ein, zu was Ende die „armen Leute" Etwas erfinden sollten, wobei sie nichts profitiren, und da es in dieser verkehrten Welt schon so eingeführt ist, daß kein Mensch einem armen Teufel — sondern daß vielmehr Letzterer gerade den „Glücklichen der Erde," den vom Schicksale Begünstigten, den irdischen Göttern, z. B. den Ministern und Hausherren, den Millionären und Hofräthen, den Rentiers und Maitressen, den ersten Tenoren und Verwaltungsräthen, den Primadonnen und Kirchenfürsten ꝛc. ꝛc. unaufhörlich in tiefster Ehrerbietigkeit noch alles übrige Beste im Leben und bei Gelegenheit ein „glücklich' Neujahr" wünscht, es wohl kein himmelschreiendes Verbrechen ist, wenn dann der „arme Teufel" für diese unleugbare Belästigung Fortunens sich nicht wenigstens ein paar Perzent Diskonto des jenseitigen Gewinnes herauszuschlagen die — Ambition und Tendenz hätte.

Schnöde Gewinnsucht! Wie unbillig! — Ich bitte nochmals, sich die Frage zu stellen und gefälligst gleich selbst zu beantworten: wer gratulirt und wem wird gratulirt? Es gratulirt der, der nichts hat, dem, der, wenn auch nicht Alles, so doch viel mehr hat, als er

ſelber, und wenn Letzterer für einen ſolchen Pleonasmus der Begünſtigung eine kleine Proviſion, eine Tantieme von einem „Guldenſtückl" bewilligt, ſo iſt das wahrlich keine Verſchwendung und der großmüthige Geber braucht nicht zu befürchten, daß ihn die Behörde deshalb unter Kuratel ſtelle. Aber die Beſitzenden ſind mitunter nicht nur knauſerig, ſondern auch pfiffig und dieſe pfiffige Knauſerei kalkulirte alſo: Wer weiß, ob der liebe Herrgott die Glückwünſche eines ſo armen Teufels berückſichtigt und in Vormerkung nimmt, und ob ich nicht etwa viel eher ein kleines Geſchäft mache, wenn ich überhaupt auf derlei Gratulationen Verzicht leiſte, ja mich ſogar durch eine mäßige „Gebühr" von der ganzen Schererei, die man von dem Verkehre mit armen Leuten hat, loskaufe? Und der Egoismus erfand die „Neujahrwunſch-Enthebungskarten". Wie unrühmlich, wie . . . ſchmählich!

Ich ſetze meinen Kopf zum Pfande und wette, daß der Erfinder dieſer, wenn auch hübſch und geſchmackvoll lithographirten, aber dennoch brutalen Abwehr ein . . . Glückspilz war. Kein Anderer hätte es ausgeklügelt, wie man ſich des Anblicks der Armuth, wenn ſie auch nur einmal im Jahre an unſere Thüre klopft, unter dem legalen Vorweis der erlegten „Taxe" erwehren kann. Und wenn die armen Leute das „Neujahrwünſchen" erfunden haben, ſo erfanden nur die Reichen die „Neujahrwunſch-Enthebungskarten", den angenagelten Schreckſchuß für alle abgeſchabten ſchwarzen Fracks und ausgewaſchenen Kattunkleider.

Es fällt mir natürlich nicht ein, den ſpekulativen Faullenzern beiderlei Geſchlechtes, die einige „Auserkorene" tributpflichtig machen, den Bedarf an Schnaps oder Kaffee für ſie zu beſtreiten, das Wort zu reden; ich ſchwärme ferners keinesfalls für die katzenbuckelige Kriecherei und Schönthuerei, die in grinſender Unterwürfigkeit dem „hochverehrten" Chef ihre in Demuth erſterbende Aufwartung macht und durch dieſe ſervile Staatsaktion indirekt Jene in ein ſchiefes Licht zu bringen weiß, deren Rückgrat nicht ſo biegſam und deren ſchwarzer Frack nicht für die obligate „Neujahrscour" zugeſchnitten iſt. Und

schließlich lege ich auch keine Lanze ein für den unmotivirten Usus, Jedem, dem es als autonomem „Neujahrs-Wegelagerer" beliebt, mit einem gelallten Speech ein Attentat auf unser Portemonnaie auszuüben, dieses zur gefälligen Benützung zu überlassen. Ich meine überhaupt nicht den Troß der plärrenden Gratulanten, die in allen denkbaren Chargen und gänzlich unbekannt gebliebenen Dienstleistungen sich uns an diesem Tage präsentiren — ich nehme nur die wirkliche Dürftigkeit in Schutz, die sich Euch in Bescheidenheit und aufrichtiger Ergebenheit naht, deren Wünsche vielleicht doch herzlich gemeint und deren Dank für den Obolus, den Ihr spendet, ein gefühlter ist. Und da muß ich denn, um meine abnorme Fürsprache zu rechtfertigen in meine eigene Jugend zurückgreifen und ein Bild aus meinen Bubenjahren hervorsuchen.

Ich habe bereits angedeutet, daß es uns Geschwistern in der Kindheit nicht am besten ging und daß die freudigen Sonnenblicke in unseren ersten Lebensjahren so spärlich waren, wie die Fettaugen in der Armensuppe. Die Weihnachtszeit war triste genug, aber vor Neujahr gestaltete sich die Aussicht der Dinge freundlicher, das Präliminare, das wir entwarfen, gab zu den animirtesten Debatten Anlaß und die Diskussionen über die Voranschläge, die wahrlich nicht zu den exorbitantesten gehörten, wurden oft noch Nachts im Finsteren von einem Bette ins andere hinübergeführt. Wie das Alles auf Kreuzer und Pfennige berechnet war, wie die Einnahms- und Ausgabsrubriken summirt und wieder summirt wurden, wie oft wir das Ordinarium und Extra-Ordinarium modifizirten und welche Mühe es kostete, bis wir, auch die Virements im Auge, endlich das ganze Budget fix und fertig mit 5 fl. 40 kr. aufgestellt hatten. Welche Freude, wenn dann, nachdem wir die kurrenten Ausgaben im Geiste bestritten, d. h. ein paar Stiefel und ein paar Schuhe als dringendstes Ausrüstungs-Erforderniß beantragt hatten, noch ein Rest von einem ganzen Zwanziger blieb, um den man ein Band oder sonst ein „Präsent" für die Mutter kaufen konnte. Welch' selig-kümmerliche Zeit!

Aber die präliminirte Freude war kostspielig, sie erforderte näm-

lich ein ſchweres Stück Arbeit: das Schreiben und Auswendiglernen der „Wünſche.“ O Gott! Heute noch ſchaudert mir bei der Erinnerung an jene Marterwochen, wenn ich bedenke, welche Seelenangſt, welches Herzklopfen, welch Zittern am ganzen Leibe und welchen Schweiß uns dieſe Gratulations-Prozedur koſtete! Da hieß es zuerſt bei den Nachbarsleuten einen paſſenden „Wunſch,“ natürlich in Verſen, auftreiben. Dieſer paſſende „Wunſch“ paßte jedoch nie und nun galt es, Adaptirungen und ſtyliſtiſche, dem „Zwecke“ angemeſſene Verbeſſerungen vorzunehmen. War dieſe Umdichtung, bei der es auf ein paar Füße mehr oder weniger nicht ankam, vollendet, dann ging's an das Memoriren, in welchem Geſchäfte meine Schweſter die Meiſterin war. Und als wir den ganzen „Spruch“ von circa 36 Zeilen (denn ſo viel mußte er mindeſtens haben, wollten wir nicht den Reſpekt verletzen) bis auf's Jota auswendig wußten, dann kam erſt die Höllentour des Abſchreibens. Ich weiß nicht, wie viele „Wunſchkarteln“ ich damals verdorben habe, ich weiß nur ſo viel, daß mich die (ungeheuerliche) Titulatur: „Hochſchätzbarſter Herr Onkel und Frau Tante!“ allein ſchon, wenn ſie gelang, ein Meiſterwerk dünkte, aber ſie gelang ſelten und ich ſchrieb meiſt: „Hochſchäßbartzte“ u. ſ. w. und das Malheur war fertig. Ach, wie viele Thränen koſteten mich dieſer hochſchätzbarſte Herr Onkel nnd die Frau Tante!

Endlich nahte der heißerſehnte, aber auch gefürchtete Tag. Wir machten uns auf den Weg. Dürftig gekleidet, marſchirten wir in Sturm und Kälte, oft bis an die Kniee im Schnee, wohl eine Stnnde weit in die entlegenſte Vorſtadt. Da ſtandeu wir, zitternd vor Froſt und Angſt, unter dem Hausthore und erprobten, ob wir unſerer Sache und des — Erfolges auch ſicher ſeien. Dann ging's lautlos über die Stiege, zaghaft ergriffen wir die Klingel — man öffnete, wir ſchüttelten noch die Schneereſte von uns, rieben uns die erſtarrten Hände und wurden ſodann in das „Allerheiligſte“, in das Schlafzimmer der „hochſchätzbarſten“ Frau Tante geführt. — Ach, wie prächtig es da war und wie luſtig das Feuer im Kamine praſſelte! Die hochſchätzbarſte Frau Tante war jedoch ſtets vollauf beſchäftigt;

sie fütterte den Papagei oder richtete die Maschen an dem blauseidenen Halsbande ihres Pintscher, oder sie kramte in einer Lade des Chiffoniers herum, und während dieser dringenden Arbeiten durften wir unsere Wünsche rezitiren. Es geschah mit zitternder Stimme und pochender Brust. Dann wendete sich die Gefeierte um und gab uns Jedem das schon in Bereitschaft gehaltene Guldenstück, legte die mit einer Rosaschleife umwundenen Manuskripte, deren Text wir soeben „deklamirten", uneröffnet bei Seite und — wir konnten uns wieder trollen. Die arme Frau! Sie hatte nie ein Kind besessen, das Gefühl der Liebe für Kinder war ihr fremd und unbekannt — und wir hätten sie doch so geliebt, denn es war so schön und herrlich bei ihr und sie konnte auch freundlich sein, wir sahen es ja, wie sie den knurrenden Pintscher abhielt, daß er uns nicht zwischen die Füße fuhr und wie begütigend sie ihm schmeichelte, daß er sein keifendes Bellen endlich einstelle. — —

Dann starb die hochschätzbarste Frau Tante. Ihr Besitz ging in eine fremde Hand — und als wir wieder hinüberkamen in das hübsche Haus und der glücklichen Erbin, der plötzlichen Adoptivtochter, schon um zu zeigen, daß wir ihr trotz alledem und alledem nicht gram seien, ebenfalls unsere kindlichen Wünsche zu Neujahr darbringen wollten, da — hatte sich eben Alles geändert. Der keifende Pintscher zwickte uns nicht mehr in die Beine, denn er war längst davongejagt, dafür war die neue Herrin eingezogen und die rief, als wir gemeldet wurden, in's Vorzimmer hinaus: „Das Neujahrwünschen ist aus der Mode!" Der Diener öffnete uns wieder schweigend das Gitter, schlug es hinter uns barsch zu und wir schlichen kleinlaut mit unseren so schön geschriebenen und perfekt memorirten Neujahrswünschen nach Hause. Und wie kalt es damals gerade war, wie uns der eisige Nord die Finger steif und die Thränen in den Augen gefrieren machte . . . .

Heute würde ich natürlich nur lachen, wenn ich der hochschätzbarsten Frau Tante, ihrer heroischen Nachfolgerin und all der armseligen Kindergeschichten gedenke. Wenn ich aber auf der Straße den

zwei und drei Schuh hohen Gratulanten begegne und sehe, wie hurtig sie, die gerollten „Wünsche" in der Hand haltend, zu irgend einem vermeintlichen Wohlthäter eilen und mir dann das Bild vergegenwärtige, wie schmerzlich enttäuscht und starr vor Schreck die armen Kleinen vor der ersehnten Thüre anhalten werden, wenn das fatale Manifest, daß man ihre Wünsche nicht brauche, ihnen entgegenglotzt, dann fällt mir auch die Tragi-Komödie meiner eigenen jugendlichen Gratulations-Irrfahrten ein, ich höre den barschen Ton jener „noblen" Dame: „Das Neujahrwünschen ist aus der Mode!" und höre sogar ganz deutlich das eiserne Gitter „zuschlagen." — —

Freilich ist das „Neujahrwünschen außer Mode", aber die Noth und Armuth sind noch en vogue und die kindliche Hoffnung und Zuversicht, die rührende „Spekulation" eines genügsamen Herzchens sollt Ihr mit diesem grausamen Ukas nicht betrügen. Ich weiß, es wird Euch von vielen, eigentlich von allen Seiten heute viel „zugemuthet". Der Schwarze, den Ihr trinkt, der Bart, den Ihr Euch abnehmen laßt, das Krügel Lager, das man Euch kredenzt, die Wäsche, die man Euch bringt, der Brief, den Ihr empfangt, der Fiaker, in den Ihr steigt u. s. w., all dies kostet Euch heute das Doppelte, wenn nicht Drei- und Fünffache, denn das klingende Agio, das Ihr mit dem „glückseligen neuen Jahr" darauf bekommt, müßt Ihr in gangbaren Papieren wieder zurückzahlen. Sei's, in Gottesnamen; es wird Euch nicht insolvent machen, wenn Ihr's nicht schon gestern gewesen. Deshalb werdet Ihr aber auch 24 Stunden lang von aller Welt auf's Zuvorkommendste behandelt; die Magd stellt Euch das erste Mal die Stiefel nicht verkehrt an das Bett, Euer Leib-Figaro erzählt Euch die pikantesten und der Haarkräusler sogar die kurzweiligsten Geschichten. Ihr werdet gebürstet so fein und sauber, daß Ihr selbst an Euch eine Freude habt, und schließlich bringt Euch der Franz ein Beefsteak, wie Ihr's schon lange gewünscht, und der Jean hat endlich nur für Euch das Blatt in Bereitschaft, um das Ihr täglich hundertmal vergeblich riefst.

Gebt nun meinetwegen für diese Eintags-Artigkeiten keinen

Kreuzer, aber vergeßt mir die Kleinen nicht und ſchickt ſie nicht ungehört fort. Jagt lieber den kriechenden Scherwenzler von der Thüre, der mit ſeinen paar lumpigen, feilen Worten Euch kein „glücklich Neujahr" zu wünſchen, ſondern bei dieſer Gelegenheit nur um Eure Gunſt, um Eure „Huld und Gnade" zu erbetteln naht — hört dafür aber den ehrlichen „Spruch" an, der von Kindeslippen und aus argloſem Kinderherzen kommt und laßt es Euch ſogar eine freundliche Deutung ſein, wenn am erſten Tage des Jahres ein Kind Euch ſeine ehrlichen Wünſche ſtammeln will. Dann nehmt die garſtige Tafel mit dem liebloſen Veto von der Thüre. Thut Ihr's aber nicht, leiſtet Ihr Verzicht auf die Liebe und Zuneigung der Kinder, dann ſchicke ich Euch zur Strafe einen — Hausmeiſter, welchen zu kennen ich die Ehre habe, und der ſeit dreißig Jahren an Hoch und Nieder ſeine Neujahrsrede ſtets mit den unbefangenen Worten ſchließt: „Und endlich bitte ich, erhalten Sie mir noch ferner Ihre — Freundſchaft!" — An dieſer entſetzlichen Intimität ſollt Ihr Euch ärgern, daß Ihr blau werdet!

Der Faſching der Armen.

Wer gerne tanzt, dem iſt bald gepfiffen, und wer ſeinen „Faſching" haben *muß*, findet ihn ohne viel kopfzerbrechendes Arrangement und macht auch kurzen Prozeß bei Vervollſtändigung der erforderlichen Toilette. Genügſame Naturen — und die Armuth zwingt wohl zur Genügſamkeit, überraſchen dann geradezu durch den beſcheidenen Apparat, den ſie zu ihren karnevaliſtiſchen Vergnügungen benützen, und ſie beſchämen mit der Einfachheit der mise en scene auch die kunſt- und mühevollen Anſtrengungen der Millionen-Chefs, indem zwiſchen den vier ſchlecht geweißten, mit farbigen Papierketten dürftig aufgeputzten Wänden einer zu einem Tanzſaal raſch improviſirten Tiſchlerwerkſtätte, doch mehr freudeſtrahlende Geſichter erglänzen als in den goldſtrotzenden Appartements einer beliebigen Finanzgröße.

Ich habe nämlich noch nie gehört, daß ſich arme Leute, wenn ſie unter ihres Gleichen geweſen, ſelbſt bei den kümmerlichſten Ballverſuchen je *gelangweilt* hätten — was bei der gegentheiligen Partei mitunter paſſiren ſoll; ich habe ferners nie gehört, daß die Ballgäſte des holperigſten Tanzbodens über die Juchtenſtiefel mancher hausknechtiſchen Soliſten die Naſen rümpften, während die zierlichſten Juchten-Bouquets der ätheriſchſten Komteſſen eine Walzertour zur Höllentour machen können, und ſchließlich habe ich auch noch nie gehört, daß der Unternehmer eines kleinen „Tanzlätizel" im dumpfſten Wagenſchoppen nachträglich davon ſo viel Verdruß gehabt hätte, wie der generoſeſte Veranſtalter jener rivaliſirenden Ballfeſte in gewiſſen rivaliſirenden Palais. Denn man iſt, wo nur Talglichter den Produk-

tionen vorstädtischer Terpsichoren leuchten, und man die Erfrischungen in der Raststunde aus einem Ziment kredenzt, schon von Haus aus bescheidener und genügsamer und mit Wenigem zufrieden, als in den exquisiten Regionen, die von Brillanten erhellt werden. —

„Du, beim Greißler is am Irtag a Ball, er hat die Krautkammer auskramt, a Zehnerl is Eintritt, 's kummen lauter Bikennte aus der Nachbarschaft — daß Di daweil z'samrichst, mir gengan a übri!"

Mit dieser schmucklosen und unparfümirten Einladung avisirt ein ausgedienter Deutschmeister und nunmehriger Stiefelputzer die „Seinige", die am ganzen Grund bekannte Wäscherin und kreuzbrave „Frau Kathel" von dem bevorstehenden Faschingsgenuß. Und nun wird gewaschen und gebügelt, die Unterröcke werden gestärkt und das „blaugetupfte Kammertuchkladl, worin's vor 39 Jahr' bei der Hochzeit so sauber ausg'schaut hat, daß alle Mannsbilder auf sie „gschiärng'lt hab'n," wird aus dem Archive hervorgesucht und noch einmal ins Treffen geführt.

Und am „Irtag" ist wirklich der „Ball" in der Krautkammer des Greißlers. Es kommen übrigens thatsächlich nur „Bikennte". Da ist z. B. der Herr Alois, der Laternanzünder, mit seinen fünf „Madeln", wovon vier ins „Nähen gehen" und eine für's Ballet ausgebildet wird. Ferner ist der „Mussi Franz" anwesend, der durch 21 Jahre Himmeltrager war, aber seines Brustleidens wegen den Dienst verließ und nun dem Greißler beim Krauteintreten hilft. Dann die „Mamsell Schanett", eine ältliche Person, die in ihrer Jugend eine reiche Partie hätte machen können, indem ihr ein vornehmer Herr einmal von den Klepperstallungen bis in die Reißnerstraße „nachg'stieg'n ist", und die nun vom „Umsetzen," „Krankenwarten," Platzaufheben und der Bereitung eines sehr gesuchten schwarzen Gichtpflasters lebt. Weiters die Frau Susi, die Auskocherin, mit ihrem Sohne Ignaz, der „ins Läuten geht." Der Werkelmann vom „hinter'n Hof", der nicht nur sein „Instrument", sondern auch „elf lebendige" Kinder mitgebracht, die älteste Tochter sogar in der Maske; der Herr Jakob, der Holzhacker; Herr Wenzel,

der Flickſchneider aus der Dachwohnung, und Herr Peter, der Zettelanpapper, der nicht lange bleiben kann, weil er zeitlich „ins G'ſchäft" muß, ſind ebenfalls, und zwar ſammt ihren Ehehälften und vollkommenen legitimen Nachwuchs erſchienen u. ſ. w.

Das Feſt ſelbſt iſt einfach, aber gemüthlich. Iſt der Saal (die Krautkammer) auch etwas überfüllt, man findet doch Platz, um einen ehrſam gemäßigten Walzer zu je vier oder fünf Paaren durchzumachen. Herr Wenzel, der Flickſchneider, ein durch und durch muſikaliſch gebildeter Mann, ſo zu ſagen ein Tauſendkünſtler, beſorgt die Muſik, d. h. er ſpielt abwechſelnd Guitarre oder bläſt Klarinette. Auch der Werkelmann gibt ſein Repertoire zum Beſten, auf allgemeines Verlangen aber muß Herr Wenzel Cſakan blaſen und die Frau Kathel mit dem „Ihrigen", der zu dieſem Zwecke, „obwohl 's a damiſche Hitz hat", ſogar ſeinen Rock anzieht, einen Menuet tanzen. Den Schluß bildet ein Polſterltanz, bei welcher Gelegenheit der „Muſſi Franz" der „Mamſell Schanett" unter lautem Bravogeſchrei ein „Bußl" zu geben hat, worüber dieſe feuerroth wird und, an ihrem Platze angelangt, den neben ihr ſitzenden Frauen noch einmal die Geſchichte erzählt, wie ſie in ihrer Jugend eine reiche Partie hätte machen können, denn jener noble Herr ſchien doch ernſte Abſichten gehabt zu haben, ſonſt wäre er nicht (notabene ohne ein Wort zu reden!) den weiten Weg von den Klepperſtallungen bis in die Reißnerſtraße ihr nachgegangen.

Das Buffet iſt ſelbſtverſtändlich gleichfalls nicht lukulliſch. Der Greißler ließ eine Rein Gollaſch kochen, das allgemein Beifall fand, und beſorgte auch den nöthigen Trunk. Die Frau Suſi, die Auskocherin, lieferte die Krapfen, (ſolide, kompakte Waare), die ſich eines reißenden Abſatzes erfreuten und ihr den Ruhm, die „erſte Krapfenbäckerin" weit und breit zu ſein, verſchaffen. Die Frau Suſi wird deshalb auch um das „Rezept" förmlich beſtürmt; ſie macht übrigens kein Geheimniß daraus, und während die Jugend walzt, erklärt ſie den wißbegierigen Müttern ihr Syſtem. „Mein Gott!" ſagt ſie, in ihrem Siegesbewußtſein etwas ſchmunzelnd, „es is ka Kunſt und ka Hexerei! I nimm halt auf 100 Krapfen a groß's Maßl Mund-

mehl, 4 Eier, ein Vierting Schmalz — 's Schmalz von unſern Herrn Greißler (dieſer nickt bejahend), nit mehr und nit weniger, dann das übrige Zugehör, ein Löffel voll Salz, ein Vierting-Powidl — vom Herrn Greißler (ganz richtig! ergänzt dieſer), um 2 Kreuzer Germ, ein Seitl Mili, nur a ablaſene, die Frau Sali ſoll's ſagen — („Ja, nur a ablaſene," beſtätigt die Aufgeforderte), no, und Zucker, was man eben braucht." — Delikat! ruft der ganze Cerkle, und Jeder und Jede langt noch nach einem ſolchen Wunderkrapfen. Nur der Herr Jakob, der Holzhacker, refuſirt ſie mit der Entſchuldigung: „I trau mi nit, mir ſan's z'fett, mein Magen is ſeit a ſechs Woch'n nit ganz in der Urdnung, i bleib bei dem, was i g'wohnt bin, der Herr Nachbar macht mir nachher a paar Würſt in Eſſig und Oel an, denn man kann net wiſſen . . ."

„Recht haben's, Herr Jakob!" kommentirt die Verſammlung, „bleib'ns bei Ihrer Ordnung, über Ordnung geht nix!" — „Seg'ns," ſagt die Hausmeiſterin, „der Meinige lebet a noch, wann er nit geſtorb'n wär, das heißt, wenn er bei ſeiner Ordnung blieb'n wär. Sein Lackerl Bier auf d'Nacht hätt' ihm nit g'ſchadt, aber da hat er mit dem Maleſiz-Wein anfangen müſſen, der hat'n z'ſammbiſſ'n. Gott tröſt'n!"

Unter ſolch anregendem Geplauder der Alten naht das Ende der „Ballnacht" und beginnt der Morgen zu grauen. Nun heißt's in aller Eile den Kaffee auftragen, da Jeden ſeine Pflichten zur Arbeit rufen. Die Greißlerin bringt ein „Häfen" Schwarzen und einen Topf Milch, die Schalen werden herumgereicht und mit Dank acceptirt, mit Ausnahme von Seite des Herrn Jakob, der „'n Kaffee nit äſtamirt" und der vom Nachbar „a Glaſ'l Sie wiſſen ſchon" verlangt. Darauf gegenſeitiges Bekomplimentiren, Händeſchütteln u. ſ. w. und man geht auseinander unter der ungeheuchelten Verſicherung, ſich ſehr gut unterhalten zu haben, denn „es war ſehr hübſch und nicht der mindeſte Verdruß!" —

Soll ich über dieſe Leute nun ſpötteln? Soll ich ihr harmloſes eben, dem Faſchingskultus nach ihren beſcheidenen Kräften ein

kleines Opfer bringen zu wollen, höhnen? Soll ich Witze darüber reißen, daß die anwesende eine Maske, die „Fräul'n Rosi" die „Werkelmann'sche" nicht zu „intriguiren" verstand, oder daß es hier nicht vom Patchouli duftete, sondern nur vom Schweinschmalz oder höchstens „Bagamotenöl?" Es fällt mir nicht ein. Die Leute haben sich ja standesgemäß unterhalten, sie haben weder sich selbst, noch andere mit pathetischer Großthuerei zu dupiren und nicht die „Schnackerlbälle" der sattsam bekannten spekulativen Familien „Maxenpfutsch, Betteltutti ꝛc." zu kopiren oder gar zu überbieten versucht. Sie blieben in ihren Schranken. Sie mögen Euch komisch dünken, diese ungraziösen Tänzer und Tänzerinnen, und Ihr mögt über sie lachen, aber verlachen dürft Ihr sie nicht! „Strecken wir uns nach der Decken," heißt ihre Lebensregel. Das Ballgollasch wurde gezahlt, Niemand ist einen Kreuzer schuldig geblieben, es kommt nun weder die „Kapäunlerin" noch irgend ein Hausknecht „federn", auch die Musik machte nicht viel Auslagen und that ganz gut ihre Dienste, denn: wer gerne tanzt, dem ist bald gepfiffen — und damit Punktum! —

Vom Stoß.

(Februar 1871.)

Es ist leicht möglich, daß, wenn diese Zeilen vor die Augen meiner theuren Leser kommen, der Stoff an und für sich Manchem bereits antiquirt erscheinen dürfte. Nun ja, während das Korps der Auflegerinnen in objektivster Seelenstimmung sich noch damit beschäftigt, Bogen für Bogen der Maschine anzuvertrauen und die ersten Austräger sich parat halten, den üblichen Pack Tagesgeschichte zur Vertheilung an ihre wißbegierigen Zeitgenossen in Empfang zu nehmen, macht etwa ein plötzliches energisches Thauwetter dem gewissenhaften Eischronisten einen Strich durch die Rechnung, die gigantischen Blöcke und Schollen, womit die Metropole geängstigt und auf die man die Aufmerksamkeit eines hohen Adels und verehrungswürdigen Publikums lenken wollte, sind um die Stunde der Frühmelange vielleicht schon im Theben angelangt und die Inundations-Flaneurs erklären die Sache überhaupt als — abgethan.

Mit dieser Gattung Mitmenschen hatte man die Woche über ja ohnehin seine liebe Noth. Die „Geschichte" war ihnen theils zu unbedeutend, theils durch die etwas längliche Dauer des Status quo bereits monoton geworden, und als Freitag Nachmittags das herrlichste Wetter eintrat, um endlich eine „ordentliche Ueberschwemmung" von einem sicheren Punkte aus mit dem Operngucker oder durch das Binokle ohne viel Unbehagen bewundern zu können, die weiße Schnee- und Eismasse des Kanalbettes aber sich noch immer nicht vom Flecke rührte, da konnte ein jugendlicher Pracht-Dandy seinen Ingrimm

über die Verzögerung der erwarteten Katastrophe, seinen Ueberdruß Angesichts des „ewigen Einerlei" nicht länger unterdrücken, und seinen eleganten Gefährten am Arme zerrend, rief er, von dessen unbegreiflichem Interesse für die „dummen Eisschollen" indignirt: „Geh' Schackerl, geh' ma, der Eisstoß is ma schon fad!"

Auch Anderen (und nicht nur den Ueberschwemmten und Delogirten) dauerte die Geschichte bereits zu lang. Die Promenade über die Treppen erlustigte zwar Anfangs und man konnte eine Masse Witze reißen, auch der Anblick der „feschen" Chaussure gewisser (mehr als nothwendig) kurz geschürzten Damen war nicht übel, aber — der Mensch will auch eine Abwechslung. Man erwartete mit Ungeduld das „Schinakelfahren" in den überschwemmten Straßen, was für einige heitere Lebemänner, die sich zu diesem Zwecke ein eigenes „Kanotierkostume" angeschaffen und mit idealen Wasserstiefeln längst ausgerüstet waren, doch wenigstens den Reiz der Neuheit gehabt hätte, ja für eine ganz exquisite Spezies „Wiener Vollblut" sogar eine „Hetz" gewesen wäre. All diesen wackern Leuten verdarb die ungebührliche Länge des Zwischenaktes ihre gute Laune; es sei, wie sie unwirsch behaupteten „nirgends was z'seg'n und wo was z'seg'n wär', lassen's an nit hin!" und so geschah es, daß der Eisstoß an — Popularität, sozusagen an „Beliebtheit" in den Kreisen der Schaulustigen bereits gewaltig verlor, daß selbst die enragirtesten „Eisstoßgeher", die von früh Morgens bis spät Abends mit den diversen Avisoposten die heftigsten Grundwasserdebatten, Stauungs- und Spornverlegungsdispute führten, der Sache müde wurden und lieber zu der altgewohnten „Besetzpartie" zurückkehrten. Und dieser wohlmotivirten Entrüstung gab denn auch dieser Tage ein ehrsamer Bürger den richtigen Ausdruck, als er, bei „Gabesam" eintretend, definitiv erklärte: „Mi halt der dalkete Eisstoß nimmer für'n Narrn — i war jetzt elf Mal in Nußdorf, weil ma's beim „Wurmser" am besten seg'n könnt' — aber 's rührt si ewi nix!" —

Ach, Geduld meine Herren! Wünschen wir, daß Sie nicht vielleicht mehr zu sehen bekommen, als der fanatischeste Eisstoßfex sich je

träumen ließ. Und sogar jetzt schon gibt es eine Menge Dinge zu schauen, welche für Leute, die etwa das Gruselige lieben, nicht genug anempfohlen werden können; so rechte Schauderszenen, die für einen Makart, der eine „Abundantia des Elends" malen wollte, ein ausgezeichneter Stoff wären. — Sie dürfen nur eines der Rettungshäuser besuchen . . .

Treten Sie nur gefälligst ein — warum entsetzt Sie der Anblick? Warum werden Sie so plötzlich bleich und still? Warum bebt Ihre Hand und zittern Ihre Knie und sträubt sich das Haar auf Ihrem Haupte in die Höhe? Nicht wahr, das ist ein überraschendes Bild? Die Farben sind etwas düster, aber — naturgetreu, Sie finden den Jammer, die Noth, die Verzweiflung in einzelnen Figuren prägnant ausgedrückt, echte Studienköpfe für einen Künstler und die Gruppen so ungezwungen, so unabsichtlich und dennoch so — erschütternd! Da sehen Sie einmal jene Mutter an, den wimmernden Säugling an der abgezehrten Brust; Sie gestehen wohl, der Anblick ist nicht frivol? Gewiß nicht. Hier stimmt nichts lüstern, und trotzdem, daß manche Schulter entblößt und manche jugendliche, nicht unschön geformte Hüften fast so kärglich verhüllt sind, wie bei Theaterdamen in einer glänzend ausgestatteten Corruptions-Operette, so geben Sie zu, daß von einer sinnlichen Augenweide hier füglich nicht die Rede sein kann. Wahrlich nein! Sie fühlen im Gegentheil Ihr Herz zusammengepreßt und Ihre Augen werden allmälig feucht . . . Wohlan, so führen Sie doch alle Jene, welche es so sehr bedauern, daß es „nichts zu sehen gibt", an diese Stätte des unverfälschtesten Kummers, an diese dürftigen Asyle der Bedrängniß und Betrübniß, und der Anblick dieser grauenvollen Staffage der bittersten Armuth wird den leichtsinnigen Scherz auf allen Lippen verstummen machen!

Denn es ist viel Noth und viel Elend hier zu schauen. Die armen Kinder entbehren des Unentbehrlichsten, sie zittern vor Frost und vor Kälte und aus den verglasten Augen, aus den bleichen Gesichtern stiert das mahnende Gespenst des — Hungertyphus. In dumpfer Verzweiflung kauert der Vater dort im Winkel auf einem

Strohbündel; von seiner Habe vermochte er nichts mehr zu retten, die sorgendurchfurchte Stirne in den schwieligen Händen, sinnt er und sinnt, wie denn Hilfe noch möglich! Sein Weib sitzt zu seinen Füßen und blickt in stummer Ergebung nach dem Ernährer ihrer Kinder. Sie kannte all ihr Lebtag keinen Ueberfluß, aber sie bangte doch nicht vor der Zukunft, denn zwei rührige, kräftige Arme waren ihr zur Seite und sie lebten all' zusammen schlecht und recht und in ehrlichem Verdienen, und wenn sie ihr Abendgebet beteten, da dankten sie wohl gar dem Allmächtigen, wenn auch nur eine Wasserfuppe auf dem Tische dampfte. Und in dem kleinen Stübchen, das ihre Welt, war alles ihr Eigen, sauer erworben, nur langsam und alljährlich nur ein Stückchen, und mit dem Schweiße der Arbeit erkauft, aber nun doch ihr Eigen und der Schrank und der Tisch und die paar Stühle aus weichem Holz und die Paar warmen Betten, in die die Kinder so lustig sprangen, waren immerhin ein schöner Besitz. Und sie fühlten nichts von Armuth, ihre Bedürfnisse waren ja gering und sie brauchten auch noch kein Stück Brot sich zu erbetteln, sie wußten es sich zu verdienen und die Kinder schwuren allabendlich, daß sie sich satt gegessen. Wie das dem Herzen des Vaters wohl that, wie da die Mutter so seelenvergnügt lächelte — und nun Alles dahin, verloren, was so mühevoll errungen und erkämpft; preisgegeben der Noth — der öffentlichen Mildthätigkeit — und nach einem Leben voll schwerer Arbeit mit den Seinen an den Bettelstab gebracht! Seht, die Armen verstehen nicht einmal zu weinen, so sehr hat die Größe ihres Unglücks ihre Sinne verwirrt!

Aber nun ändert sich die Szene. Die Vertheilung der Rationen beginnt und die eingegangenen milden Spenden in Geld und Kleidungsstücken, Schuhwerk und Wäsche werden den Bedürftigsten übergeben. Ach! sie sind wohl Alle bedürftig und die kleinste Gabe ist ein Segen. Und nun jauchzen die Kleinen über all' die Pracht und die Herrlichkeit einer wollenen Joppe, eines Tuchspenzers, eines gestrickten Leibchens, einer Flanelldecke; und ein Paar wattirte Schuhe, die irgend ein Knirps in Folge seines besonders wehmüthigen Zähne-

klapperns sich erobert, machen dem glücklichen Spekulanten mehr Freude, als wenn ihm irgend ein fabelhafter Haupttreffer zugefallen wäre. Und die armen Mütter haschen funkelnden Auges nach Wäsche und Linnen und hüllen in liebender Hast ihre frierenden Würmchen darein und schaukeln den kleinen Schreihals auf ihren Armen, bis das erste Lächeln über sein Antlitz fliegt. Und nun weinen sie ja doch, die Vielgeprüften, die kurz zuvor in starrer Regungslosigkeit still hingebrütet, aber es sind Dankestränen, die ihrem Herzen entströmen und heiß aus ihren Augen hervorbrechen, und sie fühlen sich durch solch' rührende Zeichen des edelsten Erbarmens wieder gekräftigt, gestärkt und ermuthigt — um ihr Los weiter zu ertragen.

Und so versichere ich denn nochmals meinen geehrten Lesern und Leserinnen, daß es innerhalb und außerhalb des „Inundationsrayons" gar viel Merkwürdiges zu sehen gibt, d. h. für Jenen, der es sehen will . . .

Alter-Weiber-Sommer.

Ganz eigene Zeichen sind es, womit die Natur ihre einzelnen Abschnitte, d. h. Jahreszeiten markirt, oder von ihren staubgeborenen Sklaven markiren läßt. Fallen die Tramway-Aktien, dann beginnt der Winter; werden die Gartenbänke und Sessel mit Oelfarbe frisch angestrichen, so naht der Lenz, der blühende Knabe; ersinnen die Frauen die fantastischsten Toiletten und längsten Seidenschleppen, dann mahnt man Dich, daß es Sommer sei, wo es zum bon ton gehört, sich von den lästigen Modegesetzen der Residenz zu emanzipiren und in Waldeinsamkeit die Reize des primitivsten Landlebens zu genießen. Fallen Dir aber saison- und lebensmüde Fliegen in die Suppe, wimmelt es in den Inseratenspalten von Schulprogrammen, tönt der elegische Ruf: „Maroni arostiti“ an Dein Ohr und hängt sich die lästige Grasweb e (auch „Mariengarn“ oder „alter Weiber-Sommer“ genannt) Dir an Bart und Blouse an, dann ist trotz der goldigsten Tage der Herbst hereingebrochen und die Natur rüstet sich, Abschied von Dir zu nehmen und sich für den starren Todesschlaf vorzubereiten, den sie vier Monden lang (in gar prächtigen Wintern auch noch länger) schlafen will.

Denn diese dünnen Fäden der Feldspinnen sind die Todeskeime der Natur, und die feurigsten Küsse, die die alte Kokette, die Sonne, Dir etwa heute noch auf Stirn und Wange drückt, sind nur erheuchelte Liebkosungen, unter denen sie ihre Untreue und die schnöde Absicht, Dich in Kürze zu verlassen, verbirgt; und selbst der tiefblaue Himmel, er belügt Dich, wie eine bankrotte Firma mit ihrem glitzernden Aus-

hängschild, denn hinter dem lieblich azurnen Schleier sind bereits die Schneemassen aufgespeichert, die den Unvorsichtigen, der sich etwa noch einige Zeit in Nankinghosen der freundlichsüßen Gewohnheit des Daseins zu erfreuen gedenkt, plötzlich mit dem gräulichsten Schnupfen und den fatalsten Unterleibsleiden überraschen können.

Warum nennt man aber das Merkmal dieser Periode der Lüge, Täuschung und Enttäuschung in der Natur — die aestas volitans gerade „alter Weiber-Sommer?" Warum dieser, nichts weniger als sympathische Name, diese unpikante Signatur, die den gewissenhaften Wortforscher zu Vergleichungen und zur Aufstellung von Gründen herausfordert, welche gegen jene allgemeinen Lehrsätze der pflichtschuldigen Galanterie verstoßen müssen, die selbst der Ungebildetste gegen die „andere Hälfte" des Menschengeschlechtes — sei sie selbst einige Dezennien über des „Lebens Sommer" hinaus, zu beobachten hat? Ist diese wahrlich grausam klingende Nomenklatur thatsächlich nur das Produkt eines maliziösen Gelehrten, bei dem eben jene „andere" Hälfte des Menschengeschlechtes, sobald sie die gewisse annuelle Reife erlangte, Einiges auf dem Kerbholz hatte — oder liegt der Sache doch ein poetisches Motiv zu Grunde und nannte ein minniglicher Schöngeist diese Spinnenfäden, welche auf abgestorbenen Grashalmen zu finden, nur deshalb „alter Weiber-Sommer", weil auch das Weib im Spätsommer seines Lebens am liebsten an die Erinnerung an abgestorbene Freuden sich anklammert?

Ich für meinen Theil halte letztere Version für eine erheuchelte Galanterie und glaube, daß gerade die brüskeste Definition die richtige und der „alte Weiber-Sommer" das Symbol jener tristen Freundlichkeit sei, welche die Natur mit ein paar kümmerlichen, erzwungenen Liebesblicken uns bietet, gewisse Frauen kopirend, die mit einer posthumen Empfindung und einem verspäteten Feuer einen Herzens-Anachronismus begehen und in des Lebens Oktober jene Blüthen zur Reife bringen möchten, die eben nur in des „Lebens Mai" zu einer saisongerechten Existenz berufen werden.

Damit soll jedoch die gut konservirte Liebenswürdigkeit mancher

älteren Frauen nicht gehöhnt werden, denn es ist ein schreiender Unterschied zwischen „alten Frauen“ und — „alten Weibern“. Letztere Titulatur umfaßt nämlich den Begriff des, so zu sagen, Unweiblichsten am Weibe, wenn dieses die körperliche Reizlosigkeit, den Abgang des „äußeren Behagens“ (wie es Goethe so treffend nennt), durch die seelische Häßlichkeit noch greller hervortreten und die gemüthlose Klassifikation Spiegelberg's zur vollsten Berechtigung kommen läßt. Wie anmuthig sind oft noch alte Frauen, trotz ihrer Silberhaare und des schmucklosen Kattunkleides, das sie eben so zierlich zu tragen wissen, und wie — unküssenswerth ist manches „alte Weib“, ungeachtet seiner pompösen Sammtrobe und der wallenden Marabus.

Nicht der Standesunterschied, nicht äußerer Glanz oder Dürftigkeit sondert demnach die zwei Benennungen: „alte Frauen und alte Weiber“. Die Bezeichnung „alte Weiber“ hat vielmehr einen viel tieferen Sinn und erstreckt sich auf beide Geschlechter, und diesen Sinn brachte Nestroy, der sinnige Physiolog, zum richtigsten, schärfsten und prägnantesten Ausdruck, indem er die Versicherung abgab, daß ihm „nichts so z'wider sei, als a Mann, der a alt's Weib is!“

Dieser drollige Fluch soll nun die gesammte Gattung (utriusque generis) treffen und sie als mit einer der fatalsten menschlichen Eigenschaften, der Unverläßlichkeit behaftet, stigmatisiren.

Und so wäre ich am Ausgangspunkte meiner heutigen wehmüthigen Betrachtungen wieder angelangt. Unverläßlich, d. h. ohne bestimmten Charakter, ist diese nur mehr kurzlebige Periode, in der ein unnatürliches Lächeln der Sonne mit dem fröstelnden Schauer der keifenden Windsbraut stündlich wechselt und die tiefblauen sommerlichen Schönheitsreste des Himmels mit jedem Augenblick von eisgrauen Wolkenscheiteln verhängt werden; eine unerquickliche Periode, die mit der starren Charakterfestigkeit des schneeigen Winters, des eigentlichen Alters des Jahres nichts gemein hat, und die den nicht ganz Blinden lehrt, vor den dräuenden Unwettern, die in der nächsten Minute über sein armes Haupt losplatzen können, auf der Huth zu

sein. Diese Periode nennt man nun „alten Weibersommer" und der gütige, vorsorgliche Schöpfer läßt um die besagte Zeit wie Warnungszeichen die langen, weißen Fäden herumflattern, auf daß nun Jeglicher hübsch daheim bleibe und keine dummen — touristischen Streiche mache.

Ach, dennoch wäre ich geneigt, noch eine kurze Liaison mit einer reizenden, interessanten — Alpengegend anzuknüpfen. Von allen Richtungen der Windrose kehrt man nun mit Sack und Pack und mit Edelweiß geschmückt wieder heim; alle Bahnzüge bringen die sommerlichen Deserteure zurück, Alles hat sich gelabt und gestärkt für die winterliche Ballkampagne und ich habe heuer noch immer kein Stück recht grüner Erde gesehen. Wie dem Schweizer das Heimweh nach seinen Bergen am Herzen nagt, so zehrt an mir das „Hinausweh" und die Sehnsucht nach den Bergen macht mich an Leib und Seele krank. Wie gerne würde ich das Gelöbniß ablegen, Zeit meines Lebens weder einen Kotillon- noch einen andern Orden zu tragen, wenn ich nur jetzt noch vierzehn Tage Alpenluft athmen könnte.

Vielleicht wäre es doch noch schön bei der Scholastika z. B., die ich seit zwanzig Jahren liebe, ohne daß ich es ihr je gestanden, weil ich stets nur in den tiefblauen See vor ihrer Hütte starrte und nicht Zeit fand, mit ihr zu plaudern. Vielleicht wäre die lustige Rosel, die Tochter des noch lustigeren Astl auf der hohen Salve, gerade jetzt bei guter Laune und ich säße dann, wie einst, neben ihr auf der Ofenbank und hörte sie die übermüthigsten Schnadahüpfel singen. Wie lechzt mein Inneres nach der hehren Einsamkeit der Hochthäler, wie lockt es mich mit Geisterstimmen, daß ich aus dem beengenden Häusermeere hinauseilen und meine Seele laben soll in dem reinen Aether des Rayons der Tiefenbrunner Wirthin, und wie würden die von dem schmerzhaften Studium der Bürstenabzüge oder der ölgetränkten lokalkorrespondenzlichen Communiqués gemarterten Augen an dem milden Grün der Föhrenwälder sich erfrischen!

Und ich bin nicht übermüthigen Sinnes; ich will nicht kosen it üppigen „Schwoagerinnen", schon der Prügel wegen, die in jenen

aussichtsreichen Gegenden dabei in Aussicht stehen; mir würde es genügen, mit dem schweigsamen Ritzler von Hopfgarten oder dem knorrigen, gleichfalls wortkargen Benedikt Klotz von Fend, dem sie für die Riesenarbeit der Erbauung einer Unterstandshütte am Hochjoch-Ferner nun zwanzig Gulden österreichischer Währung geschenkt haben, einen siebenstündigen Marsch über ein Mitteljoch zu machen, nur um von den witzigen städtischen Kauserien auszuruhen.

Und schließlich sehnt sich mein Gaumen auch nicht nach Forellen und Saiblingen; im Gegentheile, ein Stück schwarzes Brot, das durch die residenzlichen Bäckerrummel-Debatten nicht versäuert, würde mir eine Delikatesse dünken und frisches Quellwasser mir besser munden, als das durch Mousséepippen verschlechterte und mit „Abzug" vermischte Pseudo-„Lager" der neuesten Weltstadt. So aber verurtheilt mich das Geschick, ein anderes schweres Brot zu essen, das Brot des Uebersetzers, der die kommunalen Diebstähle, Raubanfälle, Straßengeburten und Todesfälle zwischen Puffern, aus dem Berichterstatter-Kauderwälsch in sein geliebtes Deutsch zu übertragen, zahllose syntaktische Beinbrüche einzurichten und halsbrecherische stylistische Uebergänge tagtäglich auszuschaufeln hat.

Aber da kommen die falschen Freunde, die sich nun Mondenlang auf allen möglichen Almtriften, vaterländischen und freundnachbarlichen Heuböden herumgeschlagen, unter den duftigsten Lindenbäumen geschlafen und von der Original-Gebirgssonne ihren mit Original-Mehlnocken gemästeten Bauch erwärmen ließen, und trösten mich mit dem Henkerstroste, daß es nun ohnehin schon zu spät sei, daß die Tage zu kurz, die Abende zu lang und die Nebel für „Hochlandsfahrten" zu gefährlich wären, „Du weißt," rufen sie im perfidesten Chore, „der „alte Weibersommer" ist da — und dann ist's nichts mehr mit Gebirgsreisen." — Mit ihren „kurzen Tagen!" Als ob ein paar sonnige Stunden am Achensee nicht einen ganzen Monat Stadtlebens aufwiegen würden!

Aber sie haben Recht; der alte Weibersommer ist da, er flimmert mir vor die Augen, er schwärmt mir um die Ohren und ein, freilich

vorzeitiges, ſporadiſches Gliederreißen erinnert mich, daß die „Saiſon" wirklich vorüber und bald die trübe Jahreszeit anrücken werde.

Auch Andere fröſtelt es bereits, und beſonders die Wettermacher vom Fach ahnen einen ſtrengen Winter. Sie deduziren dies aus einer leicht möglichen Allianz meteoriſcher Eventualitäten am nordiſchen Himmel, ſie finden manche Erſcheinungen ſchon jetzt bedenklich und mahnen zur Vorſicht in allen Dingen.

Ja wohl, in allen Dingen. Auch die politiſchen Sterndeuter ſtecken deshalb die Köpfe zuſammen und wiſpeln ſich die unheimlichſten Gerüchte, Beobachtungen und Wahrnehmungen zu. Sie ſprechen in bedeutungsvollen Gleichniſſen und bedienen ſich der dunkelſten Satzkonſtruktionen, ſie zitiren ſogar Beiſpiele aus der Geſchichte und blättern darin herum, bis ſie auf die Karlsbader Beſchlüſſe kommen. Dann ſeufzen ſie ſo recht hörbar und wiſchen ſich auch etliche Thränen aus dem Antlitz, die ſie um das ſo frühe Ende unſerer blutjungen „Freiheit" anticipando geweint.

Mag mitweinen, wer will, der Verluſt wird zu ertragen ſein, da die Ueberraſchung eben keine tödliche und man uns von allen Seiten und mit vereinten Kräften längſt darauf vorbereitete. Oder ſind gewiſſe lauwarme Reden und Rundſchreiben, gewiſſe kühle Entſcheidungen oder offiziöſe Lehrmeinungen etwas anderes als der veritable „alte Weiberſommer" des Liberalismus? Nun alſo .... macht darum, was Euch beliebt; ich aber gehe doch noch auf vierzehn Tage in die Berge, um von Eurem mühſeligen Flickwerk nichts zu ſehen und zu hören. Gott befohlen!

Veni sancte spiritus!

(Zum 1. October.)

Diese Woche gehörte der „lieben Jugend", d. h. vorzugsweise den bausbackigen Bürschchen und den flaumenbärtigen „Herren Studenten", deren Kopf und Herz wenigstens seit acht Tagen mit Büchersorgen und den Mysterien der Einschreibgebühren, Bibliotheksgelder, Aufnahmsprüfungen u. s. w. u. s. w. angefüllt waren und die in Folge einer grausamen Schulordnung gerade vor Beginn der Weinlese und inmitten der blühendsten Drachensaison zwar nicht auf die Bank der Angeklagten, so doch auf die nicht minder harte Bank der Schulweisheit berufen werden.

Initium sapientiae est timor . . . Das war mir immer ein Räthsel; warum soll die Furcht der Anfang der Weisheit sein, wenn gerade die unverschämtesten Subjekte in diesem Jammerthale am klügsten fahren, und warum will die Menschheit überhaupt weise werden, wenn doch unstreitig die allerdümmsten ihrer Genossen zeitlebens vom Glücke begünstigt bleiben?

Aber man drillt uns fort und fort nach dem altmodischen Muster und wir drillen wieder unsere Sprößlinge, nur recht „weise" zu werden und wir wissen nicht genug „lehrreiche" Bücher aufzutreiben, die die stupendeste Weisheit in brochürtem Zustande auf so und so vielen Druckbogen enthalten, welche Weisheit, in mäßige Dosen (Lektionen) vertheilt, löffel- (seiten-) weise genossen, den Lernbegierigen nach dem aufliegenden Schulprogramme in der gesetzlich bemessenen Zeit so vollkommen „reif" macht, daß er augenblicklich z. B. Verwal-

tungsrath der Lemberg-Czernowitzer Bahn, oder einer beliebigen, ſelbſt der dunkelſten Bank werden könnte, wenn die bezüglichen Poſten nicht von anderen „Reiſen" bereits beſetzt wären.

Sei es, wie es ſei; aber die letzte Septemberwoche war mir ſtets ein tragikomiſches Kaleidoskop, wenn ich ſah, wie ſich Alt und Jung für den erſten oder abermaligen Schulanfang rüſtet und welche koſtſpielige Apparate mitunter benützt werden, um das junge Reis zu einem fruchtbringenden Baume, den unwiſſenden Knirps zu einem soi disant „nützlichen Staatsbürger" heranzubilden. Welche herbe Opfer werden da oft gebracht und welch' Schweiß klebt, um mich recht unbildlich auszudrücken, an dieſen, außerdem noch mit einem Agio belaſteten Banknoten, welche die obligaten Vehikel der Gelehrſamkeit, genannt Schulbücher, verſchlingen.

Nun fällt mir nichts weniger ein, als gegen den in unſerer wiſſenſchaftlich gemäßigten Zone ohnehin nur ſporadiſch auftretenden „Büchereinkauf" zu predigen. Meine geehrten Landsleute treiben den Bücherſport bekanntlich nur in zahmſter Weiſe und die wenigen bibliothekariſchen Dilettanten, welche die Metropole des Backhändlthums birgt, gehören zu den kulturhiſtoriſchen Kurioſitäten. Ja ſelbſt die wohlhabendere Klaſſe des Bürgerſtandes findet es überhaupt meiſt „unbegreiflich", für ein Buch — Geld auszulegen, und wenn z. B. der lebensluſtige Hausherr X. und ſein „Aelteſter" ſich nicht lange beſinnen, ihrem Leibfiaker einen Vierteleimer Bier zu zahlen, falls es dieſem gelingt, ſie in 65 Minuten vom Schottenfeld zum „rothen Stadl" zu führen, ſo werden ſie ſicher die Zumuthung, etwa „Goethe's Fauſt," nach der neueſten Klaſſiker-Verſchleuderung um 19 kr. zu kaufen, für eine unnöthige „Geldverſchwendung" erklären. „Na ja," heißt die lokale Lebensregel, „wann ma a Büch'l amal g'leſen hat, was thut ma damit? 's bleibt a 'nausg'worfen's Geld!" Denn Wien in ſeiner Mehrheit kauft keine Bücher, und nur die goldene Jugend verſorgt ſich zu Zeiten mit den inſtruktiven Lehrbüchern: „Amor als Heimſekretär" oder der „Jungfrau ſchönſtes Ziel," oder „Nie ohne tat Ultimo," oder — „Gollmann's ärztlicher Rathgeber" u. ſ. w.

Nun kommt aber mit dem 1. October die diktatorische Nothwendigkeit heran, für seinen lernverpflichteten Nachwuchs eine förmliche Handbibliothek anzuschaffen und mithin gerade für die unsympathischste Sache ein Heidengeld hinauszuwerfen. Ach, vielleicht ist das Geld wirklich hinausgeworfen — veni sancte spiritus! . . .

Aber die Bücher müssen eben gekauft werden. Der Ferdl, der Franzl und der Fritzl kommen jeder mit einem anderen gedruckten „Verzeichnuß", das ihnen von einem unbekannten Funktionär eingehändigt wurde, nach Hause und beginnen unisono das disharmonischste Terzett und verlangen schreiend statt des üblichen Butterbrodes oder der Zwetschkenration nach verschiedenen Mocnik's und Putz's, Teirich's und Cicero's, Warhanek's und Sophoklessen und schwören dabei, wie sie nur mit den allerneuesten Auflagen sich zufrieden geben können, da besonders unsere heimatlichen Gelehrten sich nach dem Wunsche ihrer Verleger alljährlich „verbessern". —

Diese wissensdurstigen Appellationen an das Portemonnaie des Familienoberhauptes werden nun nicht selten zu ärgeren Jammerszenen, als die hungerigen Dialoge zwischen dem gefolterten Ugolino und seinen drängenden Knaben zu schildern versuchten. Ein angstermüter Blick fällt auf das Verzeichniß, das mehr Entsetzen in das Haus bringt, als ein Einquartierungszettel; man liest und liest wieder, man addirt und kommt auf eine horrende Summe; da packt man die drei Lernbegierigen sammt ihren Verzeichnissen zusammen und beginnt die Wanderung zu den Antiquars, namentlich zu Greif, wo in dieser Woche die große Schulbücherbörse abgehalten wird.

Dort stehst Du eingekeilt zwischen feilschenden Müttern und Vätern, die gleichfalls von ihren klassikerbedürftigen Stammhaltern [illegible] und die eine langwierige Debatte über den Werth eines [illegible] zu erhaltenen, wie „nagelneuen" Atlasses eröffnen, welchen der [illegible] Antiquar vielleicht aus dem lächerlichen Grunde nicht [illegible] weil darin die neuen Grenzen, die, wie ein empörter [illegible] bemerkt, „sich ohnehin fast mit jedem Jahre [illegible] nicht angegeben sind. Dort bist Du nun vielleicht auch

Willens, Deinen „Wappler“, den der Schani nicht mehr benöthigt, für einen Ovid, welchen der Pepi dringend bedarf, umzutauschen, allein Dein Wappler wird dankend abgelehnt, da der Herr Professor seine Religionslehre zu zwei Gulden abermals verbesserte, und sogar ein harmloses deutsches Lesebuch kann von dem kundigen Buchhändler vielleicht als unbrauchbar verworfen werden, falls es dem gelehrten Germanisten in der Ferienzeit etwa eingefallen wäre, für die „verbesserte und vermehrte Auflage“ eine dringende Ballade von Mosenthal oder ein versifizirtes patriotisches Exposé von J. G. Seidl anzuhängen. Um übrigens gerecht zu sein, muß man anerkennen, daß derlei Verbesserungen bei unseren unsterblichen vaterländischen Werken nicht immer auf dem letzten Druckbogen vorgenommen werden, sondern daß viele niederösterreichische Gelehrte sich häufig begnügen, nur in der Vorrede einige stylistische Variationen und grammatikalische Meliorationen anzubringen und daß es überhaupt dem würdigen Verleger meist nur darum zu thun ist, die in den Händen des Publikums und auf dem Lager der Antiquare befindlichen Schulbücher auf eine strenge wissenschaftliche Weise als unbrauchbar zu erklären.

Dieser kaufmännische Usus solch hochgebildeter Männer hat, wenn er auch in uneigennützigster Methode durch fortgesetzte, verbesserte, d. h. neue Auflagen der respektiven Werke das Volk allmählig auf die höchste Stufe geistiger Vollkommenheit führen muß, doch en famille oft einiges Ungemach im Gefolge. Nicht Jedermanns Börse besitzt nämlich die Qualifikation, zu Gunsten von derlei szientifischen Buchhändler-Spekulationen alljährlich den normirten Tribut zu erlegen, und da einerseits in manchem Haushalt nicht nur mit dem Ultimo, sondern überhaupt jahrüber Geld knapp ist, und andererseits, wie bereits gesagt, der Wiener für Nichts weniger gern Geld ausgibt, als für Bücher, so sind eben in dieser Bücher-Zwangseinkaufswoche aller Orten Zank, Hader, Verwünschungen, Kummer, Sorgen und Thränen auf dem häuslichen Repertoire.

Nun, heute ist dieser effektvolle Bücherrummel im Großen und

Ganzen wohl zu Ende und sind die Meisten mit ihren Wissenswerkzeugen und sonstigen Behelfen schon genügend armirt. Und da will es denn die Schulordnung, daß dieser wichtige und lehrreiche Abschnitt im Leben, wie es der Eintritt in die Schule, oder ein weiterer Schritt auf dem schon betretenen „Gradu ad parnassum" ist, mit einem recht inbrünstigen Gebete zu dem Allmächtigen und zwar unter spezieller Anrufung des „heiligen Geistes" inaugurirt, mit anderen Worten, daß jedes „Schuljahr" in der Kirche mit dem sogenannten „heiligen Geistamte" eröffnet werde.

Ich war und bin auch jetzt noch kein enthusiastischer Schwärmer für die kirchlichen Schulfunktionen, welche ein schönes Stück der so kurz bemessenen Lehrzeit absorbiren und Kopf und Herz des Schülers mit oft absonderlichen Zeremonien beängstigen. Aber unter den zahllosen Kirchengängen, welche ein absolvirter österreichischer Student (ich spreche natürlich nur von den „echt katholischen") im Laufe der Jahre zu machen hatte, war mir und ist auch noch jetzt das „heilige Geistamt" eine poetisch-sympathische, eine wahrhaft erhebende, sinnige Handlung, und wenn ich an diesem Tage im Schiffe einer Kirche stehe und die schmucke Schaar der blühenden Knaben und Jünglinge mit den freundlich hellen Augen einherschreiten sehe, geführt von den schwarzbefrackten Priestern der Pallas Athene, und der tiefernste Choral beginnt, dann singe wohl auch ich, Scholaren und Scholarchen in mein Gebet einschließend, aus vollem Herzen mit das Lied aller Lieder, das da heißt: Veni sancte spiritus!

Und so schlängeln sich denn auch heute nach allen Richtungen der kommunalen Windrose und wo nur ein Kirchthurm in die Lüfte ragt, die verschiedenen Bezirks-Prozessionen der Lernbegierigen oder — Lernpflichtigen. Und da möchte ich denn auch, daß allüberall wenn das ergreifende Lied zu Ende, ein Mann, der Kopf und Herz am rechten Flecke hat, auf die Kanzel stiege und eine Predigt hielte, die doch ein Labsal für Kopf und Herz des jungen Auditoriums wäre; eine Predigt, die weniger die Schwefel- und Pech-Fatalitäten der Hölle und die Verruchtheiten des Freimaurerthums und der

Juden-Presse des Näheren explizirt, als vielmehr ein feierliches Mahnwort über die „Bedeutung des Tages“ sein sollte. Ja, ein Mahnwort, und zwar ein herzliches und inniges, auf daß es Jedem ein holder Leitstern für die kommenden Jahre werde und er noch in spätesten Tagen dankbar an diesen Tag ernster Freude zurückdenke und einst den Pfad nicht verdamme, den er vielleicht „invita Minerva“ betreten, und diese Weihmesse in seiner Erinnerung keine Trauermesse sei, für die statt des heutigen Textes weit eher jene finsteren Strophen: „Dies irae, dies illa!“ gepaßt hätten ...

Ach, man wäre manchmal fast selbst versucht, wenigstens die Rolle eines Straßenpredigers zu übernehmen und an diverse, mit dem Bücherbündel unter dem Arme in genialer Zerstreutheit daherschlendernde präsumtive Weltbürger eine gefühlvolle Ansprache zu halten, z. B. „Lernt Ihr denn auch fleißig, Ihr Jungens und Jüngelchen? Würdigt Ihr die Opfer, die Eure Ernährer und Erzieher mit dem oft unlukrativen Plane bringen, Euch, „Etwas lernen zu lassen?“ Gedenkt Ihr, Jeder von Euch, Eures sorgenerfüllten Vaters, der von früh Morgens bis spät Abends vielleicht bei Hammer und Amboß sich abmüht, oder mit gekrümmtem Rücken beim Schreibtisch langsam erblindet — oder Eurer Mutter, die etwa alltäglich beim Waschtroge steht, oder in einem Dachstübchen oder in einer Kellerwohnung bei einem dürftigen Lämpchen sich die Finger wundsticht, alle aber zu den Lasten und Plagen des Lebens sich noch neue aufbürden, nur um Euch einst eine andere und bessere Existenz zu bereiten, als in welcher sie selbst kummervoll dahinsiechen? Aber Ihr denkt nicht daran, Ihr leichtsinnigen Schlingels Ihr, und die bitteren Opfer sind vielleicht umsonst gebracht und Ihr werdet vielleicht einst sogar die prächtigsten Taugenichtse!“

Protestirt aber Einer oder der Andere der also Apostrophirten gegen eine derlei Strafpredigt und erwidert trotzig und dreist, daß er seine Pflichten kenne und wohl wisse, was er zu thun habe, und reckt er sich gewaltig in die Höhe und spricht von seinen ernsthaften Zukunftsplänen, wie er ein Arzt, oder ein Rechtsgelehrter oder

ein General, oder ein Bureauchef, oder ein Prieſter werden wolle, dann — nun dann macht es wie Heine, als er ſegnend die Hand auf das Haupt des Kindes legte,

Betend, daß Gott es erhalte,
So rein, ſo ſchön, ſo hold —

und legt ebenfalls die Hand auf den Kopf des ehrgeizigen Würdenträgers in futuris und betet im Stillen: „Ein diagnoſirender Arzt, ein prozeſſirender Rechtsgelehrter, ein ſeelentröſtender Prieſter, ein Konduiteliſten ſchreibender Bureauchef, ein Schlachten dirigirender und Pläne brütender General? — —

Veni sancte spiritus!

II.

Sitten und Unsitten.

Aſchermittwoch.

Trotz der liberalen Konzeſſion des „Weitertanzens bis mitten in die Faſten hinein“ iſt der eigentliche Rummel heute doch zu Ende. Ein paar offizielle Nachzügler, wie z. B. der Fiaker-, dann der Wäſchermädel-Ball, etliche verſpätete ſogenannte Elitebälle, hie und da die ſimple reizloſe Tanzunterhaltung eines nimmerſatten Wirthes — das iſt der ganze ſündhafte Faſching-Nachtrag, der noch zu erwarten; die Hauptſchlacht iſt geſchlagen, einzelne Scharmützel verſprengter Tanzwüthigen mögen folgen, doch ſind ſie ohne Bedeutung, denn der große, ſinnberückende, börſenleerende, uns den Schlaf ſtehlende, das Oberſte zu Unterſt kehrende, tobende, ſpringende, kichernde Maskentrubel iſt vorüber.

Wir haben unſere Aufgabe wohl auch gelöſt; wir haben getanzt und tolles Zeug getrieben, wir haben gekoſt und geſchäckert und im Uebermuthe ſogar freiwillig Narren aus uns gemacht; wir haben mit unſerer Geſundheit hazardirt und unſere Kreditfähigkeit bis zur Neige ausgenützt; wir haben bezaubert und entzückt, aber auch vielleicht Herzen gebrochen, wir haben von dem Freudenbecher nicht nur genippt, wir haben in vollen Zügen daraus getrunken; wir taumelten, unſerer nicht mehr mächtig und vom Wirbelwinde der allgemeinen Luſtbarkeit und der Leidenſchaften erfaßt, umher — endlich ſanken wir erſchöpft zuſammen. Heute iſt der „ſüße“ Rauſch verflogen; der Katzenjammer iſt geblieben.

Der Katzenjammer! Es gibt verſchiedene Stadien dieſes Zuſtandes und auch zweierlei Arten deſſelben. Der — ſozuſagen „leib-

liche" Katzenjammer iſt bald zu heilen. In der Volksapotheke iſt hiefür der Gebrauch des „Haarauflegens" ein beliebtes und meiſt auch untrügliches Mittel. Dieſes „Haarauflegen" variirt nun wieder in den Nuancen der dazu verwendeten „Säure" und richtet ſich nach dem habituellen Geſchmacke, dem Bildungsgrade und den Geldmitteln des betreffenden Patienten.

Der Mann aus dem Volke z. B., den der liberale Geiſt des Jahrhunderts unter den Wahlzenſus rangirte, greift in ſolch' unbehaglicher Magenſtimmung nach einem „Haring", um ihn, ohne jegliche ziviliſatoriſche Zuthaten und wie er „gewachſen", zu verſchlingen. Das hilft, man kann um einen Eimer Bier darauf wetten.

Der Mann aus der dritten Wählerklaſſe wählt, weil er überhaupt „wählen" darf, das wohl ſehr populäre, aber bereits um einen Grad edlere „ſaure Bäuſchl", oder Sardellen in Eſſig und Oel, und als Nachkur ſechs bis acht Pfiff Markersdorfer. Die zweite Wählerklaſſe verſucht es mit ein paar exquiſiten Sardinen, und die erſte (und was ſich dazu rechnet,) mit Kaviar, wälliſchem Salat und einem Viertelduzend Flaſchen Bordeaux. Dieſe reſpectiven Medizinen durch zwei — drei Tage repetirt, und das Uebel iſt gehoben.

Was Anderes iſt es mit dem moraliſchen Katzenjammer. Eine nur einigermaßen peinigende Rückſchau auf gewiſſe fatale Intermezzo's, verblüffende Wahrnehmungen, beſchämende Niederlagen oder nicht mehr zu reparirende „Fehltritte" — und Du laborirſt an dem Uebel vielleicht ſo lange, als Du auf dieſem mangelhaften Planeten herumſchleichſt und kannſt noch vom Glücke ſagen, wenn die milde Zeit die Wunde nur etwas vernarben läßt und der moraliſche Katzenjammer durch den „moraliſchen Häringsſchmaus" der Reue ein heilend Remedium findet.

Streut Aſche auf Euer Haupt und thut Buße! ſteht es geſchrieben. Welche Buße legt Ihr Euch auf? Zehn Monate nicht zu tanzen? Oder die Schulden zu bezahlen, die Ihr unnöthig gemacht, oder die Pfänder auszulöſen, die Ihr leichtſinnig verſetzt? Oder nicht mehr zu lügen und zu betrügen eines ſchalen Vergnügens, einer ver-

meintlichen Glückseligkeit wegen? Ihr werft vielleicht nun den Maskenplunder weit weg von Euch und kehrt zu Euren Pflichten zurück und schwört, daß Ihr nun — so wahr Euch Gott helfen möge, „solid und ordentlich" werden wollt? Thut's, ich bitte Euch, denn seht, was für eine Verwüstung diese paar kurzen Wochen „Fasching" in allen Verhältnissen und — auch in Eurem Innern angerichtet.

„Froh bin i," sagt eine arme Witwe, welcher die Töchter bereits über den Kopf gewachsen, „daß die Remasuri a End' hat. A Wochen noch und es hätt' mi unter d'Erd' bracht. I war a amal jung, aber mit aner kurzen Hosen auf an Ball geh'n und von fremde Mannsbilder bis zum Thor begleiten lassen — mein Vater hätt' mi daschlag'n. No, Euer Vater muß si im Grab umkehren!" —

„Du warst auf dem Maskenball!" beginnt ein eheliches Zankduett. „Ja, ja, Du bist gesehen worden! Ein grauseidener Domino — dann beim Buffet ein Rosa . . . Du hast gelacht, Du warst ganz vergnügt, so heiter, wie man Dich noch nie gefunden . . . Das ist elend von Dir, das ist schlecht von Dir . . . ich bin unerhört betrogen, schändlich hintergangen von einem falschen, hinterlistigen Mann, der der Treue seines Weibes nicht würdig ist — o! — ich werde wissen, was ich zu thun habe, ich werde mich rächen, fürchterlich rächen . . . ich will nun auch zu leben anfangen . . . o meine arme Mutter! —

„Junger Mann!" apostrophirt der Chef einen seit einiger Zeit sehr zerstreut manipulirenden Beamten seines Komptoirs, „ich habe Sie unter der Bedingung in mein Haus aufgenommen, daß Sie meinem Hause keine Schande machen, Sie scheinen jedoch von anderen Grundsätzen geleitet zu werden, als Ihr seliger Vater, der seinerzeit das Muster der Hamburger Jugend gewesen. Sie schlemmen ganze Nächte durch, Sie bewegen sich in zweideutigen Kreisen, Sie geben in einer Woche mehr Geld aus, als Ihr seliger Vater in einem ganzen Monat. Sie machen Schulden . . . . ich habe ihrem seligen Vater versprochen, meine Hand nicht von Ihnen zu ziehen — es thut mir leid, mein Wort brechen zu müssen, allein — der Ruf meines Hauses zwingt mich zur Unnachsichtigkeit und ich eröffne Ihnen deshalb, daß

ich Ihren Platz mit einem würdigeren Mann zu besetzen fest entschlossen bin. Adieu!" —

„Pepi! So weit is mit Dir kuma," heißt es in einem andern Dialoge, „daßd' als Debatär zum Zobel gehst? Schamst Di nit? I bin nur a armer Bandmacherg'sell, aber a Madl, dö als „Aufmischerin" um 50 Kreuzer auf an Maskenball geht, is ka Madl für mi und heut oder morg'n a ka Weib für mi. Aus is mit uns!" —

„Falsche Schlange!" lautet ein mit Bleistift geschriebener zerknitterter Zettel. „Das Deine Schwüre! Ich weiß Alles. Der Oberlieutenant ist nicht Dein Cousin, er hat gar keine Cousine und Du bist nur eine falsche Betrügerin. — Wenn Du diese Zeilen erhältst, bin ich nicht mehr. Ich will in den Fluthen der Donau meinen Leiden ein Ende machen, oder mich in den Strudel der Welt stürzen, denn mich siehst Du nie wieder. Adolf."

... Ach, wie viel Kummer und Herzeleid mögen die paar Wochen leichtfertiger Lust in ihrem Gefolge haben! Vielleicht fließen nun mehr Thränen, als Champagner geflossen, und reihen sich an die durchtanzten Nächte zehnfach so viele schlaflose Nächte. Der Fasching, meint einer meiner Freunde, wäre eine so üble Erfindung nicht, auch der Kankan ist ein lustig Zeug, aber was meist darauf folgt, verleidet Einem die ganze Geschichte. Was darauf folgt? Nun, nicht selten: Gerichtsverhandlungen, Wechselproteste, Blausäure, Kindbettfieber, verfallene Pfänder, Ehescheidungsprozesse, Delogirungen, unfreiwillige Urlaube u. s. w. u. s. w.

Nun, gar so arg, erwidere ich darauf, ist's wohl nicht, aber es könnte nicht schaden, wenn Ihr Euch doch an das Gebot halten würdet, das da heißt: Streut Asche auf Euer Haupt und thut Buße, Amen!

Der Vorstadt-Umgang.

(Mai 1869.)

Und wenn ich mir auch den Haß der allersäuberſten vorſtädtiſchen Hausfrauen und Mütter zuziehen ſollte, und wenn mich die ehrſamen Gilden und Genoſſenſchaften (inkluſive ihrer Vorſteher) in allen acht Bezirken in Acht und Bann erklären und ſchwören ſollten, nie mehr eine Zeile von mir zu leſen, ich kann doch nicht anders, als lachen und wieder lachen und auf's Herzlichſte lachen, wenn ich der kläglichen Angſt gedenke, die vor ein paar Tagen diverſe Familienoberhäupter erfaßte, als es hieß, es ſollte an dem „vielhundertjährigen Brauch", an der „althergebrachten Form" des „Umgangs" gerüttelt werden. Das traf ſo recht in's Herz des fanatiſchen Urwienerthums und ich kann mir den Höllenſpektakel vorſtellen, den z. B. nur die Frau von Grammelſtätter allein ihrem armen Lebensgefährten machte, als dieſer das niederſchmetternde Kommuniqué daheim mittheilte, daß der „Franzl", der „Ferdl", die „Mariedl" und die „Schanettl" heuer beim Umgang nicht mitgehen dürfen, und wie es ihm unmöglich geweſen ſei, gegen dieſe terroriſtiſchen Beſchlüſſe Einſprache zu thun! —

Nun, es erhoben ſchon andere „Grammelſtätters" ihre warnende Stimme und ſie proſezeiten nicht nur religiöſe Katzenmuſiken, ſondern auch tugendhafte Revolutionen mit ſittlich entrüſteten Barrikaden ꝛc., während ein beſonders weiſer Thebaner die Sache von der Gemüthsſeite und Gefühlshammelei anzupacken verſuchte, indem er, wie ſein eigen greinend Söhnchen, welchem man die verſprochenen Zuckerbrätzel :weigert, Klage darüber führte, daß man dem Bürger jede „Unter-

haltung" nehme, worauf er bitterlich weinte. Hahahahahaha! In solchen Augenblicken erst weiß ich die Maßregel, die Wipplingerstraße zur Zeit der väterlichen Berathungen abzusperren, nämlich vor dem Wagengerassel zu schützen, vollkommen zu würdigen, denn es wäre doch jammerschade, wenn auch nur ein Wort solcher oratorischer Produktionen dem lauschenden Jahrhundert entgehen würde.

Ja, die alten Vorstadt-Umgänge waren „halt" überhaupt schön, und wenn sie in England auch schon längst die gewisse „Magna carta" und in der Schweiz und in Belgien und in Amerika noch einige andere nicht üble Institutionen hatten, unseren Vorstadt-Umgang mit dem Bürgermilitär-Aufputz hatten sie doch nicht, und ich bin überzeugt, daß die wärmsten Anhänger der 48er Erhebung, hätten sie ahnen können, daß jemals der Bürger von der uniformirten Theilnahme am „Umgang" ausgeschlossen werden könnte, gleich an jenem 13. März feierlichen Protest gegen jede „Neuerung" oder Umgestaltung unserer sozialen nnd staatlichen Verhältnisse erhoben hätten.

Der alte Wiener Vorstadt-Umgang! Welch ein festlicher Tag! Ich gestehe, ich habe mich in meiner Kindheit selbst darauf gefreut, denn meine selige Großmutter steckte mir immer ein paar Mohnbeugel zu, weil ich von 6 Uhr Früh bis Mittag zu fungiren hatte, und obwohl ich alljährlich an einem solchen Nachmittage mit heftigem Kopfschmerz darniederlag und kalte Umschläge nehmen mußte, was liegt daran, ich habe die Prozedur doch ausgehalten und bin nun nach vierzig Jahren, nach dem humanen Rezept des „Volksfreund" so „abgehärtet", daß ich sogar seine Artikel ohne nachtheilige Folgen lesen kann, und auch sämmtliche Gemeinderaths- und Reichsraths-Protokolle.

Aber Spaß bei Seite — die Sache war nach den damaligen Begriffen und beschränkten politischen Ansprüchen und Bedürfnissen wirklich schön und auch festlich und feierlich genug, denn nicht nur der heilige Tag selbst, sondern schon die vorhergehende Nacht wurde so recht dazu benutzt, um das „Grundhonoratiorenthum" im vollsten Glanze erscheinen zu lassen. In der Nacht brachte man nämlich den

angesehenen Bürgern musikalische Ständchen, was in der Nachbarschaft des Gefeierten nicht wenig Aufsehen machte und nicht nur dessen eigenes Bewußtsein, sondern auch das seiner Angehörigen gewaltig hob und sogar seinen letzten Lehrjungen mit Stolz erfüllte.

Und dann der „Tag" erst selbst! Auszeichnungen an allen Ecken und Enden! An dessen Haus ein Altar errichtet wurde, gehörte zu den am Meistbeneideten, wer aus den Kreisen der Bürger begnadet wurde, als „Himmelträger" verwendet zu werden, mußte ein enfant chéri Sr. Hochwürden des Hrn. Pfarrers sein; dessen Kind man auserkiesen, das Madonnenbild zu tragen, oder als „Schäferin", oder „Schäferknabe" zu brilliren, wurde als Glücklicher betrachtet, ja selbst der, dessen Bub' nur die Klassenfahne trug, umgab sich mit einer gewissen Glorie, denn die Familie wurde dadurch vom „Herrn Lehrer" ausgezeichnet und dieser Grund-Nimbus blieb ein Jahr lang an ihr haften. Um desto größer war dann auch wohl das Grundgezischel, wenn im nächsten Jahre dieses oder jenes Familienglied von irgend einer Funktion bei der Frohnleichnams-Prozession depossedirt erschien.

Und die guten Mütter! Welche Sorge machte ihnen die Umgangswoche! Wie lief man sich die Füße wund und sprach sich heiser, um für seine Sprößlinge dankbare Rollen im Umzuge zu erhaschen. Wie suchte man das kleine, winzige „Bauxerl," daß oft kaum „zwazeln" konnte, mit allem möglichen Flitterstaat und Bandwerk aufzuputzen! Wie trachtete man die Kinder der Nachbarinnen oder Geschäftsrivalinnen zu verdunkeln und wie weinten diese oft, als sie sich wirklich verdunkelt fühlten!

Die armen Kleinen! Was mußten sie doch Alles mit sich geschehen lassen, um die Eitelkeit der Eltern zu befriedigen! Manches Kind durfte sich z. B. Nachts vorher gar nicht zu Bette begeben, um — die Frisur nicht zu verderben, andere mußten um 5 Uhr, ja schon um 4 Uhr Früh zum Bezirks-Friseur wallfahrten, der manchmal wohl 80—100 Köpfe zu „brennen" hatte, denn „ohne Locken" konnte eine geschcidte Mutter ihr Kind natürlich nicht mitwirken lassen. Das hätte t an Irreligiosität gestreift.

Dann die Prozession! Die „Bürger“ und „Befugten“ stacken im vollen Waffenschmuck. Riesige Bärenmützen und ditto Czako's wackelten unsicher auf den bezüglichen Häuptern, aber man schritt stolz einher in blauen, grauen oder grünen Uniformen und hielt sich so stramm als möglich, und marschirte nach den Klängen der auf eigene Kosten pompös adjustirten „Banda“ so gut es eben ging. Man blickte martialisch auf die vielen „Bekennten,“ die den Zug an sich vorüber passiren ließen, oder huldvoll lächelnd auf seine Angehörigen, die dann jubelnd riefen: „Mutter (oder Muada), da kommt der Vatter (oder der Voda)!“ Die Kleinen im Zuge schwitzten so viel sie eben schwitzen konnten oder klapperten bei unfreundlicher Witterung in ihrer dekolletirten Toilette vor Frost. Als ich meinen Hausarzt einmal um diese Zeit zu einer kleinen Ausflugsreise einlud, refusirte er die Einladung mit den Worten: „Bester Freund! In der Frohnleichnamswoche kann ich von Wien nicht fort, da sind die kranken Kinder auf dem Repertoir.“

Nach beendigter Prozession ging man — da fast keine Familie Zeit zum Kochen hatte — in die Wirthshausgärten zum Diner. Viele begaben sich auch in den Prater, zum „Eisvogel“, zum „Papagei“, „Glückshafen“, „Einsiedler“, zur „Sklavin“ — die „Dekreter“ meist zum „böhmischen Wenzel“ oder auch zum „Grandauer“. Und da wurde denn hoch getafelt, bis der Abend hereinbrach.

„Ausschreitende“ gibt es und gab es von jeher in allen Kreisen und Schichten und Klassen der Bevölkerung. So war es denn auch damals gerade nichts Seltenes, daß gewisse Familien in mehr als angeheitertem Zustande an einem solchen Tage den Prater verließen. Der uniformirte Staatsbürger entledigte sich in seiner schwülen Stimmung der beengenden Fesseln und Alles dessen, was ihm in seinen „Fortkommen“ hinderlich sein konnte. Die Gattin trug die schwere Bärenmütze am Sturmband und den meerschaum'nen Ulmer oder „Pratzenkopf“. Der Lehrjunge bewaffnete sich mit dem „Schießprügel“ und schleppte das Gewehr, wenn es seine Schultern nicht mehr tragen konnten, am „Banganed“ nach. Die „Kinder des

Hauſes" armirten ſich mit dem reſtlichen Zugehör. Das Schäfermädchen trug das „Kravatl", der Schäferknabe hatte ſich das „Kartuſchl" umgehängt, der Majoratserbe umgürtete ſich mit dem ganzen Stolze des „Sabels" u. ſ. w.

Die bürgerliche „Soldatenſpielerei", wie nüchterne Naturen die uniformirte Reminiszenz an das „Neuner Jahr" nannten, fand bekanntlich vor zwei Dezennien überhaupt ihr — freilich gewaltſames Ende. Alles Uebrige hat ſich jedoch aus der glorreichen „Backhändl-Periode" ſo ziemlich bis in die „Giskraära" erhalten, den Grundzelebritäten wurde ihr Nimbus und den Kleinen ihre feſtliche Mitwirkung gewahrt, ſelbſt der wunderliche Gebrauch, während des feierlichen Umzuges „feſche Tanz" zu ſpielen, blieb aufrecht, nur daß man dem herrſchenden Geſchmack inſofern Rechnung trägt, als gegenwärtig auch noch Offenbach benützt wird, denn geſtern z. B. erklang in der von Weihrauch erfüllten Atmoſphäre eines Bezirkes, in dem Frl. Geiſtinger waltet, das luſtige „Säbellied" und man ſah ſich unwillkürlich um, ob nicht etwa gar die Großherzogin plötzlich — —

Was nun die leidige „Kappenfrage" betrifft, ſo bleibt ſie vorläufig noch in der Schwebe. Auf der demokrat'ſchen Wieden gingen, mit Ausnahme der Lehrer und Thereſianiſten, und großentheils auch im neunten Bezirke, die Kinder mit bedecktem Haupte, und Wien ſteht heute hoffentlich auch Abends noch auf demſelben Flecke. In einem anderen Bezirke war man jedoch "religiöſer," es ging dort Alles baarhaupt, nur ein Knabe, der vielleicht im Auftrage ſeines, wieder dem bürgermeiſterlichen Auftrage gehorchenden Vaters handelte, behielt während des Zuges die Mütze auf dem Kopfe. Nun, in dieſem Falle war die Angelegenheit raſch erledigt, der Prieſter ſchlug ſie ihm mit der geweihten Kerze herab. — —

In der Firmwoche.

Fielen in den Monat Mai nicht zufällig die Wettrennen, welch' hochadeliger Sport doch einen großen Theil der sogenannten bessern Gesellschaft noch an Wien fesselt, die arme Stadt hätte in dem privilegirten Wonnemond bereits das Aussehen einer — (allerdings weitläufigen) Dorfgemeinde, da gleich nach dem Ostermontag, respektive nach der feierlichen Eröffnung des Praters durch die obligate Korsofahrt, die staubbedachte Residenz wohl so ziemlich alles flieht, was auf Ton Anspruch macht und ihr Glanz und Ansehen zu verleihen gewohnt ist. Aber, wie gesagt, die noblen Passionen, die erst am Freudenauer Turf zum vollen Ausdruck kommen, erhalten uns im Gefolge der Jockey's, Groom's, Trainer's und sonstigen englischen Vollbluts auch noch anderweitiges reines Blut genügend am Lager, und der Stadt blieb ungeachtet der hervortretenden rothwangigen, bausbackigen Firmlings- und dickbäuchigen Göden-Staffage, sogar während der Pfingstwoche ihre metropolische Physiognomie bewahrt.

Denn in der Pfingstwoche gehören von Gott und Rechtswegen nicht nur das theure Würfelpflaster der Stadt, sondern auch die (schon von Zedlitz verlästerten) holperigen, oder kothigen Vicinalstraßen ihrer nächsten Umgebung, und zwar von Dornbach über das Karpfenwaldl, an dem Rosenhügel vorbei, bis in die romantische sagenreiche Brühl eigentlich doch nur den Firmlingen und ihren „Pathen", d. h. letztere Ausflugsorte nur der distinguirten, Backhühner verzehrenden ersten und zweiten Wählerklasse des Firmungspublikums an, während der demokratische Wurstelprater und das populäre Schönbrunn vom —

nur Salami oder Weinberlkipfel hinabwürgenden dritten Wahlkörper mit seinem „Göden und Godeln“ in Besitz genommen wird.

Und somit habe ich gleich hier den Unterschied zwischen „Pathen“ und „Göden“ bezeichnet, der ebenfalls am schärfsten am Stefansplatz zum Ausdruck kommt, wenn nach beendigter kirchlicher Funktion sich die Massen, wie zur Zeit der Völkerwanderung scheiden und ein Theil, ich möchte sie die urbaneren Gothen nennen, seine mit goldenen Anker- und Zylinderuhren ausgerüsteten Heersäulen mittelst Fiaker und Equipagen in die genannten Sommerfrischen entsendet, während der andere, mit zahllosen „Bünkeln“ Lebzelten beladene Theil gleich den urwüchsigen Hunnen in ungestümen Schaaren durch die Bischofsgasse hinabzieht, um zur Beängstigung des k. k. Oberstjägermeisteramtes in den Prater einzudringen und dort — zwar nicht den Forstkulturen und Dammhirschen Schaden zu bringen, so doch sämmtlichen Ringelspielschimmeln die pappendeckelnen Weichen wund zu reiten.

Und wie der Wurstelprater das Stigma des „Gödenthums“ und der Rosenhügel ꝛc. die Domäne des Pathenthums ist, so tritt, das Aeußere der Persönlichkeit gar nicht in Betracht gezogen, der Kontrast zwischen Göd oder Godel und — Pathe auch in allen übrigen Firmungs-Gestionen bedeutsam zu Tage.

Das Gödenthum z. B. fährt in offenen, das Pathenthum in geschlossenen Wagen. Der Göd oder die Godel bepackt den Firmling vor aller Welt mit den Geschenken; der oder die Pathe erfreut den Schützling daheim mit einer sinnigen Gabe. Der Göd oder die Godel machen es sich zur gewissenhaftesten Aufgabe, dem Firmungsopfer, unbekümmert um die allernächsten Konsequenzen, den Magen vollzustopfen; der oder die Pathe wird sogar darüber wachen, daß selbst die Aufregung, welche der heißersehnte Festtag in dem kindlichen Herzen erweckt, ohne Gefahr vorübergehe und deshalb auch die unvermeidliche Festatzung auf die humanste Diät beschränken. Die Godel möchte es übel vermerken, wenn ihr Firmling — und sei das Wetter auch das unfreundlichste, nicht mit bloßem Hals und Nacken — denn „das g'hört si“ — und im lustigsten Fähnchen bis zur Beendigung

der oft in die Nacht währenden Firmungs-Parade anwohnen würde; die Pathe wird die Kleine vorsorglich in ein Tuch oder eine Mantille hüllen.

Der Göd führt seinen Firmling, „daß er si do a unterhalt", vielleicht zu Fürst, um die „Schellerltanz" zu hören; der Pathe überrascht den Kleinen mit einer Fahrt nach Dornbach und erklärt ihm die Schönheiten des Parkes. Der Göd und die Godel werfen sich selbst in den prunkvollsten Sonntagsstaat und flunkern mit sämmtlichen Kostbarkeiten ihres „Gläserkastens"; der oder die Pathe schmücken sich mit dem herzinnigen Vergnügen des entzückten Firmlings u. s. w. Und nach dieser autonomen Klassifikation rangire ich denn auch den Einen oder die Eine, mögen sie auch in eigenem Wagen vorfahren und selbst bei Dommayer mit dem Firmling debutiren, doch unter die Göden und Godeln, und umgekehrt, mag Dieser oder Jene nur in einem kläglichen Komfortable oder gar bescheiden zu Fuße erscheinen, unter die Pathen, denn das Pathenthum ist das innerlich veredelte Godel- und Gödenthum.

Welch' buntes, fröhliches Aussehen erhält aber die Stadt in der Firmwoche durch das Zusammenwirken der vielköpfigen Firmungstruppe, mit ihren festlech dekorirten Akteurs und übereifrigen Komparsen, dann durch die zur verlockendsten Schau ausgestellten Geschenke und die ebenfalls auf's Festlichste herausgeputzten öffentlichen Lokale, Produktionsbuden ꝛc. ꝛc. In den Straßen zunächst der Domkirche wogt ein Menschenschwarm, der Stefansplatz ist durch eine Wagenburg abgesperrt, schreiende Bandverkäuferinnen, laut anpreisende Bilderhändlerinnen umstürmen die Passanten, die sich mühsam ihren momentanen Lebensweg erst erobern müssen. Und wohin sich Dein Auge wendet, nur freudestrahlende oder neugierige Gesichter, denen der Stempel der Ueberraschuug, der Verblüffung unverkennbar aufgedrückt, Gestalten, die Dir noch nie begegnet und die aus fernen Ländern zu kommen scheinen.

Da ist vor allem Anderen der ländliche Import, der uns auffällt, der „schlichte" Weinbauer, der primitive Waldviertler, jeder mit

halben Dutzend ihm vom Dorfe anvertrauten Firmlingen, die fette Landwirthin, die nicht minder begabte Landkrämerin mit ihren weiblichen Schützlingen, die die Gugel über den Kopf, daß weiße Schnupftuch an den Mund gepreßt, nicht gar so — unpfiffig in die Menge blinzeln. Aber Alle sind sie sprachlos vor Staunen, betäubt von dem ungewohnten Lärm, verwirrt von dem wirren Durcheinander von Menschen, Wagen und Pferden, in das sie gerathen, und außerdem wie eingeschüchtert von dem Glanz und den Herrlichkeiten und den riesigen Prachtbauten, die sie fast zu erdrücken scheinen. Und haben diese biedern Landleute Verständniß für die ungeahnten Wunder der imposanten Residenz? Gewiß!

Als ich vor einigen Jahren einen solchen Hinterwäldler, von dem ich wußte, daß er das erste Mal in Wien gewesen und drei Tage sich hier aufgehalten habe, also apostrophirte: „Nu, Vetter, sagt's amal, was hat Eng am Besten g'falln'? Ihr war'ts im Theater, war'ts in Schönbrunn, im Prater, lauter Herrlichkeiten, von denen Ihr Euch habt's nie was träumen lassen!" Da erwiderte er, einigermaßen verlegen sich hinter dem Ohre kratzend, aber dennoch treuherzig: „Wann i aufrichti sein soll, s'Komödigspiel hab' i nit recht verstanden, der Elephant in Schönbrunn hat ma schon a Wengl besser g'falln — aber — was's da unt'n im Prater, in aner Hütt'n ausg'stellt habt's, dö sieb'n Zentner schware Sau, dös is schon a Pracht! Unser Gmoanwirth hat a a schwar's Viech, lauter Mastviech, aber auf sieb'n Zent'n hat er's do no nit bracht, so was kann ma do nur bei Eng in Wiarn seg'n — d'rum reut's mi a nit, daß i awa ganga bin!"

Der wackere Mann war wenigstens aufrichtig. Er anerkannte das Große, wo er es fand, der leidige Lokalpatriotismus war ihm fremd, er war gerecht und billig und hatte ein empfängliches Gemüth auch für fremde Sehenswürdigkeiten. Aber dieser unparteiische Sinn stack schon in jener patriarchalischen Familie, denn als ein paar Jahre später der älteste Sohn, der „Loisl," zum Militär abgestellt und durch eine räthselhafte Fügung des Himmels und in Folge eines noch wunderbareren Geschmackes des Betreffenden zum Privatdiener auserseh

und von seinem Herrn sogar für eine große Urlaubsreise, die sich bis nach Rom erstreckte, mitgenommen wurde, da frug ich den Heimgekehrten mit veritablem Neid im Herzen: „Glücklicher! Warst in Rom! Hast die ewige Stadt gesehen! Wie war Dir dabei und was hast Du empfunden?“ — Aber der unfreiwillige Tourist auf klassischem Boden that sehr unwirrsch über mein naives Vorurtheil und brummte, ärger als jener berüchtigte Berliner Nicolai: „Mi soll'ns in Ruah lassen mit dem Römischen! Was sicht ma denn? Häuser und Kirchen, dö sicht ma bei uns z'Haus a, wann's a nit so hochmächtig san. Und der Heurige, den's dort ausschenken — Falerner hassen's 'n, dös is erst 's wahre G'säuff, da muaß da Vetter unsern G'rebelten kosten, dös is a Tropfen und der schmecket a 'n Papst!“ —

Mit dieser flüchtigen Skizzirung wollte ich in ein paar Figuren nur den Typus jener ländlichen Gäste zeichnen, die Wien in der Firmwoche alljährlich zu beherbergen hat. Aus diesem Teig sind sie so ziemlich Alle geknetet, und wenn Ihr Euch deshalb auf die residenzlichen Reize vielleicht etwas zu Gute thun und die Gebirgseinfalt damit wahrhaft überraschen, blenden und innerlich belohnen wollt, so seid Ihr groß im Irrthum. Das ländliche Herz fühlt gerade im städtischen Rummel sich einsam und verwaist und sehnt sich in ungeheucheltem Heimweh nach den idyllischen Gefilden Maissau's oder Stammersdorfs zurück und athmet erst wieder auf, wenn die melodischen Hammerschläge des Dorfschmiedes den wiehernden alten Schimmel begrüßen, der ebenfalls froh ist, aus dem Bereich des harten Pflasters, einer drakonischen Fahrordnung und der Kameradschaft übermüthiger Renner gekommen zu sein.

Zu Hause erst ist ihnen Allen zusammen wieder wohl, und wenn das heimatliche Geselchte und die engeren vaterländischen Knödel im weitesten Umfange in der gewohnten Schüssel dampfen, dann — aber auch dann erst schmilzt allmälig das starre Eis, das den rustikalen Busen vor äußeren Eindrücken bewahrt, und ist die Kruste durch Vermittlung einiger „Schluck“ eigenen Bodenerzeugnisses aufgethaut, so ist es möglich, daß der Zwangsreisende sich sogar dieser oder jener

vorstädtischen Merkwürdigkeit erinnert und nicht nur überhaupt von seiner gefahrvollen Odyssee von Zeiselmauer bis zum Rehböckel am Tabor etliche Vorkommnisse zu berichten weiß, sondern selbst einiger Späße schmunzelnd gedenkt, die der primo Buffo eines Marionettentheaters im Prater für das übliche Trinkgeld produzirte — ferners, daß der berühmte Wellington, wie der Postknecht im Orte, einen rothen Frack getragen habe, daß vor der Mariahilferlinie ein Kalb mit drei Füßen ausgestellt war und was des „narrischen Zeugs" noch mehr ist, mit dem wir Wiener so reich gesegnet sind. Mehr aber dürft Ihr von dem ungeübten Reporter nicht verlangen.

Nun, die aufregende Woche ist vorüber. Die Großen brauchen das Lied mit dem angsterfüllten Refrain:

Nehmt Euch in acht, schaut Euch nicht um:
Der Göden- und Godelsang geht um!

ein Jahr lang nicht mehr zu singen und die Kleinen beschäftigen sich jetzt nur mit der Kritik der Geschenke. Ob die Geber die Zufriedenheit der p. t. Nehmer errungen? Wer weiß! Die heutige Jugend ist in Folge der billigen Volksausgaben der deutschen Klassiker und der Verwohlfeilung der Selbstbelehrung vielleicht bereits so klug, daß sie recht gut den Nettowerth einer Gabe zu taxiren versteht und genau anzugeben vermag, wo der fiktive Preis, d. i. die Façon oder das Agio beginnt, und für wie viele Gulden ö. W. man sich eigentlich zu bedanken hätte. Um deshalb einer abfälligen Kritik auszuweichen, sind praktische Naturen von jeher dafür gewesen, nur Reelles und Positives zu geben oder zu nehmen, und man einigte sich zu beiden Theilen und kaufte einen hübschen Sommeranzug, eine Mantille oder eine kompakte Uhr und man war zufrieden, denn das hatte doch Sinn.

Weniger einverstanden bin ich hingegen mit den „idealen" Gaben, d. h. jenen, wozu eine starke Dosis Fantasie gehört, um den vollen Betrag des „pretii affectionis", den man dafür beansprucht, sich herausschlagen zu können. In dieser Beziehung sind die schwärmerischen weiblichen Pathen nur mit außerordentlicher Vorsicht auf-

Dann die Prozession! Die „Bürger" und „Befugten" stacken im vollen Waffenschmuck. Riesige Bärenmützen und ditto Czako's wackelten unsicher auf den bezüglichen Häuptern, aber man schritt stolz einher in blauen, grauen oder grünen Uniformen und hielt sich so stramm als möglich, und marschirte nach den Klängen der auf eigene Kosten pompös adjustirten „Banda" so gut es eben ging. Man blickte martialisch auf die vielen „Bekennten," die den Zug an sich vorüber passiren ließen, oder huldvoll lächelnd auf seine Angehörigen, die dann jubelnd riefen: „Mutter (oder Muaba), da kommt der Vatter (oder der Voda)!" Die Kleinen im Zuge schwitzten so viel sie eben schwitzen konnten oder klapperten bei unfreundlicher Witterung in ihrer dekolletirten Toilette vor Frost. Als ich meinen Hausarzt einmal um diese Zeit zu einer kleinen Ausflugsreise einlud, refusirte er die Einladung mit den Worten: „Bester Freund! In der Frohnleichnamswoche kann ich von Wien nicht fort, da sind die kranken Kinder auf dem Repertoir."

Nach beendigter Prozession ging man — da fast keine Familie Zeit zum Kochen hatte — in die Wirthshausgärten zum Diner. Viele begaben sich auch in den Prater, zum „Eisvogel", zum „Papagei", „Glückshafen", „Einsiedler", zur „Sklavin" — die „Dekreter" meist zum „böhmischen Wenzel" oder auch zum „Grandauer". Und da wurde denn hoch getafelt, bis der Abend hereinbrach.

„Ausschreitende" gibt es und gab es von jeher in allen Kreisen und Schichten und Klassen der Bevölkerung. So war es denn auch damals gerade nichts Seltenes, daß gewisse Familien in mehr als angeheitertem Zustande an einem solchen Tage den Prater verließen. Der uniformirte Staatsbürger entledigte sich in seiner schwülen Stimmung der beengenden Fesseln und Alles dessen, was ihm in seinen „Fortkommen" hinderlich sein konnte. Die Gattin trug die schwere Bärenmütze am Sturmband und den meerschaum'nen Ulmer oder „Pratzenkopf". Der Lehrjunge bewaffnete sich mit dem „Schießprügel" und schleppte das Gewehr, wenn es seine Schultern nicht mehr tragen konnten, am „Banganed" nach. Die „Kinder des

Hauſes" armirten ſich mit dem reſtlichen Zugehör. Das Schäfermädchen trug das „Kravatl", der Schäferknabe hatte ſich das „Kartuſchl" umgehängt, der Majoratserbe umgürtete ſich mit dem ganzen Stolze des „Sabels" u. ſ. w.

Die bürgerliche „Soldatenſpielerei", wie nüchterne Naturen die uniformirte Reminiszenz an das „Neuner Jahr" nannten, fand bekanntlich vor zwei Dezennien überhaupt ihr — freilich gewaltſames Ende. Alles Uebrige hat ſich jedoch aus der glorreichen „Backhändl-Periode" ſo ziemlich bis in die „Giskraära" erhalten, den Grundzelebritäten wurde ihr Nimbus und den Kleinen ihre feſtliche Mitwirkung gewahrt, ſelbſt der wunderliche Gebrauch, während des feierlichen Umzuges „feſche Tanz" zu ſpielen, blieb aufrecht, nur daß man dem herrſchenden Geſchmack inſofern Rechnung trägt, als gegenwärtig auch noch Offenbach benützt wird, denn geſtern z. B. erklang in der von Weihrauch erfüllten Atmoſphäre eines Bezirkes, in dem Frl. Geiſtinger waltet, das luſtige „Säbellied" und man ſah ſich unwillkürlich um, ob nicht etwa gar die Großherzogin plötzlich — —

Was nun die leidige „Kappenfrage" betrifft, ſo bleibt ſie vorläufig noch in der Schwebe. Auf der demokrat'ſchen Wieden gingen, mit Ausnahme der Lehrer und Thereſianiſten, und großentheils auch im neunten Bezirke, die Kinder mit bedecktem Haupte, und Wien ſteht heute hoffentlich auch Abends noch auf demſelben Flecke. In einem anderen Bezirke war man jedoch "religiöſer," es ging dort Alles baarhaupt, nur ein Knabe, der vielleicht im Auftrage ſeines, wieder dem bürgermeiſterlichen Auftrage gehorchenden Vaters handelte, behielt während des Zuges die Mütze auf dem Kopfe. Nun, in dieſem Falle war die Angelegenheit raſch erledigt, der Prieſter ſchlug ſie ihm mit der geweihten Kerze herab. — —

In der Firmwoche.

Fielen in den Monat Mai nicht zufällig die Wettrennen, welch' hochadeliger Sport doch einen großen Theil der sogenannten bessern Gesellschaft noch an Wien fesselt, die arme Stadt hätte in dem privilegirten Wonnemond bereits das Aussehen einer — (allerdings weitläufigen) Dorfgemeinde, da gleich nach dem Ostermontag, respektive nach der feierlichen Eröffnung des Praters durch die obligate Korsofahrt, die staubbedachte Residenz wohl so ziemlich alles flieht, was auf Ton Anspruch macht und ihr Glanz und Ansehen zu verleihen gewohnt ist. Aber, wie gesagt, die noblen Passionen, die erst am Freudenauer Turf zum vollen Ausdruck kommen, erhalten uns im Gefolge der Jockey's, Groom's, Trainer's und sonstigen englischen Vollbluts auch noch anderweitiges reines Blut genügend am Lager, und der Stadt blieb ungeachtet der hervortretenden rothwangigen, bausbackigen Firmlings- und dickbäuchigen Göden-Staffage, sogar während der Pfingstwoche ihre metropolische Physiognomie bewahrt.

Denn in der Pfingstwoche gehören von Gott und Rechtswegen nicht nur das theure Würfelpflaster der Stadt, sondern auch die (schon von Zedlitz verlästerten) holperigen, oder kothigen Vicinalstraßen ihrer nächsten Umgebung, und zwar von Dornbach über das Karpfenwaldl, an dem Rosenhügel vorbei, bis in die romantische sagenreiche Brühl eigentlich doch nur den Firmlingen und ihren „Pathen", d. h. letztere Ausflugsorte nur der distinguirten, Backhühner verzehrenden ersten und zweiten Wählerklasse des Firmungspublikums an, während der demokratische Wurstelprater und das populäre Schönbrunn vom —

nur Salami oder Weinberlkipfel hinabwürgenden dritten Wahlkörper mit seinem „Göden und Godeln" in Besitz genommen wird.

Und somit habe ich gleich hier den Unterschied zwischen „Pathen" und „Göden" bezeichnet, der ebenfalls am schärfsten am Stefansplatz zum Ausdruck kommt, wenn nach beendigter kirchlicher Funktion sich die Massen, wie zur Zeit der Völkerwanderung scheiden und ein Theil, ich möchte sie die urbaneren Gothen nennen, seine mit goldenen Anker- und Zylinderuhren ausgerüsteten Heersäulen mittelst Fiaker und Equipagen in die genannten Sommerfrischen entsendet, während der andere, mit zahllosen „Bünkeln" Lebzelten beladene Theil gleich den urwüchsigen Hunnen in ungestümen Schaaren durch die Bischofsgasse hinabzieht, um zur Beängstigung des k. k. Oberstjägermeisteramtes in den Prater einzudringen und dort — zwar nicht den Forstkulturen und Dammhirschen Schaden zu bringen, so doch sämmtlichen Ringelspielschimmeln die pappendeckelnen Weichen wund zu reiten.

Und wie der Wurstelprater das Stigma des „Gödenthums" und der Rosenhügel ꝛc. die Domäne des Pathenthums ist, so tritt, das Aeußere der Persönlichkeit gar nicht in Betracht gezogen, der Kontrast zwischen Göd oder Godel und — Pathe auch in allen übrigen Firmungs-Gestionen bedeutsam zu Tage.

Das Gödenthum z. B. fährt in offenen, das Pathenthum in geschlossenen Wagen. Der Göd oder die Godel bepackt den Firmling vor aller Welt mit den Geschenken; der oder die Pathe erfreut den Schützling daheim mit einer sinnigen Gabe. Der Göd oder die Godel machen es sich zur gewissenhaftesten Aufgabe, dem Firmungsopfer, unbekümmert um die allernächsten Konsequenzen, den Magen vollzustopfen; der oder die Pathe wird sogar darüber wachen, daß selbst die Aufregung, welche der heißersehnte Festtag in dem kindlichen Herzen erweckt, ohne Gefahr vorübergehe und deshalb auch die unvermeidliche Festatzung auf die humanste Diät beschränken. Die Godel möchte es übel vermerken, wenn ihr Firmling — und sei das Wetter auch das unfreundlichste, nicht mit bloßem Hals und Nacken — denn „das g'hört si" — und im luftigsten Fähnchen bis zur Beendigung

der oft in die Nacht währenden Firmungs-Parade anwohnen würde; die Pathe wird die Kleine vorsorglich in ein Tuch oder eine Mantille hüllen.

Der Göd führt seinen Firmling, „daß er si do a unterhalt", vielleicht zu Fürst, um die „Schellerltanz" zu hören; der Pathe überrascht den Kleinen mit einer Fahrt nach Dornbach und erklärt ihm die Schönheiten des Parkes. Der Göd und die Godel werfen sich selbst in den prunkvollsten Sonntagsstaat und flunkern mit sämmtlichen Kostbarkeiten ihres „Gläserkastens"; der oder die Pathe schmücken sich mit dem herzinnigen Vergnügen des entzückten Firmlings u. s. w. Und nach dieser autonomen Klassifikation rangire ich denn auch den Einen oder die Eine, mögen sie auch in eigenem Wagen vorfahren und selbst bei Dommayer mit dem Firmling debutiren, doch unter die Göden und Godeln, und umgekehrt, mag Dieser oder Jene nur in einem kläglichen Komfortable oder gar bescheiden zu Fuße erscheinen, unter die Pathen, denn das Pathenthum ist das innerlich veredelte Godel- und Gödenthum.

Welch' buntes, fröhliches Aussehen erhält aber die Stadt in der Firmwoche durch das Zusammenwirken der vielköpfigen Firmungstruppe, mit ihren festlech dekorirten Akteurs und übereifrigen Komparsen, dann durch die zur verlockendsten Schau ausgestellten Geschenke und die ebenfalls auf's Festlichste herausgeputzten öffentlichen Lokale, Produktionsbuden ꝛc. ꝛc. In den Straßen zunächst der Domkirche wogt ein Menschenschwarm, der Stefansplatz ist durch eine Wagenburg abgesperrt, schreiende Bandverkäuferinnen, laut anpreisende Bilderhändlerinnen umstürmen die Passanten, die sich mühsam ihren momentanen Lebensweg erst erobern müssen. Und wohin sich Dein Auge wendet, nur freudestrahlende oder neugierige Gesichter, denen der Stempel der Ueberraschuug, der Verblüffung unverkennbar aufgedrückt, Gestalten, die Dir noch nie begegnet und die aus fernen Ländern zu kommen scheinen.

Da ist vor allem Anderen der ländliche Import, der uns auffällt, der „schlichte" Weinbauer, der primitive Waldviertler, jeder mit

einem halben Dutzend ihm vom Dorfe anvertrauten Firmlingen, die feiste Landwirthin, die nicht minder begabte Landkrämerin mit ihren weiblichen Schützlingen, die die Gugel über den Kopf, daß weiße Schnupftuch an den Mund gepreßt, nicht gar so — unpfiffig in die Menge blinzeln. Aber Alle sind sie sprachlos vor Staunen, betäubt von dem ungewohnten Lärm, verwirrt von dem wirren Durcheinander von Menschen, Wagen und Pferden, in das sie gerathen, und außerdem wie eingeschüchtert von dem Glanz und den Herrlichkeiten und den riesigen Prachtbauten, die sie fast zu erdrücken scheinen. Und haben diese biedern Landleute Verständniß für die ungeahnten Wunder der imposanten Residenz? Gewiß!

Als ich vor einigen Jahren einen solchen Hinterwäldler, von dem ich wußte, daß er das erste Mal in Wien gewesen und drei Tage sich hier aufgehalten habe, also apostrophirte: „Nu, Vetter, sagt's amal, was hat Eng am Besten g'falln'? Ihr war'ts im Theater, war'ts in Schönbrunn, im Prater, lauter Herrlichkeiten, von denen Ihr Euch habt's nie was träumen lassen!" Da erwiderte er, einigermaßen verlegen sich hinter dem Ohre kratzend, aber dennoch treuherzig: „Wann i aufrichti sein soll, s'Komödigspiel hab' i nit recht verstanden, der Elephant in Schönbrunn hat ma schon a Wengl besser g'falln — aber — was's da unt'n im Prater, in aner Hütt'n ausg'stellt habt's, dö sieb'n Zentner schware Sau, dös is schon a Pracht! Unser Gmoanwirth hat a a schwar's Viech, lauter Mastviech, aber auf sieb'n Zent'n hat er's do no nit bracht, so was kann ma do nur bei Eng in Wiarn seg'n — d'rum reut's mi a nit, daß i awa ganga bin!"

Der wackere Mann war wenigstens aufrichtig. Er anerkannte das Große, wo er es fand, der leidige Lokalpatriotismus war ihm fremd, er war gerecht und billig und hatte ein empfängliches Gemüth auch für fremde Sehenswürdigkeiten. Aber dieser unparteiische Sinn stack schon in jener patriarchalischen Familie, denn als ein paar Jahre später der älteste Sohn, der „Loisl," zum Militär abgestellt und durch eine räthselhafte Fügung des Himmels und in Folge eines noch wunderbareren Geschmackes des Betreffenden zum Privatdiener ausersehen

großstädtischen Merkwürdigkeit erinnert und nicht nur überhaupt von seiner gefahrvollen Odyssee von Zeiselmauer bis zum Rehböckel am Tabor etliche Vorkommnisse zu berichten weiß, sondern selbst einiger Späße schmunzelnd gedenkt, die der primo Buffo eines Marionettentheaters im Prater für das übliche Trinkgeld produzirte — ferners, daß der berühmte Wellington, wie der Postknecht im Orte, einen rothen Frack getragen habe, daß vor der Mariahilferlinie ein Kalb mit drei Füßen ausgestellt war und was des „narrischen Zeugs" noch mehr ist, mit dem wir Wiener so reich gesegnet sind. Mehr aber dürft Ihr von dem ungeübten Reporter nicht verlangen.

Nun, die aufregende Woche ist vorüber. Die Großen brauchen das Lied mit dem angsterfüllten Refrain:

Nehmt Euch in acht, schaut Euch nicht um:
Der Göden- und Godelsang geht um!

ein Jahr lang nicht mehr zu singen und die Kleinen beschäftigen sich jetzt nur mit der Kritik der Geschenke. Ob die Geber die Zufriedenheit der p. t. Nehmer errungen? Wer weiß! Die heutige Jugend ist in Folge der billigen Volksausgaben der deutschen Klassiker und der Verwohlfeilung der Selbstbelehrung vielleicht bereits so klug, daß sie recht gut den Nettowerth einer Gabe zu taxiren versteht und genau anzugeben vermag, wo der fiktive Preis, d. i. die Façon oder das Agio beginnt, und für wie viele Gulden ö. W. man sich eigentlich zu bedanken hätte. Um deshalb einer abfälligen Kritik auszuweichen, sind praktische Naturen von jeher dafür gewesen, nur Reelles und Positives zu geben oder zu nehmen, und man einigte sich zu beiden Theilen und kaufte einen hübschen Sommeranzug, eine Mantille oder eine kompakte Uhr und man war zufrieden, denn das hatte doch Sinn.

Weniger einverstanden bin ich hingegen mit den „idealen" Gaben, d. h. jenen, wozu eine starke Dosis Fantasie gehört, um den vollen Betrag des „pretii affectionis", den man dafür beansprucht, sich herausschlagen zu können. In dieser Beziehung sind die schwärmerischen weiblichen Pathen nur mit außerordentlicher Vorsicht auf-

zunehmen, welche das hoffnungsvolle Pathchen einzig und allein mit dem höchſt eigenen Konterfei, nämlich einer — Photographie zu 50 kr. zu beglücken geneigt ſind. Dieſe gefährliche Sitte iſt heuer beſonders ſtark eingeriſſen und hat in Familien, die davon betroffen wurden, viel Thränen hervorgepreßt. So ſah ich eine ſolche allerliebſte blauäugige — Betrogene, der die Frau Pathe ſtatt jeder anderen Gabe ihre photographiſche Verewigung, und zwar unter der würdevollſten Anſprache einhändigte und ausdrücklich betonte, daß ſie erwarte, dieſe Gabe — das Porträt der Pathe, werde der Kleinen mehr Freude machen, als ein plumpes Bracelet. Nun, der Geſchmack iſt eben verſchieden, mir wäre das allerplumpſte Bracelet von Nr. 2 lieber geweſen, denn die Photographie war zwar ein kleines Meiſterſtück von Gertinger, allein die Geberin vergaß, daß ſie ſelbſt — kein Meiſterſtück der Schöpfung ſei. Was thun in ſolchen Fällen? Eine bezirksgerichtliche Klage auf Schadenerſatz für getäuſchte Hoffnungen? Vielleicht findet ſich ein Vertheidiger, der den Fall übernimmt, vielleicht aber haben wir heut' über's Jahr, um ehrſame Familien vor derlei Schäden, die ärger als Hagelſchlag, zu bewahren, eine „Firmungsgeſchenk-Verſicherungs-Aktiengeſellſchaft," denn das thäte doch wahrlich noth! Wer meldet ſich als Gründer?

Vom „Kir'tag."

(Juli 1870.)

Als in der vergangenen Woche die Nachricht durch die Europäiſche Preſſe ging, daß heuer doch wieder, noch ehe die „Rafferei" am Rhein in Ausſicht ſtand, auf dem Langenzersdorfer Kirchtag „g'rafft" wurde, da mußte das Herz des Patrioten, dem es um die Erhaltung des National- reſp. Lokalcharakters zu thun iſt, höher ſchlagen, indem die Gefahr einer Verflachung, Nivellirung oder Abſchwächung unſeres markanten Gepräges und unſerer hervorragendſten Merkmale und Eigenthümlichkeiten dadurch noch ſo ziemlich in die Ferne gerückt erſcheint.

Denn, wenn einſt an einem chriſtkatholiſchen Kirchtag nicht mehr gerauft wird, wenn keine Bierkrügel nach den feindlichen Köpfen fliegen und keine exzerpirten Seſſelfüße auf den gegneriſchen Rücken herumtanzen, wenn nicht mehr im Gewoge der Schlacht, die natürlich nur bei ausgelöſchten Lichtern begonnen wird, irgend ein athletiſcher Vortänzer dem betreffenden Bläſer das Bombardon entreißt und mit dieſem letzten Mittel, wie Simſon auf die Philiſter, auf die Burſchen des Nachbardorfes ohne Wahl losſchlägt; wenn all dieſe hiſtoriſchen Kennzeichen einer echten „Kirmes" einſt aus der Mode ſein ſollten, dann — haben ſich die Kirchweihtage ſelbſt überlebt oder unſer Volk iſt durch die verſchiedenen Aeren, Steuerzuſchläge, Einquartierungen, Miſſionspredigten, Wahlprogramme, Kunſtweine, miniſterielle Rundſchreiben und ſonſtige Ziviliſationsverſuche ein anderes geworden.

Daß Beides bis nun noch nicht geschehen, ließ die erwähnte Rauferei hoffen.

Es war daher fast selbstverständlich, daß auf die Kunde von den Vorfällen des ersten Kirchweihsonntages, zum Nachkirchtage, d. i. am nächsten Sonntag, die schaulustigsten Wiener erst recht in Massen dorthin strömten, wo es nach menschlicher Berechnung und mit Hinblick auf die hundertjährigen geschichtlichen Belege wieder so lustig werden sollte, und daß der sonst so vereinsamte, gewiß nicht romantische „Stockerauer Flügel", nun gerade die Lieblingsstraße — freilich einer speziellen Gattung Vergnügungszügler wurde. Aber wie enttäuscht kehrten die Armen Nachts wieder heim! Wie — solid blieb es diesmal!

Ach, Langenzersdorf, die Heimath der Spargelzüchter, in deren Adern das rebellische Blut der reschen Bisamberger Luftschichte rollt, zugleich die letzte Marschstation jenes betriebsamen Touristenstammes, der, aus Nachkommen der Jungfrauen Wlasta und Libussa bestehend, gleich den Schwalben südwärts zieht, um gewisse Strecken mit Rechnungsräthen, vorstädtischen Hausherren, Taglöhnern, Kanzleidienern, und Polizeikorporälen zu versorgen, diese gemeinsame Etape der heterogensten Racen, da auch die Hagenbrunner Marillenhändler und die Korneuburger Erdäpfelpflanzer Nachts hier Rast zu halten pflegen, eignet sich vorzugsweise zum Turnierplatz ehrgeiziger und streitsüchtiger Kämpen, und war auch im Laufe der Zeiten wiederholt die Wahlstätte, wo beide Parteien zwar nicht die Ehre, aber doch diverse Stock- und Schneidezähne verloren und wo nur die Ueberzahl der Löcher im Kopf, die Majorität an eingeschlagenen Nasenbeinen es erkennbar machte, auf welcher Seite Sieg oder Niederlage zu suchen war.

Mit diesem geschichtlichen Nimbus und den nöthigen stimulirenden Hilfsmitteln, als da sind: die eingelagerten Jedlersee Bräuen und der renommirte ortsübliche Haus- und Kellertrunk, versehen, dann aufgestachelt von einem durch 26 Grade im Schatten, unlöschbar gemachten Durst, konnte es nicht fehlen, daß auch am etwas abgeblaßten Nachkirchtag doch die Jahrüber entstandenen Meinungsverschieden-

heiten und amorosen Differenzen, die stillen Grenzsteinversetzungen und autonomen Weideverletzungen auf altgewohnte Weise zur „Austragung", die aufgehäuften Streitpunkte zur endlichen Erledigung kommen sollten, d. h. daß die Stammhalter der Häuser, die jüngeren Kapulets und Montecchis — „raff'n" würden. Und doch verlief Alles in staunenswerther Ruhe und war der Sonntags vorher, am Hauptfesttage mit Messern durchgeführte Handel nur ein rein individueller einer vereinzelten Geschmacksrichtung, die keine Nachahmer fand.

Es wird allmählich still im Lande, wie es scheint. Der letzte aber auch sicherste Zufluchtsort der enthusiastischen Faustduellanten, der Kirchtag, sieht keinen Tropfen Blut mehr, und erfreute sich nicht hier und da ein schlaf- oder überhaupt trunkener Kellnerjunge eines ermunternden oder ernüchternden „Schopfbeutlers", man merkte oft kaum, daß man einem ländlichen Volksfeste beiwohne. Wohin wird das führen? Hämische Nachbarstaaten werden uns noch entnervt nennen, denn, wenn nicht zeitweilig das rabulistische Simmering, oder die Anrainer des Hernalser Ganserlbergs, oder ein Paar heitere Medizinä-Studenten den heimatlichen „Raufruf" zu retten sich bestrebten, wir wüßten vielleicht bald nicht mehr, daß wir eine muthige Jugend haben.

Auch andere gelehrte Männer versicherten mir, daß es auf den vaterländischen Tanzböden nachgerade langweilig-modest werde und daß es sogar schon Dörfer gebe, wo der mit einem kompleten „Spielhahnstoß" armirte Eindringling von den Jünglingen des also frech herausgeforderten Ortes n i c h t erschlagen werde. Die Beschäftigung der heutigen Dorfjugend beschränke sich, wie die übereinstimmenden Berichte zeitgenössischer Geographen bestätigen, an kirchlichen Festtagen auf die Befriedigung der allereinfachsten Bedürfnisse: sie konsumirt die traditionelle Quantität Flüssigkeit, tanzt dem angestammten „Gestrampften", ißt Knoblauchwurst und Rettig und — geht dann „fensteeln." Ihre Aufgabe ist gelöst, und müde verschläft sie auf den Heuböden den sonst verrauften Frühmorgen.

Diese auf die eigene Autopsie, wie auf die Mittheilungen der verläßlichsten Reisenden im Dienste der Wissenschaft gemachten Wahrnehmungen bringen mich auf die Vermuthung, daß wir überhaupt keinen eigentlichen, nach unseren überlieferten Begriffen ausgestatteten Kirchtag mehr haben, indem gegenwärtig sogar auch noch die übliche Zierde der Bauernkirchweih auszubleiben pflegt, jene residenzlichen Heroen, welche mit aufgestreckten Hemdärmeln, mit schiefgesetzten Zilindern und „Ohrlinserln", stets als „Aufmischer" fungirten und durch ein ungenirtes Pas des deux, wobei eben nur die reichste und drallste Dirn zu assistiren hatte, schon in der ersten Viertelstunde den Grimm der gesammten jüngeren Ortsinsassen wachzurufen wußten. Heute ambitioniren die „lautesten" Wiener Gäste nichts Anderes, als daß das Gansel hübsch braun gebraten, das Bier eisfrisch und der Wein nicht gar zu stark geschwefelt sei; Stänkerei, einst die Würze der Nacht, ist für sie eine unverstandene Hypothese; höchstens, daß ein paar blasirte Weißwaaren-Dandys es wagen, die Dorfschönen durch das Monocle zu fixiren, oder sie mit dem Talmigoldknopf der Reitgerte auf die feiste Schulter zu tupfen, aber — man wirft sie nicht einmal mehr hinaus, so blasirt sind auch schon die Bauernjünglinge.

Ja, wir haben keine rechten „Kirchtage" mehr. Das Prototyp eines solchen, freilich im riesigsten Maßstabe angelegt, der Brigittenauer mit seinen tausend Tollheiten und drolligsten Sehenswürdigkeiten, seinen grotesken Tanzplätzen bei einem einfachen Werkel oder einer separirten Klarinette, seinen bedenklichen Akrobaten, Kunstreitern, Seiltänzern, Menagerien und dubiosen Weltwundern wurde „aufgelassen", sein Rivale, der Mariabrunner, ist eine brutale Suff-Orgie — und der ehemals so gefährlich animirte Langenzersdorfer Kirchtag ist — zahm geworden.

Und wie zahm! Das Um und Auf an unumgänglich erforderlicher „Ausgelassenheit" besteht darin, daß schon während des Tages zwei, in Mehrheit aus Mitgliedern der unterdrückten Nationalität rekrutirte Musikbanden den Ort durchziehen, und vor den notabelsten der sechs Wirthshäuser Posto fassen, um „Stückl Nr. 7" oder „Bulga", oder

gar die berüchtigte Arie aus Trovatore, die bald wie der Marlborough-Marsch auf jedem Fleck der bewohnten Erde heimisch sein wird, aufzuspielen. Hierbei hat der Piston- oder Flügelhornbläser, oder der „Maschindrumbeder" die Mission, umzuwerfen, d. h. einige Gickser anzubringen, welcher musikalischen Aufgabe sich übrigens auch die andern Herren der Bande hinlänglich gewachsen fühlen.

An diesen Straßenkonzerten nimmt nun vorzugsweise die männliche Dorfjugend Theil — die weibliche verbirgt sich noch schamhaft, und der Dinge, die da kommen sollen, unter Herzklopfen gewärtig, und in Gugeln wohl eingehüllt, hinter den Fenstervorhängen. — Knaben bis zum Alter von 10 Jahren lassen sich als barfüßige Notenhälter gewinnen und versehen dieses schwierige Geschäft mit dem feierlichsten Aplomb, während die älteren Burschе insofern handelnd in die Szene treten, als sie im Mittelpunkt des blasenden Kreises, die Maß Bier in der einen, und die andere Hand um den Hals des „Kam'raden" geschlungen, das Virginien-Stroh hinter dem Ohre, sich, wie der technische Ausdruck lautet, „anstrudeln" lassen. Am Kirchtage wird nämlich der Bursch ein sogenannter „Jungg'sell", ja er wird unter dem Taxerlag von so und so viel „Maßln" förmlich als mannbar erklärt und darf nach diesem legalsten aller „Einkäufe" in die Gesellschaft der „Moaner" und naturgemäß sodann auch auf den Tanzboden sich begeben. Der Traum seiner Kinderjahre ist erfüllt, sein Ehrgeiz hat ein Ziel gefunden, er kann und darf, wenn er will, sich von diesem wichtigen Momente an, ungestraft — einen Rausch trinken. — —

Der „Segen" ist vorüber; die Dorfschönen, das heißt die ledigen Dirnen, welche nach altem Gebrauche auch hier noch immer „Jungfer" titulirt werden, erscheinen am Festplatze, ihr erklärter „Gspoan" führt sie vorerst zu einem Lebzelterstand, um sie auch von dieser Gattung der Süssigkeiten des Lebens kosten zu lassen, aber in den meisten Fällen ist die Dame in ihrem Geschmacke bereits so abgehärtet, daß sie den angebotenen Meth lächelnd refusirt und später lieber das Bierkrügel zur Hälfte leert. Dann gehts zum Tanze. Das Eintrittsgeld wird erlegt, dem Musikanten außerdem das obligate „Fleарl"

zugeworfen und die Nummern des Programms werden nägelbeſchlagen durchgehopst.

Das iſt die komplete Hiſtorie des Lang-Enzersdorfer (Nach-) Kirchtages, der ſo anſtändig verlief, daß es, wie ſich ein anweſender Urwiener ausdrückte, ein reiner „Standal" war. Beſagter Urwiener der ſeiner Zeit bei „Hoch- und Deutſchmeiſter" und wie üblich „treu und redlich" gedient, fand die friedliche Stimmung des Ortes unerträglich und wanderte deshalb von dem trefflichen „Röſſel" zu dem minder berühmten „Gmoan"-Wirthshauſe unabläſſig „hinüber und herüber", „a Hetz" ſuchend und dieſes Verlangen mit den Worten präzifirend: „Raff'n möcht i!" Aber nicht nur dieſes Ultimatum, ſondern ſelbſt die offene Kriegserklärung, welche in dem Aufrufe gipfelte: „Kummt's her, wenn's Eng Aner traut's!" wurde ignorirt. So blieb denn dem Kampfluſtigen nichts übrig, als die kommunalen Inſtitutionen des Ortes anzugreifen und eine direkte Beleidigung der Verwaltung zu verſuchen: „Nit amal a urndlichs Ring'l-gſchpiel is in den Neſt!" lautete der letzte Appell an das Ehrgefühl der Lang-Enzersdorfer Patrioten, und als dieſe auch jetzt noch nicht Miene machten, dieſe offenbare Verdächtigung ihrer Anſtalten blutig zu rächen, da gab der bitter Enttäuſchte ſeinen Plan auf, kreiſchte, wie Gottsleben in dem bekannten „Sittenbilde" um „a Krügl Bier!" ſtürzte es mit einem Zuge hinab, warf das Geld auf den Tiſch und ſuchte fluchend ſein „Zeugl" auf.

Ich ſelbſt beſtieg nachdenklich den Train und murmelte frei nach Meiſter Anton: „Trotz alledem und alledem keine „Rafferei" — ich verſtehe die Welt nicht mehr!"

Allerseelen.

(Zum 2. Novbr. 1868.)

Ich bitte nicht zu erschrecken. Es fällt mir nicht ein, ein larmoyantes, auf den Tag berechnetes Schablonen-Feuilleton zu schreiben, worin so recht auf die Thränendrüsen der weichherzigsten Familienmütter spekulirt und auf ein Unisono-Schluchzen meiner verehrten Leserinnen losgearbeitet wird. Ich wiederhole es, davon ist in meinen heutigen Betrachtungen nichts zu befürchten, obwohl es ein Leichtes wäre, nach der altherkömmlichen Methode einen Trauermarsch zu intoniren, alle Register der höheren Gefühlsmarterei zu ziehen, mit einem Worte, „recht schön" zu schreiben. Aber das „Schönschreiben" in diesem Sinne, die handwerksmäßige Gemüthsduselei ist nicht meine Sache.

Nach dem Kalender und dem überlieferten Gebrauche haben wir heute „unserer Lieben" zu gedenken. Dieser Gebrauch ist uns Befehl, und so kommen wir denn — weil es Sitte, zu den Gräbern unserer Angehörigen und Freunde, und legen die Kränze und sonstigen Blumenschmuck auf den Erdenhügel, der oft unser Theuerstes birgt. Ich bin nun weit davon entfernt, um an dieser schönen, ehrwürdigen Sitte herumzumäkeln, aber — der Apparat gefällt mir nicht ganz, der dazu verwendet wird, um die Erinnerungsfeier pflichtschuldigst zu begehen und eben in dieser Beziehung habe ich meine, freilich höchst subjektiven Ansichten.

Wir rüsten uns für die zwei Friedhofstage, d. h. für die „Saison der Todten" schon eine Woche vorher. Bei dieser Aus-

rüstung haben wir nun nicht nur die möglichste Verschönerung des betreffenden Grabes im Auge — auch unser werthes Selbst, unsere eigene nicht minder geliebte Persönlichkeit hat da ihr spezifisches Festkleid anzuziehen, und wir ziehen jene „Trauerkleider" an, wie sie das letzte Modejournal der „Antigone" oder des Herrn Gunkel oder ein sonstiges Organ für die jeweilige Diätenklaße des „Leidtragenden" diktirt. Denn wir glauben damit den „Todten zu ehren", wenn wir — haben wir uns auch das ganze Jahr um ihn nicht bekümmert, wenigstens doch an diesem Tage in tadelloser Trauertoilette an dem Orte der ewigen Ruhe erscheinen und wir sind so gewissenhaft in diesem Punkte, daß sogar der unentbehrliche „Schmuck": die Ohrgehänge, Bracelets, ja selbst die Lorgnons, zwar in der modernsten Façon, aber doch im vorgeschriebenen „Schwarz" an uns zu bewundern seien.

Nun kümmerts mich blutwenig, wie ein hoher Adel und was sich dazu rechnet, seine übliche „Allerseelentrauer" in Szene setzt. Wer's hat, kann's thun, und ist schon der fatale Usus eingeführt, daß auf so und so vielen Quadratklaftern „Grund" Alles pêle mêle durcheinanderliegt, und hart neben einem Obersten Mundschenk oder Erblandvorschneider auch ein gewöhnlicher Wirth oder ein gewöhnlicher Schneider, falls ihre Mittel es ihnen erlauben, gebettet werden kann, so finde ich es begreiflich, daß doch mindestens durch Entfaltung jedes nur zu ersinnenden Pompes auch an dieser Stelle der nicht wegzuleugnende „Unterschied der Stände" klar gemacht werden muß, und daß man nichts dagegen haben wird, wenn sogar die Schabracken und das Geschirre der Pferde an der schwarzlackirten Equipage die schmerzliche Stimmung manifestiren sollen, und der in die Trauer-Livrée gesteckte Bediente einen mit schwarzem Tuch überzogenen Schemel für die hochadeligen Kniee an das vergoldete Gruftgitter postiren muß. Wie gesagt, mich kümmern diese exquisiten feinfühligen Trauer-Kundgebungen des „pur sang" nicht im Mindesten und ich richte mein Augenmerk viel lieber auf die Gebräuche der großen Masse. Aber auch da habe ich meist nur leere Aeußerlichkeiten,

nur ein Rivaliſiren im Prunke, ein Ueberbieten des Nachbars gefunden.

Ich kann es nicht oft genug wiederholen, daß ich den unzweifelhaften Schmerz, der ſo manche ſtille Familiengruppe, ſo manches verwaiſte Herz vor jenem impoſanten Grabſteine oder dieſem einfachen Kreuze erfüllt, zu ehren weiß, aber die Abſicht, die ſo manche überladene Mise en scene der obligaten Tagestrauer leitete, ſpringt doch zu grell in die Augen und der Anblick der mit Lärm arrangirten, bereits auf dem „ganzen Grund“ beſprochenen und ziſchelnd kolportirten Friedhofsviſite der „X.'ſchen“ wirkt vielleicht eher — erheiternd, als erhebend.

Ich glaube nämlich, daß es z. B. die Fleiſchſelcherin Soundſo ſchon lange wurmte, daß die Bäckin (ihre „Todfeindin“) ihrem „Seligen“ zwei blaue Grablaternen ſpendirte, und daß Erſtere deshalb den „Ihrigen“ ſo lange ſekirte, bis er einwilligte, daß ihrem „Erſten“ drei blaue Grablaternen geſetzt werden.

Ich glaube ferners, daß dieſe zweiſtöckige Hausfrau ſich „unbändig giftete“, als ſie ſah, wie die einſtöckige Nachbarin ihrem „Ferdl“ einen gypſernen Engel auf's Grab ſetzen ließ, und weil ihr dieſe „alles z'Fleiß“ thut, ſo that ſie ihr heuer auch „was z'Fleiß“, denn ihre „Cenzi“ „darf nit z'ruckbleibn“ und deshalb nahm ſie den Amor — der „der Cenzi eh' ſo gleichſchaut, als ob ſie's ſelber wär'“, vom ſchwediſchen Ofen herab, und die Hausmeiſterin trug den unbewußten „Engel“ in Begleitung der „Gnädigen“ hinaus, ſtellte ihn auf das Grab, umgeben von ſechs „Lamperln“, und „am ganzen Grund“ war nur eine Stimme, daß das Grab heuer „'s allerſchönſte war in der ganzen Reih'“.

Weiters glaube ich, daß an dieſem Obelisk nur deshalb ein volles Dutzend der koſtbarſten Kränze hängt, weil die „untröſtliche Witwe“ dem „niederträchtigen Tratſch“ ein Ende machen will, als wäre ſie froh, daß der „alte Herr“, den ſie vor einem halben Jahre geheiratet, ſo plötzlich geſtorben ſei.

Weiters, daß dieſer Grabſtein endlich nur deshalb friſch mit

Oelfarbe angestrichen und überhaupt ausgebessert wurde, weil sich „die Leut' schon 's Maul z'rissen hab'n", daß die „Frau Schwiegertocher, die doch 's ganze Geld geerbt hat, für's Grab gar nix mehr thut". U. s. w.

Ich habe mir erlaubt, zu behaupten, daß der Gräberbesuch am Allerseelentage für Viele nur eine Modesache sei; ich gehe weiter und erkläre, daß er für ebenso Viele sogar nichts weiter als — — „a Hetz" ist. Ich will nicht reden von den theilnahmslosen Passanten, von den indifferenten Schaulustigen, welche durch die Gräberreihen „flaniren", als wären sie auf dem Graben oder Kohlmarkt, auch von jenen Neugierigen nicht, die nur zur Befriedigung ihrer persönlichen Klatschtendenzen als Bezirks-Reporters auf und ab rennen, um zu sehen und zu berichten ob und wie dieses oder jenes Grab „aufgeputzt" sei — auch nicht von dem Professionsbettel, dem spekulativen Geplärr und Geschrei der wirklichen und Pseudo-Krüppel und den mit dem „Branntweinflaschel" adjustirten Lampenhüterinnen und bezahlten „Beterinnen", dann dem Stoßen und Drängen der Diebe und Beutelschneider, dem Treiben der Demimondlerinnen und des sonstigen Gelichters, das sich an diesen Tagen an den Friedhöfen zur Ausbeutung seiner Berufszwecke herumtreibt und die geweihte Stätte entweiht — aber das rüde Lärmen *vor* den Friedhöfen, das rohe Gelächter, der Spektakel der dort Hausirenden und Hanthierenden beweist nur, daß die tiefernste Bedeutung des Tages Hunderten, ja Tausenden völlig gleichgiltig, ja fremd ist, und daß sie diese Todtenfeier zu einem — Kirchtagsjux oder Jahrmarktsfeste benützen.

Abgesehen von dem widerlichen Eindruck, den das brutale Geschrei der Ausrufer und Ausruferinnen, womit diese an den endlosen Reihen von Verkaufsständen ihre Waare: die Todtenkränze, unter den profanirendsten Späßen feilbieten, auf jedes nicht ganz verwilderte Gemüth hervorbringen muß, ist es doch geradezu empörend, daß sich — wie bei einem lustigen Feldmanöver, auch noch jene gewisse Gattung von Verkäufern einfindet, welche für eine gewisse Gattung Menschen stets ein Bedürfniß sind und die mit den gellenden Aus-

rufen: „Frische Salzbretzen, brennhaße Kästen, Arme-Seelen-Würschtel, an Schnaps u. s. w." ein ohrenzerreißendes Charivari bilden. Vor ein paar Jahren waren an den Kirchhofsmauern sogar die „Mariandelg'spiel" postirt und fanden reißenden Zuspruch.

Nach dem Gräberbesuch wandert meist ein großer Theil der „Leidtragenden" zum Heurigen", oder zur „Flaschen", zum „Aug' Gottes", in die „Hühnersteig'n", oder wie die „Anfallspunkte" heißen, um, wie nach einem Leichenbegängnisse „'s Lad" zu vertrinken. Ein anderer, der sogenannte „gebildete" Theil der Bevölkerung, geht jedoch, damit die Aufgabe der Tagestrauer ganz gelöst werde, in's — Theater, um den herkömmlichen „Müller und sein Kind" zu genießen und an einem soi disant „Nachschauer" das eigentlich erst zu empfinden, was man als ordentlicher Gräberbesucher am „Allerseelentage" zu empfinden hat.

Und wie bequem und auch erprobt diese dramaturgische Thränen-Stimulanz ist! Da kenne ich z. B. eine „trostlose", aber noch immer reizende Witwe, die alle möglichen Marien, von der unvergeßlichen Peche angefangen, bis herab zu Frl. X. sterben, ein paar Dutzend Reinholde am Keuchhusten elendiglich zu Grunde gehen gesehen und eben so viele Konrad's vom hinreißend idealisirenden Löwe bis Herrn Leuchert die Flöte blasen gehört, aber sie ist noch immer nicht „Müller und sein Kind"-satt und sitzt heute vielleicht, wenn sie sonst nirgend Platz findet, sogar im Rudolfsheimer Theater, um ihrem edlen Gelüste fröhnen zu können. Sie erklärte mir einst diese Inklination für den Schauer-Raupach in aufrichtigster Weise, indem sie sagte: „Sehen Sie, seit dem Tode meines Mannes habe ich das Weinen — verlernt. Am Allerseelentage soll man aber doch weinen, da gehe ich in meinen „Müller und sein Kind" und weine mich wieder auf ein Jahr aus!" — Die Aermste hat Recht. Für ihre Thränen-Verlegenheit wüßte ich ihr auch kein anderes Mittel, und wenn Zschokke, wie Menzel behauptet, seine „Stunden der Andacht" nur zu dem Zwecke geschrieben, damit die Leute kommod, d. h.

gleich während des Leſens beten können, ſo anerkenne ich auch die Berechtigung von „Müller und ſein Kind", denn da am Allerſeelentage ſchon einmal geweint werden muß, ſo iſt's doch immerhin angenehmer, auf einem Sperrſitze ſeine „Schuldigkeit" zu thun, d. h. zu weinen, als auf einem feuchten Grabhügel oder daheim in einem düſteren Kämmerlein. Raupach for ever!

Vom Christkindlmarkt.

Das ist die allererlogenste Phrase, wenn Einer, sich die Augen trocknend, mit sentimentaler Seufzerbegleitung ausruft: „Diese Woche gehört den Kindern!“ Nicht wahr ist's; die Christkindlwoche gehört allen Leuten, denn sie ist die Bescheerungswoche und beschenkt oder doch mit kleinen „Aufmerksamkeiten“ und sonstigen Liebesgaben bedacht und ausgezeichnet will Jedermann werden; es ist dies eine ebenso ohne Unterschied des Alters und Standes empfundene, wie auch konfessionslose Inklination des gesammten egoistischen Menschengeschlechtes und der spezifisch-christliche Kultus ist in praktischer Erkenntniß der günstigen Situation längst auch schon von andern Kulten freudig akzeptirt worden, d. h. insofern er sich auf den löblichen Gebrauch der Empfangnahme von Geschenken (jeglicher Sorte) bezieht.

Und so feiert denn am Schlusse dieser Woche nicht nur die unzweifelhaft katholische Bevölkerung der allerchristlichsten Bezirke ihr sinnigstes Fest; es wittern auch die — gebogensten Nasen und Näschen eine kleine Ueberraschung und die putzigsten Aspiranten von einstigen Verwaltungsrathsstellen, die noch allerwinzigsten künftigen Bräute von Generaldirektoren sehen mit klopfendem Herzen einem reichdotirten — Weihnachtsbaum entgegen, der allerliebste Pelzkrägelchen und geschmackvolle Remontoirs als Vordividenden tragen soll.

Ich habe gegen diese antiorthodoxe Weihnachtstantieme nichts einzuwenden, schon deshalb nicht, weil die Zahl der fröhlichen Gesichter vermehrt wird und weil ich es auch vom beliebten volkswirthschaftlichen Standpunkte aus nur segnen kann, wenn die gewerblichen

Anhänger der allein seligmachenden Kirche wenigstens in dieser Woche gute Geschäfte machen, sei es auch durch — Ungläubige oder Ketzer. Es frägt sich nur im Allgemeinen: was, wie und warum gibt man?

Was man gibt oder vielmehr geben soll, darüber belehrt ein Blick auf die Inseratenseiten oder nach den Schaufenstern, oder ein Spaziergang durch das hölzerne Barackenlager, vulgo: am Christkindlmarkt.

Die athemlose Industrie kennt keine poetischen Allüren und da die nüchterne Generation ebenfalls nur vom Utilitätsprinzipe geleitet wird, so ist es natürlich, daß man diesem sogenannt einzig vernünftigen Triebe alle denkbaren Wege eröffnet und im echten Geschäfts-Kosmopolitismus heute fast nur mehr solche merkantile Spezialitäten als „passende" Weihnachtsgeschenke offerirt, welche mit dem Gepräge der Brauchbarkeit geziert, thatsächlich auch „benützt" werden können und nicht allein zur stillen, wonniglichen Freude kontemplativer Naturen bestimmt sind. Damit will ich nun nicht behaupten, daß sich nicht auch noch einzelne Schwärmer finden, welche für eine Kreditpromesse oder ähnliche Werthfiktionen, die nur der edelsten Anspruchslosigkeit genügen, Sympathie fühlen, sowie ferners, daß man nicht auch hie und da den „lieben Kleinen" mit einer Trommel oder Trompete eine so recht sinnige Herzensfreude und zwar ohne kalt berechnete Rücksicht auf die nachbarlichen Zeitgenossen, bereiten will, aber die Mehrzahl der Geschenkgeber schwankt doch nur mehr in der Wahl zwischen — Gummischuhen und einem gut verzinnten Waschschaff, warmen Barchenthosen und Moderateurlampen, Pudelmützen und Fäustlingen, Ofenschirmen und Stiefelziehern, Bierkrügen und Pelzschuhen, echten Prager Schinken und rothbesäumten Krinolinen, dem Privat-Wirthschafts- und Auskunftskalender und Pfeifenstellagen, Holzkörben und Abstaubern, Zigarrentaschen und Strumpfbändern, Kravatten und Kniewärmern, Bratpfannen und Opernguckern, Tranchirmessern und Portemonnaies, Nachtkästchen und sonstigen häuslichen Nezessaires, die auch über die Festwoche hinaus nützliche Dienste versehen sollen. Die Aera der obligaten Blumensträuße sammt Almanachen ist ebenso

überwunden, wie die zart-billige Methode der Widmung von Akrostichons und anderen Stammbuchversen.

Ja, diese leidige Brauchbarkeitstheorie erstreckt sich nicht nur auf die wechselseitigen Gefühle der Erwachsenen, d. h. auf die Gaben der Eheleute und Liebenden unter einander, welche letztere bereits ebenfalls unter dem Nullpunkt des Sensitiven angelangt und schon stark in Christkindl-Hosenträgern und — vice versa — Staubkämmen ꝛc. machen; auch der holdesten Kindheit muthet man die Würdigung, das Anempfinden solch praktischer Tendenzen zu und begeht in moderner Herzensbarbarei die Liebllosigkeit, das vertrauensvolle Gemüth, den arglosen Sinn der süßesten Jugend selbst in dem stimmungsreichsten Momente mit—Schultaschen und Rechentafeln eher zu erschrecken und zu ängstigen, als mit Backwerk und lebzelternen Reitern u. s. w. zu ergötzen.

Analog mit dieser nüchternen Denkweise, die nur in den allerseltensten Fällen eine sinnige Konzession von Schlittschuhen oder Puppen (mit beweglichen Augen) gestattet und somit auch in den Kreisen der reinsten, elfenmäßigen Unschuld die Perspektive auf Pracht- und Wundergaben und auf liebliche Tändeleien und artiges Spielzeug allmählig verdüsterte, geht auch die Art des Gebens, die gleichfalls den Mehlthau jeglicher Poesie abgestreift, und den Zauber der Freudebereitung und Ueberraschung längst eingebüßt hat.

Der Termin der pflichtschuldigen Bescheerung naht und man sendet ein Rudolfslos mit der Visitkarte an die betreffende Adresse, oder der Dienstmann übergibt ein Stück „Gradl" auf Bettüberzüge und meldet eine „schöne Empfehlung vom Gnä' Herrn", der inzwischen zum Lothringer gegangen; oder ein zerlumpter Lehrjunge schleppt „großmächtige schware Speiskastl" herbei und stellt „Christkindl in Kuchl"; oder ein Hausknecht bringt einen „Hut Zucker" und fünf Pfund Kaffee und läßt hiezu im tiefsten Baß die Bemerkung fallen, daß er für den „den Gang nit zahlt is"; oder eine „Probirmamsell" erscheint mit dem Bündel und liefert die Sammtmantille ab, glaubt aber in neckischer Plauderhaftigkeit es nicht unerwähnt lassen zu sollen,

daß eine noch viel schönere Mantille von dunkelblauem Sammt vorräthig gewesen wäre, daß aber der Herr Gemal so unendlich „klug" sei und so erschrecklich viel „handeln" wollte u. s. w. Von jener traditionellen, gemüthsinnigen, lauschenden Ueberraschung bei flimmernden Kerzchen, akkompagnirt von dem Jubelgeschrei des freudetrunkenen Nachwuchses ist kaum mehr eine Spur; die Beschenkung ist ein familiärer Tribut, also — wozu viele Umstände. . .

Und die Kleinen? Ach, die sind so entsetzlich verständig geworden, so unglaublich gescheidt, fast wie die Erwachsenen; sie kennen die ganzen Mysterien der Christkindl-Bescheerung und da sie durch die wochenlang geführten elterlichen Dialoge und Berathungen über ihre oktroyirten Bedürfnisse bereits vollständig im Klaren, so ahnen sie ohne viel Kopfzerbrechen das Um und Auf der „Ueberraschung," diskutiren dieselbe bereits anticipando und man überhebt sich denn auch deshalb meist der Mühe, einen umständlichen Apparat zu gebrauchen und eine hübsche festliche Szene zu arrangiren. Freilich geschieht bei „vornehmen Leuten" in dieser Richtung auch heute noch ein Uebriges und die Dressur der Kleinen für das normale Gefühl der Tages-Glückseligkeit ist sogar ein Hauptpensum aller gebildeten Bonnen, und auch die standesgemäße Höhe des Tannenbaumes und die distinguirte Ueberzahl von Lichtlein und Ketten von Rauschgold wird genau beachtet und schließlich gibt es auch der kostbarsten Nippes dabei in Hülle und Fülle — dennoch fürchte ich, daß eben in solch exquisiten Regionen der nobelsten und verfeinertsten Empfindung der würzige Zauberduft der fromm-romantischen Mythe nur künstlicher Parfüm, und gerade in Folge der „höheren Aufklärung" die keusche Familienidylle vielleicht nicht viel mehr, als — Modesache geworden. Kränke ich ein elegantes Mutterherz mit diesen plebejischen Vermuthungen?

Und wenn der Ausdruck verletzend, so nehmt dafür das Wort: Gebrauch, aber gesteht, daß nur zu häufig der innere und wahre Drang ihm fehlt, daß oft nur dem Appell des Kalenders Genüge geleistet wird, der in seinem bunten Repertoire die mannigfaltigsten Feste in Vorrath hält und daß das niedliche Weihnachts-Intermezzo

mitunter nur als sehr egoistische Augenweide dient, die eine erwünschte Abwechslung in der Monotonie einer blasirten Ehe bietet.

O, ich kenne und würdige und verehre das rührende und tief empfundene Gegenstück solcher Familien-Förmlichkeitsakte, und gerade der Anblick des armseligsten Tannenbäumchens mit kümmerlichstem Aufputz und kläglich dürftiger Beleuchtung hat mich in seiner wehmüthigen Einfachheit stets nur mit Ehrfurcht erfüllt. Die paar flackernden Lichtlein, die gleich Johanniswürmchen die triste Nacht des häuslichen Elendes erleuchteten, sie ließen auch das in Wonne erzitternde Auge der Mutter, die blitzenden Zuckungen lang entbehrter Freude in dem gramdurchfurchten Antlitze des Vaters erkennen. Und wenn die kleinen Händchen in ungestümem Verlangen nach den spärlichen Gaben griffen und das bleiche, abgezehrte Gesichtchen, von ungeahnten Gefühlen belebt, nicht in Fieberröthe, nein in Lust über die unbegriffenen Wunder, in Wonne über all den fremden Zauber strahlte und auf den lächelnden Mund des Beseligten die Thränen der still Duldenden, wie segnender Himmelsthau auf eine verdorrte Blume träufelten — da drang es wohl auch mit packender Gewalt mir ans eigene Herz, und meine Brust drohte zu zerspringen und ich warf mich daheim auf mein einsames Lager und barg meine brennende Stirne in den Kissen und frug den Ewigen, ob solch geräuschlos Liebesopfer des Bettlers, das zur Feier der Geburt des Sohnes der Menschheit dargebracht, nicht reiner und heller emporflamme, als der eitle Schimmer aus Myriaden qualmenden Wachskerzen, die der Reichthum und die Ueppigkeit zur eigenen Verherrlichung angezündet! Und ich weinte ob der ehrwürdigen Armuth, die ich geschaut. . .

Aber eben so kluger wie gerechter Weise vertröstet man uns ja ohnehin mit der Aussicht auf das einzig unfehlbare richterliche Erkenntniß, das uns einst Alle erwartet, jenes musterhafte, weil himmlische Ausgleichsverfahren, das am Tage des gehofften und gefürchteten strengen Gerichtes eingeleitet werden wird, und das sich nur so lange verzögert, als ein kurzes Menschenleben währt. Was wiegt dann der irdische Jammer gegen die endlose göttliche Vergeltung! —

Mit dieſen frommen Gedanken, die mich während meiner Wanderung zwiſchen den Marktbuden ſo plötzlich überkommen, werde ich jedoch meiner eigenen Ueberzeugung theilweiſe untreu, die eben dahin geht, daß ich, wie ich Eingangs bemerkte, die Weihnachtsfeier nicht für einen excluſiv-kindlichen — ſondern für einen univerſellen Feſttag erkläre, an dem auch die „Großen", und zwar in ſehr eigennütziger Weiſe partizipiren.

Ja, der Chriſtkindl-Tribut iſt ein unnachſichtlicher und unabwendbarer und wenn ich zuvor angedeutet, daß man ſeinen Satzungen manchmal in etwas zu gleichgiltiger Façon und eben nicht in den delikateſten Formen und nicht mit den aimabelſten Manieren gehorcht und oft nur die ſchuldige Pflicht oder auch die leidige Gewohnheit in der eigenthümlichen Behandlung dieſer zarten Angelegenheit zu ſichtbar zwingenden Motoren werden, ſo iſt doch nicht zu läugnen, daß hinwieder einzelne Geber weder Mühe noch Koſten ſcheuen, um ihre Großmuth wie Verehrung der reſpektiven Perſönlichkeit aufs Luxuriöſeſte zu manifeſtiren.

Es gehört nämlich auch in gewiſſen Kreiſen zum Bonton, gerade mit dem „Chriſtkindl", d. h. dem Feſtgeſchenk, ſo recht in die Augen ſpringend zu brilliren und ergötzt es die betreffenden — Mäzene nicht wenig, ihre Schützlinge mit der Weihnachtsſpende in den erſten Tagen öffentlich paradiren zu ſehen. Ein halbwegs kundiges (weibliches) Auge, das mit der Geneſis der Garderobe notoriſcher Modedamen vertraut iſt, weiß denn auch auf den erſten Blick, daß z. B. das Türkiſen-Kollier in jener Loge ein „Chriſtkindl" und mit dem Beſitzer dieſes Eckſperrſitzes faſt in vitalem Zuſammenhange ſteht; daß der prächtige Zobel in jenem Unnumerirten ſeinen Donator auf edlem Vollblut in nächſter Nähe hat und daß die Wirkung dieſer Marobous das erſte Mal in der Chriſtnacht vor dem Spiegel erprobt wurde. Welche unkirchlichen Nebenumſtände, welch' antiaszetiſche Impulſe mögen — wenn auch nur ſporadiſch — mit der Geſchichte ſolcher Chriſtbeſcheerung verbunden ſein!

Die Skala der entzückten Ausrufe, der alſo feſtlich Bedachten iſt

demnach auch eine endloſe; in verſchiedenen Tönen, je nach dem Werth der Gabe und weniger als Signalement des individuellen Bildungsgrades brauſt es aus dem reichen Regiſter des weiblichen Herzens hervor und es iſt ganz natürlich, daß Laura, die mit einem Hermelinmantel beſchenkte Angebetete des zwanzigjährigen X. mit den Worten: „O, wie glücklich macht mich dieſe Liebe!“ völlig „enchantirt“ in ihren Balzak ſinkt, während kurz darauf Irma, ihre beſte Freundin aus derſelben Schule und in der gleichen ſozialen Stellung „fuchsteufelswild“ in's Zimmer ſtürmt und in die Klage ausbricht: „I bitt Di, was glaubſt, daß ma mein Graf, der Knicker, zum Chriſtkindl ſpendirt hat, — an Paperl!!“ — Klingt etwa ſchon dies einfache Geſtändniß einer in ihren ſpekulativen Erwartungen getäuſchten und deshalb beleidigten Seele frivol und cyniſch? Nun, es gab Beiſpiele von noch empörenderem, ja geradezu fürchterlichem Cynismus, wenn beiſpielsweiſe eine lockere Sperl-Schöne mit dem läſterlichen Gruße den Eintretenden apoſtrophirte: „Gengan's, ſchenken's ma a Glückseinſerl zum Chriſtkindl!“ — Fröſtelt Dich, geneigter Leſer?

Weihnachten.

Es gibt doch Tage im Jahre, wo ich ein — Millionär sein möchte. Damit will ich nun, so lächerlich es vielleicht auch klingt, es gleich gestehen, daß ich mich gerade nicht sehne, es alle Tage zu sein, weil ich diesen Zustand für — langweilig halte. Ich habe mich eben als schreiendster Kontrast eines Millionärs mitunter doch zu gut amusirt und ohne Million zu glücklich befunden, um mich so ganz ohne Bedenken in die Epidermis dieses oder jenes Coupons-Potentaten der Ringstraße zu wünschen, aber — wie gesagt, einzelne Tage gibt es, an denen ich, und wenn ich mir selbst auch nicht einmal ein Paar Sardinen oder anderen Luxus vergönnen würde, doch für mein Leben gerne mit einer gemästeten Brieftasche armirt, aus der Hausflur treten möchte. Z. B. am Christabende.

Ich weiß nicht, ob es mir allein so ist, oder ob nicht auch Andere, die ebenfalls Augen haben, für das, was zu sehen ist, dasselbe Gefühl beschleicht; aber mir erscheint das Elend, die Armuth, die Noth immer am herzzerreißendsten, am hilfsbedürftigsten und des Mitleids am würdigsten, wenn — das Christfest, unser herrlichstes und poetischstes und lieblichstes Fest naht und mit ihm die „Saison" der gegenseitigen „Bescheerung", wo jeglich Gemüth erfreut wird und nur die allerärmsten der irdischen „armen Teufel" (beiderlei Geschlechtes) leer ausgehen.

Mein Gott! ich kenne das leider ja aus eigener Erfahrung. Keine traurigeren „heiligen Abende", als die ich in meinen Bubenjahren selbst verlebte und die wir Kinder in schlecht erwärmter Stube

bei Kartoffeln — natürlich ohne Butter „feierten". Es ist, glaube ich, keine Schande, zu gestehen, daß man von armen Eltern abstammt, die sich ihr Stück Brot wohl ehrlich, aber auch sauer verdienten und denen der einzige Himmelssegen, dessen sie sich erfreuten: ein Zimmer voll Kinder genug zu sinnen und schaffen machte. Wir Kleinen waren schon so „gescheidt," daß uns der Freudenspektakel in nächster Nähe nicht entging, wir sahen recht gut all' die Vorbereitungen, die der Nachbar oder gar die „Hausfrau" traf, um dem höchsteigenen Nachwuchse die vorgeschriebene Freude zu machen. Wir sahen dann, als es finster ward, wie ringsum der ganze Apparat in Thätigkeit kam, wie das schöne Fest eigentlich szenirt wurde und wie man allenthalben die Geschenke fur Alt und Jung und sogar für das Gesinde ausbarkirte. Denn man gestattete uns, weil wir so artig und sittsam waren, zuzusehen, wie man Anderen Freuden bereitete.

Wenn dann die Stunde kam und wir pochenden Herzens des Augenblickes harrten, wo es losgehen sollte, da—schickte man uns heim; wir schlichen dann seufzend fort und begaben uns zur Mutter, die krank im Bette lag, aber wir schwiegen von all den Herrlichkeiten, die wir geschaut, denn wir erzählten nur einmal davon und nie wieder — die arme Mutter weinte zu bitterlich . . .

Dann aßen wir unsere Kartoffel, aber verstohlen lugten wir, die Vorhänge lüftend, doch hinüber zu den erleuchteten Fenstern; wir sahen, wie die Kerzchen flimmerten und wie sich Gestalten um den prächtigen Baum drängten . . . . dann sahen wir Geschwister uns heimlich an und zwinkerten wohl mit den Augen und ein ganz kleines, leises Seufzerchen — ein gar bescheidenes Wünschchen entstieg vielleicht unserer Brust, aber um Alles in der Welt verriethen wir nichts davon — wir aßen nur in schonender Verständnißinnigkeit an unseren Kartoffeln schweigend weiter.

Dann huschten wir in's Bett. Freilich umgaukelten uns, bis der milde Schlaf sich auf unsere Augenlider senkte, und dann vielleicht sogar noch üppiger und verführerischer all die reizenden Bilder, die wir noch wachend träumten und uns wohl selbst so entzückend schön

ausmalten. Aber unglücklich, so recht unglücklich fühlten wir uns trotz aller momentanen Entbehrung dennoch nicht. Auch unser „heiliger Abend" kam, wenn auch um ein oder zwei Tage später; wir erhielten dann immer von irgend einer weichherzigen Familie den zwar von allen, selbst den kleinsten Geschenken und dem bescheidensten Backwerk-Ringelchen bereits entblößten Weihnachtsbaum, aber die farbigen Papierstreifen hingen noch daran und ein paar Fetzen Rauschgold, da konnten wir noch eine Woche lang damit spielen und uns ergötzen. — Ach, der freudigste „heilige Abend" meiner Kindheit war doch der, als ich von einer Tante die ersten warmen Handschuhe zum Geschenke erhielt und die Erlaubniß, sie auch an Wochentagen tragen zu dürfen. Heute noch fühle ich die wohlige Empfindung, die mich damals beschlich, als ich in die mit einer Schnur verbundenen prächtigen — Fäustlinge mit beiden Händen zugleich hineinfuhr.

So wuchs ich heran und das Schicksal sorgte emsig dafür, daß es an meinen nächsten Weihnachtsabenden gleichfalls nicht gar zu toll herging. Dann kamen die Jahre, wo ich ein Königreich zu den Füßen eines theuren Wesens hätte hinlegen mögen, aber dem Himmel danken mußte, wenn ich im Stande war, Ziegelhauser's „Thalia" oder ein ähnliches ästhetisches Prachtwerk zu erschwingen und mir dafür den süßesten Dank aus schönen Augen und von schönen Lippen holen durfte. Und als ich endlich nach traurigster Lebensfahrt das erste Weihnachtsbäumchen zwischen meinen eigenen Pfählen selbst aufstellte und die Kerzchen anzündete und — meinen Buben auf dem Arm, ihn all' die flimmernde Herrlichkeit schauen ließ — da jauchzte wohl auch zum ersten Male mein Inneres laut auf, und wie ich so des Jammers und der Noth und der Mühsal vergangener Tage gedachte, da wurden meine Augen feucht — aber ich dankte auch Gott aus redlichem Herzen, daß er mich nun doch so glücklich gemacht. . . .

Wenn ich deshalb an diesen Tagen ein abgehärmt' Gesicht begegne, in dessen Kummerfurchen es zu lesen, daß hier eine vom Unglück niedergebeugte oder von aller Welt verlassene Seele ist, die ihr Leid

doppelt fühlt, weil eben alle Welt — scheinbar — vergnügt und glücklich, aber theilnahmlos vorüberstürmt, da — ist dann der Augenblick, wo ich so gerne in die Genossenschaft der Herren Millionäre mich möchte aufnehmen lassen, beim Himmel! nur um Gutes zu thun und so manche Augen zu trocknen!

Denn es ist so entsetzlich viel Jammer mitten unter uns! Und es gibt einen Jammer, der sich nicht auf die Straße hinaus, an eine günstige Ecke postirt und laut um Mitleid winselt — das wahre Unglück, das uns, wenn wir es aufsuchen möchten, bei seinem Anblicke die Brust zusammenschnürt, bleibt daheim auf seiner Kammer und hungert und friert und fährt sich nur mit zitternden Händen über die bleiche Stirne, wenn es all das Elend überschaut, das zwischen den kahlen vier Wänden so unbarmherzig wüthet. Dann wirft sich der Aermste, wenn er den Seinen, während der Jubel des Nachbars wie höhnend herübertönt, vielleicht zur Stunde nicht einmal eine Kruste trockenen Brodes geben kann, oder die Mutter, der die fahlen Züge ihrer still in einem Winkel kauernden armen Würmer einen verzweifelnden Aufschrei erpressen, auf die schlechten Pfühle und weint und läßt diese heißen Thränen die einzige Anklage gegen das Geschick, den stummen Schmerz der Kleinen den einzigen Fürsprecher der Noth vor dem Auge des Ewigen sein.

Lügt mir darum nicht mit Eurem Wohlthätigkeitssinne und prunkt nicht mit einer Unmasse edler Thaten. Es geschieht wohl Manches, aber wahrlich nicht all zu viel. Geht hinaus in die entfernteren Bezirke und drückt an der erst besten Klinke, und wenn sich die Thüre öffnet, seht Ihr vielleicht mehr der Noth und des Mangels, als Euch lieb ist, um ausgiebige Hilfe bringen zu können. Erfindet mir kein Mährchen von verschleierten, vornehmen Damen, die an die „verlassenen Hütten der Armuth" geklopft, und die Bescheerung des „Christkindels" durch einen reich gallonirten Diener abgegeben hätten. Kein Mensch hat noch diese wohlthätige Dame gesehen, Niemand ist von diesem fabelhaften „Engel" betheilt worden, der nur zu gewissen Zwecken erdichtet wurde. Geht selbst hinaus, und läßt es Euch an

dem wohlfeilen Gedanken, daß irgend ein ſogenannter „Inkognito-Engel" anſtatt Eurer Gutes ſtiftet, nicht genügen; ſucht ſelbſt die „Hütten der Armuth" auf und iſt Euch der Weg zu beſchwerlich oder das Wetter zu ſchlecht, Ihr findet dann auch in nächſter Nähe des hilfsbedürftigſten Jammers in trauriger Menge und Ihr könnt wohlthun in Hülle und Fülle, ohne daß vielleicht — was immer Eure Sorge iſt, etwa auch nur ein Unwürdiger an den Gaben Eurer Milde theilnimmt!

Blickt doch um Euch, Ihr edlen Herrn und Damen! Nochmals ſei es geſagt, nicht was in Lumpen gehüllt, Euch vor die Füße tritt, iſt gerade das jammervollſte Elend. Das Elend, das ich meine, die Noth, die ich Euren weichen Herzen anempfohlen wiſſen möchte, ſchreit nicht laut um einen Almoſen; in ſtiller Reſignation hält ſie mit der flehenden Bitte zurück, ſie läßt nur ihren zu Boden geſenkten Blick, den ſcheuen Schritt, die bleichen Wangen, das reinliche aber dürftige und fadenſcheinige Kleid für ſich ſprechen. Das Weib, das Kind des Arbeiters, der vielleicht auch noch eine alte, kranke Mutter zu ernähren und ſeinen kärglichen Lohn unentſchloſſen in der Hand wiegt, ob er ihn auf Brot oder — Arzeneien verwenden ſoll; die arme Nätherin, die mit halbblinden Augen bei einem ärmlichen Lämpchen und dünner Waſſerſuppe ſich die Finger wund ſticht an dem Seidenkleide für Eure koſtſpielige Freundin; der kleine Beamte, deſſen winziger Gehalt erſt in acht Tagen fällig iſt, aber nicht für ihn, ſondern für den ungeduldigen Krämer und Fleiſcher, und der mit ſchmerzlichen Lächeln ringsum die prunkhaften Geſchenke ausgeſtellt ſieht, die für die „Glücklichen der Erde" beſtimmt ſind, indeß er nicht einmal ein paar vergoldete Nüſſe nach Hauſe bringen kann, um ſeinen jüngſten Sprößlingen nur einen Abend lang eine Freude zu machen; die elternloſe Waiſe, die ſich für ſchwere Arbeit nur trockenes Brot und einen Hundeſtall als Lager und weiter nichts, nicht einmal einen freundlichen Blick erkämpft; die arme, von aller Welt vergeſſene Wittwe, die in ihrem Dachkämmerchen in vergilbten Briefen blättert und mit überquellenden Augen noch einmal die alten Schwüre lieſt, und wieder lieſt, die ihr einſtens geſchwo-

ren wurden und die ſich mit dieſem geſchriebenen Immergrün ihrer erſten und letzten Liebe — da ſie ſonſt nichts mehr beſitzt, auch einen „heilgen Abend" in ihrer Bruſt zu bereiten weiß — dieſe freudenloſen, abgekümmerten Geſtalten ſind meine Schützlinge. Seht, die Alle drängen ſich nicht an Euch heran, ſie halten Euch nicht die offenen Hände entgegen und keine widerlichen Gebreſten, mit denen ſie Euer Mittleid erkaufen wollen — aber ihr ſtiller Kummer und Schmerz ſoll lauter und dringlicher zu Euch ſprechen, als das lärmende Lamento profeſſioneller Bettler. Seht Euch in Eurer nächſten Nähe um, ſpornt Euer Gedächtniß an — vielleicht erinnert Ihr Euch an irgend ein hilfbedürftiges Weſen, das Eure Milde werth iſt.

Freilich wird an den Weihnachtstagen ohnehin „viel Geld ausgegeben" und „viel verſchenkt." Da erinnere ich mich z. B. an einen beſonders guten, alten Herrn, der vor circa dreißig Jahren hier in Wien Unſummen von ſich warf. Es galt, den ſiebenbürgiſchen Magnaten für eine durch Unglücksfälle und Krankheiten in einer entſetzlichen Lage ſich befindliche Familie zu gewinnen, es war gerade zu Weihnachten, d. h. am „heiligen Tage" und der Fürſprecher fand ſich, da die Noth drängte, Früh Morgens bei dem verſchwenderiſchen Kröſus ein. Er wurde nicht vorgelaſſen — Exzellenz ſchlief noch, ſie hatte einen tollen „heiligen Abend" zugebracht, mit hohem Spiel u. ſ. w. Und als die Vertrauensperſon der Exzellenz gar die Bitte vernahm und hörte, um was es ſich eigentlich handele, da ſchüttelte der Menſchenkenner ſein Sekretärshaupt und meinte: „Exzellenz haben mir verboten, ihr mit Betteleien zu kommen." Nebſtbei verſicherte der Dolmetſch des gräflichen Herzens aus eigenem Wiſſen, „daß Exzellenz gerade jetzt ſehr viele Auslagen gehabt hätten — denn (nur im Vertrauen geſagt) erſt geſtern hätten Exzellenz zwei „armen Mädchen" (Schweſtern) ein paar Pelze um 1800 Gulden und einen unnumerirten Fiaker für ein ganzes Jahr, der auch ſeine 1200 Gulden koſte, zum „Chriſtkindel eingelegt. Exzellenz thuen ohnehin viel und ſeien jetzt nicht in der Lage. —" Die zwei „armen Mädchen" waren nämlich vom Ballet. —

Wiener Feiertage.

Selbstverständlich meine ich nur die Feiertage des Mittelstandes. Die Aristokratie und Geld-Noblesse hat deren alle Tage, die Masse *unter* dem Wahlzensus hat ihrer Lebtage nicht einen einzigen — so bleibt eben nur der Mittelstand, das Bürgerthum, welches „Feiertage zu feiern" hat und bei dem die rothangestrichenen Tage eine wirkliche Ausnahmstellung in der werkelmäßigen Tagesordnung bilden.

Weiters habe ich zu bemerken, daß ich nur die Feiertage des Katholiken im Auge habe, und da ich mich in weißen Socken für einen eben so guten Christen halte, wie meine hochverehrten Mitbrüder in violetten Strümpfen, so mag mir der „Volksfreund" gestatten, daß ich als „Sachverständiger" mein Separatvotum abgebe.

Wir haben nun den „heiligen Abend", zwei Feiertage und den Sonntag — summa summarum: vier Festtage nacheinander in einem Strich verlebt. Die glaubwürdige Korrespondenz „Rottert" bringt bereits den partiellen Todtenzettel über die in Folge der gewissenhaften „Gebräuche" einer katholischen Hauswirthschaft gefallenen Thiere und wenn auch gerade keine hundert weißen Stiere, wie von den römischen Barbaren, den frommen Festen geopfert wurden, so sind doch die Hekatomben der geschlachteten gewöhnlichen Rinder und Kälber, Lämmer und Schweine ein ansehnliches Festopfer, das den Mysterien der Tage und dem Moloch des christlichen Appetits gebracht wurde. Und da fehlen noch die statistischen Ausweise über die Leichenzahl der Hasen und Kapaune, der geschoppten Gänse und gemästeten „Pockerln," der Hühner und Enten, und was eigentlich die Hauptsache: der erschlagenen Fische. Denn wir „konsumiren" viel

und Vielerlei an den gebotenen Fast- und Festtagen und hat dieser lokale Usus den ewig nergelnden, kühl denkenden protestantischen Norden leider auch schon längst zu dem lieblosen, kritischen Urtheile verleitet: der Wiener Katholik hat und kennt keine Fest-, sondern nur „Freßtage."

Und die strenggläubige Vorsteherin einer geordneten Wiener Hauswirthschaft hat beim Herannahen hoher Feiertage thatsächlich eine sorgenvolle, schwere Aufgabe. Es muß das vorgeschriebene Repertoire genau eingehalten werden, worüber schon die Nachbarschaft wacht, und es muß, soll das „Haus" nicht in Mißkredit und die gesammte Familie nicht in den Ruf der Ketzerei oder gar — Bettelhaftigkeit kommen, Alles aufgeboten werden, um das für jeden einzelnen Feiertag prädestinirte „Bratel" zur geschmorten oder gebackenen Vorlage bringen zu können. Eine echte Wiener Bürgerfamilie bleibt deshalb nicht nur den ehrwürdigen mündlichen Ueberlieferungen vergangener Jahrhunderte treu, sondern auch den Küchenchroniken und schriftlichen Aufzeichnungen hervorragender, bereits der Geschichte angehörenden Köchinnen, und da durch eine beinahe fatalistische Konstellation der Ereignisse meist an Feiertagen die erforderlichen Fonds fehlen, um den frommen Gebräuchen ganz gerecht werden zu können, so hat der grübelnde Menschengeist die Tandler, das Versatzamt und um einem allgemeinen Bedürfnisse abzuhelfen, in neuester Zeit auch die Pfandleihanstalt erfunden, welche Refugien die Mittel zu „beschaffen" haben und sonach kein guter Christ mehr eine Ausrede hat, den Festtag nicht auch durch ein paar „Brathendel" feiern zu können.

Es besteht nämlich wirklich ein „Bratelrepertoire" für die Feiertage, welches z. B. zu Weihnachten Folgendes festsetzt: Am heiligen Abend den unausbleiblichen „Fisch" in seinen zahllosen Variationen und Abarten, vom kostbarsten Schaiden bis zum plebejischen Weißfisch; am Christtag den Indian, vulgo „Pockerl", recte „Schustervogel"; am Stefanitage den normalen Hasen und da heuer auch noch ein Sonntag knapp darauf folgte, an diesem vierten Feiertage

je nach Umständen ein „Gansl" oder den „jungen" Hasen, d. h. die „Läufeln" des „Seligen" und dessen „Lungel" und Leber. Minder Begüterte begnügten sich gestern mit dem „Hackelputz" der vorhergegangenen Festtage und deren restlichem „G'schnattelwerk", wer es aber thun konnte und dessen gesammte Kräfte noch ausreichten. hatte gewiß wenigstens sein „Schweinernes" oder „Lämmernes", wenn auch letzteres dermalen eigentlich mehr die Nuance „Schöpsernes" hat.

Mit diesen Paraderollen des Bratspießes und der Bratpfanne ist jedoch der Kultus der Festtage und seiner Magenprobe — an welcher übrigens auch andere Konfessionen partizipiren, noch lange nicht erschöpft. Es gibt noch eine Masse Comparsenrollen, als da sind: Gugelhupf, Milch-, Erdäpfel- oder Kletzenbrot, Fisolen- oder wälischen Salat, Aepfelstrudel, Zwetschenkompot, Bäuschelsuppe, Emmenthalerkäs, Linzertorte, Häringe, kandirte und eingemachte Früchte, Sardellenbutter u. s. w. u. s. w. Dieses raffinirte Konglomerat der heterogensten Köchinnen-Einfälle trit mit dem fast grausamen Begehren an den Gaumen und Magen eines orthodoxen Christen heran, in ein paar Tagen verschlungen und ohne Nachwehen verdaut zu werden.

Wer in einem „ordentlichen" Wiener Bürgershause, oder einem sonstigen frommen Gehöfte die Weihnachtsfeiertage mitgemacht, denkt bei deren Wiederkehr sicher nur mit Beben an die lebensgefährliche Möglichkeit, noch einmal zu diesem Kampfe mit seinem — südlichen Organismus aufgefordert zu werden. Denn es wird in „gesitteten" Familien als eine Beleidigung angesehen, ein Zwetschkenmus zu refüsiren, wenn es auch unter dem schlagenden Hinweis: vor anderthalb Minuten mit einem tiefblauen Gorgonzola den endlichen Schlußstein gelegt zu haben, geschieht, und die gutmüthige Hausfrau wird es Dir nie und nimmer verzeihen, von ihrem delikaten Kuchen nichts gekostet zu haben, und zwar unter dem nichtigen Vorwand, Du hättest so eben ein Stück Aal genommen. „Man kann schon, wenn man nur will — heißt es dann — aber bei uns ist Ihnen halt Alles zu schlecht —" und man rümpft verletzt das Näschen oder die Nase.

Freundlicher Mitsterblicher! Du bist nämlich im Irrthum, wenn

Du glaubst, Du hättest an solchen Tagen oder Abenden nur Deine gewöhnlichen Verdauungswerkzeuge zur Verfügung und Du könntest Deinem Innern nicht mehr aufbürden, als Du es das ganze Jahr über thust und es Dein Inneres eben nur gewohnt ist. Du täuschest Dich, Du bist da zu ängstlich, zu pedantisch, denn „man kann schon, wenn man nur will," heißt die Parole der Feiertage.

Du bist es z. B. nicht gewohnt, Abends Suppe zu essen. Am „heiligen Abend" bist Du dagegen verpflichtet, und zwar schon um sieben Uhr, während Du sonst vielleicht erst nach dem Ballet soupirst, ein paar Teller der dicksten „Bäuschelsuppe" hinabzuschlingen. Du fühlst Dich nun gesättigt? Lächerlich; die Hausfrau nöthigt Dich, wenigstens noch einen Löffel Suppe zu nehmen, sonst werde sie „ernstlich böse", und bei dieser Gelegenheit zeigt man Dir den Appetit der fünf und sechsjährigen Buben, welche von dieser deliziösen „Bäuschelsuppe" gar nicht genug bekommen können. Dann werden die Teller gewechselt und der obligate „Fisch" ist da, d. h. der „heilige Abend-Fisch" in seinen verschiedenen Gestalten, Charakteren, Nationalitäten und — Saucen. „Ist gebackener Donaukarpfen gefällig?" — „Bin so frei." — „Hier ist auch heißabgesottener, mein Mann ißt ihn gern; darf ich ein Stückchen anbieten?" — „Danke." — „Oder ist Stockfisch gefällig? Mein Schwager ist ein Liebhaber davon." — „Danke verbindlichst." — „Schill kommt gleich, auch Schwarzfisch. Ah, hier ist er schon! Bitte, nur ein Stückchen, ja, ja, Sie müssen, sonst machen Sie mich böse!"

Dir schwindelt. Es gelingt Dir, unbemerkt einige rückwärtige Schnallen an Beinkleid und Weste zu öffnen, Du athmest etwas leichter auf, da kommt der Schill in delikater Sauce; willst Du die herrliche Hausfrau nicht tödtlich beleidigen, Du mußt davon nehmen, denn die Sauce ist nach einem Rezepte, das die verstorbene Tante in ihrer Jugend von Paris mitgebracht. Die Schillsauce ist der Stolz des Hauses, bei Rothschild und dem Erzbischof ist sie nicht besser und man gibt Dir den Teller voll.

Auch dieses Attentat der Gastfreundschaft ging noch ohne direkte

Lebensgefahr an Dir vorüber; aber nun .... wetteſt Du plötzlich mit dem Hausherrn, der eben die rieſige Gräte eines Hecht durch die Zähne zieht, daß ein ... heftiger Regen an die Fenſter ſchlage. Dieſe Vermuthung wird allſeitig belächelt, es ſoll der heiterſte Abend ſein und Du gehſt an das Fenſter, öffneſt es, ſchöpfſt in langen Zügen die erfriſchende Luft, trockneſt Dir den Angſtſchweiß von der Stirne und nachdem Du ſelbſt beſtätigen mußt, daß es nicht regnet, kehrſt Du ſeufzend zum Operationstiſche zurück.

Während dieſer kurzen Pauſe bereitete man Dir eine zartſinnige Ueberraſchung. Die Nichte des Hauſes wiſpelt dem Klavierlehrer in's Ohr, Du hätteſt erſt zwei Stück Karpfen gehabt und nun liegt ein prächtiges „Mittelſtück" auf Deinem Teller. Du proteſtirſt auf's Feierlichſte gegen jede weitere Zumuthung in ſolchen Dingen, allein die ganze Geſellſchaft bricht in den liebevollen Rache-Chor aus: „Nein, nein! Sie müſſen, Sie müſſen! Sie haben erſt zwei kleine Stückchen gehabt!" Und obwohl der jüngſte Sprößling den lauten Einwurf erhebt: „Es iſt nicht wahr, der Herr v. X. hat ſchon drei „Stückeln" gegeſſen", welches naſeweiſe Minoritäts Gutachten dem Sprecher einen klatſchenden Verweis zuzieht, ſo nöthigt man Dich doch, während der Kleine nun heftig weint, das dritte (nach einer anderen Verſion vierte) Stück Karpfen zu zerlegen.

Endlich glaubſt Du Deine Aufgabe gelöſt und Deine Eßrobbot vollendet zu haben. Du bringſt das Geſpräch auf eine neue Zigarrenſorte und bieteſt dem Hausherrn eine Probe an. In dieſen voreiligen Verhandlungen überraſcht Euch die Dame des Hauſes und ruft ein ſanft grollendes: „Was, die Herren wollen jetzt ſchon rauchen Dieſe garſtigen Zigarren! Es kommt ja erſt der Nachtiſch!"

Und Todesbläſſe überzieht Dein Geſicht, denn nun kommen wirklich all' die ſüßen und ſaueren Kleinodien eines perfekten „Deſſerts", das am „heiligen Abende" naturgemäß erweitert und ergänzt iſt. Es kommen die „Nippes" aus Mandelteig und die phantaſtiſcheſten Kompoſitionen in und aus Eſſig und Oel; es kommt Chokoladecrême und Sellerie, Salami und Bisquitroulade, überhaupt jene bunte Reſerve

die ich oben angedeutet. Und von alldem mußt Du „nehmen", man wird sonst, wie man's Dir bereits zum 377. Male gesagt, ernstlich böse, denn „es geht schon, wenn man nur will!"

Und nachdem Du — da nur ein Mord Dich davor gerettet hätte, wirklich von Allem „nehmen" mußtest und wirklich genommen und gegessen hast, ja selbst das (horribile dictu!) „Kletzenbrod" hinabwürgtest, das diesmal gar so schön gebacken war, und schließlich mit einem Glase Punsch auf das „Wohl" der geehrten Anwesenden trankst, gelingt es Dir endlich, ins Freie zu kommen und bei einem kleinen Schwarzen das, was Du in zwei — drei kurzen Stunden soeben Alles geleistet, zu überdenken. Aber das Fürchterliche kommt ja erst. Morgen bist Du bei N. zu einem Indian, übermorgen bei Z. zu einem Hasen und überübermorgen zum „Hackelputz" bei X. geladen!

Das ist so unser übliches Feiertags-Pensum. Wie wir diese Herkulesarbeit vollbringen, das ist unser engeres vaterländisches Geheimniß, ein spezifisches Magenräthsel, das ich selbst bisher vergeblich zu lösen bemüht war. Wie diese heroischen Thaten den betreffenden Familien, den erwachsenen Eßkünstlern und den kleinen Vielfräßchen gelingen? Auch das weiß ich nicht; ich weiß nur so viel, daß einzelne Vertreter Aeskulap's das Herannahen „hoher Festtage" meist schmunzelnd begrüßen, daß ihnen aber, wenn die sonderbare „Feier" beendet, manche gastronomische Fehltritte doch als Todsünden erscheinen und sie das kulinarische mixtum compositum nur durch den luxuriösesten Konsum eines anderen mixtums, des allseits bekannten „Inf. lax. Vien." oder mittelst des drastischen „tart. emet." zu paralysiren bestrebt sind. Das heißt: bei Feiertags-Marodeurs des Frauen- nnd Kindergeschlechtes. Der starke Mann, sollte er sich nach dem überstandenen Kampfe tiefinnerlichst doch invalide fühlen, führt seinen sündhaften Magen einem derberen Purgatorium zu, er kennt sich und sein Selbst, er weiß, was er bedarf und die Pfade verfolgend, wo ein „saures Bäuschl" kredenzt wird, hofft er auch diese Krisis glücklich zu überstehen. Und daß dieser letzte Versuch allseits gelinge, ist auch mein herzlichster Wunsch! —

Die Gratulationshetze.

(Vor dem Jahreswechsel.)

Ein paar Tage noch und die gesammte zivilisirte Welt besteht nur aus „hochgeneigten Gönnern", „treuergebenen Dienern", „aufrichtigsten Verehrern" und — „Busenfreunden". Diese Fusion der edelsten Gefühle, welche in mündlicher und schriftlicher Form zu sorgfältigst stylisirtem Ausdruck gelangt, und das ganze Menschengeschlecht (mit Ausnahme einiger unkultivirter Racen) zu einer Gesellschaft von Menschenfreunden macht, gewährt immer einen rührend schönen Anblick — schade, daß dieses herzliche Verbrüderungsfest kaum so lange dauert, als die einfachste „Johanni-Oktav", und daß sich die zweibeinigen Zierden der Schöpfung meist schon um „Dreikönig" herum gegenseitig wieder so gründlich hassen und verleumden und anfeinden, wie die Verwaltungsräthe zweier Konkurrenzbahnen.

Ich weiß nicht, ob es sich der Mühe lohnen würde, daß sich auch gewiegtere Denker mit der Erforschung dieses psychologischen Räthsels beschäftigen sollten, oder ob die oberflächliche Annahme genügt, nach welcher die Gratulationsmode überhaupt nur von armen Teufeln erfunden, um im Wege eines ehrerbietigen Attentates auf glücklichere Portemonnaies sich ebenfalls eine Jahresdividende zu erobern, zu deren Bezug sie ansonst weder ihre gesellschaftliche, noch amtliche Stellung berechtigt (oder begünstigt). Unstreitig hat diese Version Einiges für sich, wenn auch die gegentheilige Muthmaßung nicht ganz unbegründet, daß das „Angratuliren" ursprünglich von solchen öffentlichen Charakteren und privaten Würdenträgern ersonnen wurde,

denen es endlich doch ein Bedürfniß geworden, wenigstens einmal im Jahre etwas von „Hochachtung und Verehrung“ mit eigenen Ohren zu hören, indem, wenn nicht solch' gesetzlicher Gesinnungs-Ablieferungstermin eingeführt wäre, im Verlaufe der Zeit vielleicht eine gewisse Unklarheit der persönlichen Position hervorgerufen würde, was wieder mit der übernommenen Würde nicht gut vereinbar ist. Denn, dessen Stellung es erfordert, „geachtet“ zu werden, hat es doch nicht ungern, es in der That zu sein, und die schwarzbefrackte Bestätigung erhält er denn auch — wenn nicht schon zur Feier des glorreichen Namensfestes, so doch nach pragmatischem Herkommen sicher zum Jahreswechsel. Wie sich nun dieses Geschäftes von den Tributpflichtigen, dieser Empfindungs-Robott von den „Hörigen“ im Allgemeinen entledigt wird, war von jeher mein angelegentliches Studium, das mir viel heitere Stunden bereitete.

Es gibt geborene Gratulations-Virtuosen, wie es Menschen gibt, die eine unüberwindliche Neigung für das Bombardon oder für Papparbeit oder für die Dressur der weißen Mäuse mit auf die Welt bringen. Ein solch' spezifisches, mit dem Individuum gleichsam verwachsenes Talent entwickelt sich ohne äußere Einflüsse, ohne jegliche Beihilfe, ohne direkten Unterricht, es dringt zu Tage ohne Veranlassung und der Meister ist fertig, bevor er Schüler gewesen. Wer nicht die Gratulationsgabe in sich fühlt, wem der innere, sozusagen göttliche Drang, dem (höher gestellten) Mitmenschen bei nur halbwegs günstigen Anlässen den allerunterthänigsten Glückswunsch ehrfurchtsvoll darzubringen, nicht schon ins Herz gegossen, bleibt in diesem Genre sein Lebtag ein Stümper, der nicht einmal das ABC dieser wahrhaft freien Kunst, die Grundzüge dieser unlernbaren Fachwissenschaft begreifen wird.

Die Naturgeschichte kennt zweierlei Gattungen Gratulanten: den ex officio-Gratulanten, der die Sache mit kalter, unempfundener Förmlichkeit, in möglichster Kürze, und mit ungelenken, steifen Verbeugungen zu Ende bringt, und den — freiwilligen oder

Gratulationsfex, der seine Aufgabe mit Begeisterung erfüllt und in den tiefsten Knixen seine eigentliche Mission erblickt.

Dieser Gratulationswütherich hat zwar Jahrüber an eine Unzahl für ihn festlicher Tage zu denken, eine unabsehbare Gallerie von feierlichen Ereignissen in zahllosen Familien nimmt seine vermeintlich gern gesehene und schwer vermißte Persönlichkeit unausgesetzt in Anspruch, er hat diesen Geburts- und jenen Namenstag, hier eine glorreiche Wöchnerin und dort eine hochortige verdiente Anerkennung, hier den Jahrestag der Vermälung und anderwärts die Feier der Genesung ꝛc. ꝛc. zu beglückwünschen; er führt ein eigenes Gratulations-Kalendarium und ein Vorfallenheits-Register; er ist die beste Kundschaft der „geruchlosen" Handschuhputzerinnen, die ihn weniger seiner invaliden Glacé's, als der vielen „Aufwartungen" wegen, zu denen er „obligirt", bewundern — trotzdem beginnt seine Hauptthätigkeit erst zum Jahreswechsel.

Die Generalprobe dieser Festvorstellung wird natürlich am Vortage abgehalten, für welchen die Honoratioren minderer Sorte in Vormerkung genommen sind. Er fertigt diese eigentlich zweite Serie hochverehrter Gönner zuerst und etwas flüchtig ab, läßt selbst die Bemerkung wegen ungebührlicher Inanspruchnahme von hochdero kostbarer Zeit fallen und entfernt sich rasch und in nur oberflächlich-feierlicher Stimmung. Er sieht selbst ein, daß man solche Herren mitten in ihrer angestrengten Berufsthätigkeit nicht lange stören, das heißt nicht belästigen darf, und erfüllt durch sein Erscheinen nur die Pflicht der schuldigen Ehrfurcht. Aber am Neujahrstage!

Am Neujahrstage fällt diese Rücksicht seinerseits weg, er kennt nur die fixirte Zahl der auserkorenen Opfer und beginnt Früh Morgens mit ernster Miene seinen Rundgang bei den Proskribirten — ob schön, ob Regen — ob Enthebungskarte oder nicht.

Das erste „Herein" auf sein erwartungsvolles Pochen, oder die erste Verbeugung nach der ersten Anmeldung gibt ihn wieder sich selbst, er ist in jener heiß ersehnten Respekts-Situation, in welcher es ihm *gegönnt* ist, irgend einer wirklichen oder fingirten gesellschaftlichen

Celebrität, einer Bureau- oder Finanzgröße, einem Würdenträger oder einem durch Bezirksnimbus ausgezeichneten Privatmanne — mit einem Worte: einem Höhergestellten die ungeheuchelten Gefühle seiner Verehrung in fließender und gutgesetzter Rede auszudrücken und die huldvolle Versicherung ferneren hochgeneigten Wohlwollens hochbeglückt entgegenzunehmen. Den frisch gebügelten Zilinder mit einer gewissen Innigkeit an den klopfenden Busen drückend, die Augen einen Moment empor schlagend und dann schnell zu Boden senkend, ebenso das Haupt gebeugt und eine kaum merkliche Ellipse des rechten Fußes nach rückwärts, dagegen eine ähnliche Kurve mit dem linken Ellbogengelenke nach vorne beschreibend, ist sein Sinnen nunmehr darauf gerichtet, in retrograder Bewegung tadellos die Thüre zu erreichen, die letzte (stumme) ehrfurchtsvolle Verbeugung rasch zu exekutiren und die Thüre unter sorgsamer Verbergung der persönlichen Reversseite geräuschlos zu schließen. Es ist, wie gesagt unmöglich, derlei zu erlernen, wenn nicht die unumgänglich nöthige körperliche Elastizität, vorzüglich aber eine Biegsamkeit und Geschmeidigkeit des Rückgrates das unschätzbare Geschenk des gütigen Schöpfers ist.

Im Vorzimmer angelangt, wird der versirte Gratulirer augenblicklich die in der Domestiken-Sphäre angemessene, d. h. völlig aufrechte Haltung finden und es vielleicht sogar, sich den Ueberrock reichen lassend, für zweckmäßig erachten, unter loyalem Lächeln anzudeuten, welch' huldvoller Empfang ihm abermals zu Theil geworden, worauf er, die Antichambrirenden leichthin grüßend und noch immer bedeutungsvoll lächelnd, sich entfernt, um — auf der nächsten Stiege für denselben Kursus sich vorzubereiten.

Ja, für denselben Kursus. Und der vielbeschäftigte Mann kommt, wie der Akrobat auf dem Schwungseil erst bei den heftigsten, wirbelnden Schwingungen die vollste Sicherheit erlangt, gerade im athemlosen Verfolge seines Katzenbuckel- und Knixturnus zur rechten Glieder- und Zungen-Volubilität, die, wenn die Mittagsstunde naht und demnach die Etikette-Frist zur Neige geht, ihren (freilich schweißtriefenden) Höhepunkt erreicht und ihn in das gefährlichste Stadium

jener treugehorſamſten Verzückung (Servilismus-Wahnſinn) verſetzt, wo ſelbſt der ruhigſte Zuſeher wie bei dem betäubenden Kreiſeltanz der Derwiſche — Kopfſchmerz empfindet. Ihm, dem ausübenden Künſtler, iſt jedoch wohl.

Nun, ſo bürſtet dem Eure ſchwarzen Fracks und das ſonſtige Zugehör und präparirt Euch auch innerlich für die nöthige Selbſtverleugnung und Offenbarung der eigenen Nullität. Die Echtheit Eurer Geſinnung wetteifert ja doch nur mit dem Werthe der huldvollen Händedrücke, womit man Euch beglückt und beehrt, und wenn deshalb Eure Zerknirſchungskomödie nur mit einer Gönnerkomödie regalirt wird, ſo rümpft ſpäter nicht die ehrfurchtsvollen Naſen. — An Euch aber, die Ihr durch ſolche „Aufmerkſamkeiten" überhaupt ausgezeichnet werdet, ſtelle ich die Bitte, laßt an jenem Feſttage dennoch Niemanden ganz unbeſchenkt von dannen ziehen: den ehrlichen, armen Teufel nicht, wenn er ſeinen Spruch auch etwas holpericht deklamirt — und die andere Spezies auch nicht, dieſer aber ſchenkt wenigſtens ein — mitleidiges Lächeln! —

III.

Wie und wo sich Wien unterhält.

(Eine kleine Auswahl.)

Sperl—Wallhalla—Dianasaal ꝛc.

Von Zeit zu Zeit bringen gewisse lithographirte Lokal-Korrespondenzen, welche besser mit der Nomenklatur der gesammten Wiener Demimonde als mit deutscher Syntax und Grammatik vertraut sind, ganz eigenthümliche Sensations-Notizen, die sowohl durch Inhalt als draſtische Stylisirung auf das Gemüth des sensiblen Lesers mächtig einwirken. Derlei gepauste Nachrichten erzählen in ölgetränkter, verdächtiger Orthographie, daß: sich vorgestern nach Mitternacht in der Nähe des Karl-Kettensteges eine „Dame" nach heftigem Wortwechsel von dem Arme ihres Begleiters losgerissen habe und mit einem hellen Aufschrei dem Ufer des Stromes zugeeilt sei, allwo sich ein neuer Kampf mit ihrem Verfolger oder Rettungs-Beflissenen entspann, worauf sich die im höchsten Grade Aufgeregte richtig in die schmutzigen Kanalfluthen der „schönen blauen Donau" gestürzt habe. Meist gelingt es jedoch, die Lebensüberdrüssige aus dem „murlenden" Wellengrabe und von den drohenden Kiemen der heißhungerigen Karpfen zu befreien, ein schnell herbeigeholter Fiaker nimmt den durchnäßten Retter und die ebenso nasse Gerettete, in welch Letzterer die mit unleugbarer Personenkenntniß begabte Lokalkorrespondenz diese oder jene „Rosel" oder „Resel," eine Stammgastin des „Sperl," der „Wallhalla" oder des „Dianasaales" erkannt haben will, in sich auf, das versöhnte Pärchen fährt nach Hause und — die Welt- und Tagesgeschichte geht ihren Gang ungestört weiter.

Nun weiß ich nur zu gut, daß man allseits die vollwichtigsten Gründe hat, die historischen und biographischen Mittheilungen aus

ſolchen lithographirten Quellen nur mit größtmöglicher Vorſicht aufzunehmen, nichtsdeſtoweniger darf ich meine theuren Leſer verſichern, daß ſich gerade derlei ſoziale Effektnotizen unter zehn Fällen neun Mal beſtätigen. Ja wohl, viele jener unregulirten, lebensluſtigen Damen, die ſich allabendlich auf den obgenannten drei Sammelplätzen einzufinden pflegen, enden nicht ſelten ſehr lebensſatt freiwillig, wenn ſie die irdiſche Laufbahn nicht im Spitale oder in einer der ihnen behördlich oktroyirten Villeggiaturen beſchließen.

Dieſe tragiſche Perſpektive, welche unſeren auf verſchiedene Art büßenden Magdalenen mitten im „Wirbelwinde der Leidenſchaften" entgegengrinſt, iſt übrigens bei meinen diesmaligen Schilderungen Nebenſache. Ich will ja nur zeigen, wie und wo ſich das heutige Wien unterhält; aber indem ich eine Epiſode aus den bunten Memoiren einer „Sperl-, Walhalla- oder Dianaſaal-Heldin" ſkizzirte, habe ich eben angedeutet, welches Damenkontingent die erwähnten drei Luſtaſyle meiſtens füllt, und wo ſich jenes männliche Publikum unterhält, das mit einem ſolchen weiblichen Publikum ſich zu unterhalten gewohnt iſt.

Warum ich aber als Cicerone mit dem bedenklichen „Sperl" beginne? Nun, weil Gefahr im Verzuge, weil meine beabſichtigte Schilderung bald eine Leichenrede würde, indem es, wie die Nachricht lautete, die vor ein paar Tagen, zwar zum hundertſten Male, aber diesmal in ernſthafteſter Form durch alle Blätter lief, nunmehr doch beabſichtigt ſei, daß der „Sperl" endlich demolirt werden, und aus dem Schutte ſeiner bereits anrüchig gewordenen Mauern eine Realſchule erſtehen laſſen ſoll. Aus dem „Sperl", der realſten und frivolſten Schule für angehende Kankaniſtinnen — eine Schule für Algebra-Novizen und phyſikaliſch-chemiſche Jünglinge! Welch wunderbare Wandlung, welch bizarr ſittlich-kommunales Programm, das aber leider befürchten läßt, die muthwilligen Kobolde des Dreivierteltaktes, die auf dieſem Territorium durch ein halbes Jahrhundert ihr Unweſen trieben, und Tauſende erfahrene Köpfe verwirrten, möchten vielleicht auch in Zukunft die reſpektiven unerfahrenen Köpfchen um-

schwirren und ihnen die obligate Lust an den unmelodischen mathematischen Lehrsätzen und Formeln gründlich vergällen. Wie dem auch sei, begrüßen wir das Projekt! — —

Der alte Sperl! Fast hundert siebzig Jahre der sozialen Geschichte „Wiens und der Wiener" repräsentirt das „alleweil fidele" Haus. Im Jahre 1701 war es Eigenthum des Hofjägers Sperlbauer, weshalb es den (abgekürzten) Namen „Sperl" bekam. Die Besitzer des schon damals populären Wirthsgeschäftes wechselten jedoch rasch, aber seinen Namen behielt es stets, und als nach einem Jahrhundert, am 29. September 1807 Johann Georg Scherzer das gänzlich umgestaltete Etablissement als „Tanzlokale" eröffnete, da strömte halb Wien herbei, um seinen soliden „Deutschen" daselbst zu tanzen. Eine glorreiche Zeit kam für den hübschen Saal. Wiens ehrbarste Familien gaben sich dort Dezennien lang ihr Rendezvous und noch vor circa zwanzig bis dreißig Jahren wurden in den Sperlräumen nicht nur die schönsten Bälle und Feste, sondern auch die weltberühmten patrigrchalischen Backhendl-Bachanalien abgehalten. Was für Triumphe feierte nur Johann Strauß, der geniale Begründer der heutigen Walzerdynastie gleichen Namens, gerade beim Sperl, und — welch' adelige und bürgerliche Eleganz und anständigste Pracht entfalteten sich Anno „Kettenbrücken-Walzer", „Heiter auch in ernster Zeit," „Das Leben ein Tanz," und wie die jedem älteren Wiener unvergeßlichen reizenden Weisen heißen, in diesen heiteren Räumen!

Das ist nun eben durchgängig anders geworden. Der Sperl, einst das Vergnügungs-Eldorado der besseren Stände, eilte in der letzten Zeit mit Riesenschritten seinem Verfalle entgegen und kann sich heute nur mehr halten, indem er zum ungenirten Stelldichein und lärmenden Tummelplatze der weiblichen und männlichen Halbwelt geworden. Und da geschah denn auch die zwar unabsichtliche, aber nichtsdestoweniger ungeheuerliche Anomalie, daß die leichtfertigste Frivolität so zu sagen unter kommunalem Schutze eben hier ihre tollen Gelage feiert, daß der Sperl die kommunale Pflanzstätte des

Kankan, wurde und daß die lokalen Phrynen und ihr Anhang gerade auf städtischem Grundbesitze ihren unsauberen Handel treiben. Der Sperl wurde nämlich, wie männiglich bekannt, schon vor Jahren, als die Zeit seines historischen Glanzes längst vorüber, behufs Demolirung von der Kommune angekauft und sollte bis zum Eintritte der „Katastrophe" als Fruchtmagazin ꝛc. vermiethet werden. Da erhoben sich aber die städtischen Biedermeier und jammerten ob solcher unpatriotischen Tendenzen und weinten und meinten, daß auf solche brutale Weise wieder ein „Stück Altwien" den herz- und fühllosen Neuerern zum Opfer falle, und was der restlichen Gemüthsfrasen aus der Ex-Gemüths-Aera noch mehr sind. Nun, ihr Wille geschah, der Sperl-Existenz wurde noch eine kurze Frist geschenkt, und der gute liebe Sperl, in dem einst so viel getanzt und soviel Champagner getrunken wurde, brauchte in seinen alten Tagen kein „Fruchtmagazin ꝛc. zu werden — nein, er wurde nur ein „Früchtel"-Magazin und läßt die Kommune in einem ihrer Säle sogar die „Fiaker-Milli" ostensible Hof halten. . . .

Wer besucht heute den „Sperl?" Der dermalige Pächter, wird mir vielleicht im Stillen recht geben, wenn ich sage, daß mir sein Wein und seine Gesellschaft nicht am besten behagen. Letztere — mit wenig Ausnahmen eigentlich gar nicht. Man zahlt einen Gulden Entrée (mitunter noch mehr), um sich das Recht zu erkaufen, bei mittelmäßiger Musik die Demimonde hier soupiren zu sehen. Das heißt: Eine gewisse Schichte der Demimonde, weder die soi-disant elegante, in Logen und auf Balkonsitzen, auf dem Freudenauer Turf oder in den Oratorien der Kirchen, in unnummerirten Fiakern oder auf Vollblut Rennern brillirende — noch ihre entsetzlichste Abart, jene die Praterauen und Linienwälle bevölkernden weiblichen Auswürflinge. Nein, beide Gattungen kommen aus natürlichen Gründen nicht: Dem unterhaltenen Maitressenthum ist es hier zu ignobel, dem Unkraut der Prostitution viel zu kostspielig, vielleicht auch zu langweilig.

Zum „Sperl" kommen jene, den Passanten der innern Stadt sattsam bekannten, mit ordinärem Rouge und ditto poudre de riz

unkünstlerisch bemalten Gesichter; es kommen jene so unendlich fatalen, weil überaus geistlosen, aber exorbitant „aufgedonnerten" Straßengestalten, deren krankhaft heisere Gurgellaute den Vorübergehenden mit dem deprimirendsten Schauer erfüllen; es kommen jene überreifen Pflastertreterinnen des Grabens und Kohlmarkt mit ihren noch ungeschulten Zöglinginnen, welch letztere vor Kurzem der Küche ent- und in die Arme der Lehrmeisterin gelaufen, von diesen zu den bekannten „Anzieherinnen" geführt wurden und nachdem sie sich halbwegs mit der ungewohnten Schleppe und dem Fächer zurecht gefunden, beim Tanzmeister und beim „Sperl" für den unschwierigen Dienst der Venus vulgivaga dressirt worden.

Mit diesen Damen und Dämchen, recte Dirnen und Dirnchen finden sich deren männliche Beschützer und Begleiter hier zusammen. Sie kommen Alle, die zur weitverzweigten Genossenschaft der „Strizzi" und „Strawes" gehören, arbeitscheue, faulenzende, verluderte und verlotterte Existenzen mit unheimlich frech blinzelnden Augen; Bursche und Männer, die aus ihrem Erwerbe kein Geheimniß machen, Raufbolde, die jede Minute zu Krakehl geneigt, und die ihre Meinungsverschiedenheiten mit geschwungenem Sessel oder dem Bierglase, nöthigenfalls mit dem Messer auszugleichen bereit sind. Hüte man sich, mit diesen „Herren" in, wenn auch nur kurzen Verkehr zu treten oder in Differenzen zu gerathen.

Das ist so das Stammpublikum des heutigen Sperl; das sind seine Akteurs, seine Insassen, das ist seine stabile Staffage. Als Gäste kommen jene sittlichen Roués, jene moralischen Lüstlinge und blasirten Wüstlinge, deren Nerven selbst nicht durch Moschus, sondern nur durch das, wie Heine sagt, gerade Gegentheil von eau de cologne momentan aufgerüttelt werden können, oder Dirnen-Mäzene, die sich all ihr Lebtag nur im Dunstkreise der Korruption behaglich gefühlt; es kommen ferners jene naiven jugendlichen Liebetölpel, die sich über den Inhalt ihrer Börsen nicht selten bei Gerichtsverhandlungen zu legitimiren gezwungen werden und das Lächeln und die Chignons ihrer Tänzerinnen für echt hielten; es kommen die sogenannten „Lebe-

männer", die es „fidel sein" heißen, sich mit der Prostitution zu amalgamiren, und es kommen schließlich neugierige Fremde und Reisende, welche der zärtlichen Obhut ihrer ehelichen Gesponsinnen sich zu entreißen wußten und deren eigentlicher Reisezweck es ist, in Berlin und Paris, in London und Pest und folglich auch in Wien den gewissen „verflixten Kerl" zu spielen. Das sind so die (meist zu rupfenden) Ehrengäste des Sperl. Denn zum Sperl kommt ja überhaupt nur, wer sucht und — wer gefunden werden will; uneigennützige, kontemplative Zuseher, oder solche deren leidiges Geschäft es ist, „Studien" zu machen, sind dort nur selten anzutreffen. — —

Dieselben personellen Normen gelten für die Ableger des Sperl, die sogenannten Nebenlokalitäten desselben, den (kleinen) „Dianasaal" und die „Walhalla." Der große Dianasaal, der im Sommer zur Schwimmschule umgestaltet wird, hat während der Wintersaison unstreitig exquisite Abende aufzuweisen und honorable Korporationen feiern mitunter hier ihre feinsten Bälle. Allein der kleine (Noth-) Dianasaal, schaart unter der gemeinsamen Sperldevise: „Ob schön, ob Regen" dasselbe lockere Publikum um die Regisseure der Demimonde und die artistischen Leiter der Kankanorgien, wie die Musteranstalt der getanzten und gesprochenen Zote: der Sperl oder die „Walhalla" (des Lorettenthums).

Es herrscht auch der innigste Verkehr zwischen den drei Etablissements. Ein fortwährendes Kommen und Gehen der bewußten Damen, die das Terrain und die Anwesenden rekognosziren, um diese oder jene Geschäftskollegin sich erkundigen, mit den vorhandenen „Louis und Arthurs" (id est „Schani's") ein paar Worte wechseln und — falls sie die Situation für ihre Pläne nicht günstig erachten, mittelst eines der parat gehaltenen (schäbigsten) Komfortable in ein anderes der bezeichneten Lokale sich begeben. So kommen häufig allabendlich sämmtliche dieser Herren und Damen in alle drei „Abstecher", so wie es manche unruhige Geister im Theater zu thun pflegen, die unausgesetzt vom Parterre in die Galerien laufen und nebstbei in einem halben Dutzend Logen ihre Visiten machen.

Was die eigentliche „Unterhaltung" an solchen Abenden beim Sperl, im Dianasaale oder in der Walhalla betrifft, so ist sie eben überall stets dieselbe. Anfänglich ist die Stimmung flau, die „Damen" sitzen ziemlich kleinlaut, da sie noch im Ungewissen, ob ihnen ein Goldregen in den Schooß fällt, oder ob sie das Krügel Bier schuldig bleiben müssen. Sie beschäftigen sich demnach vorerst mit einem kleinen „Plausch" unter einander; sie erzählen sich ihre Leiden und Freuden, sie theilen sich ihre Erlebnisse der letzten vierundzwanzig Stunden mit, wie die Eine sich einen alten Baron „aufgegabelt" und Jene einen Hussaren-Oberlieutenant „aufgezwickt". Sie berichten ferner vice versa über jene schauderhaften Diskussionen, die sie zwischen ihren vier Mauern mit der unersättlichen Quartiergeberin, der „Gstett'n", geführt, wie die Hausmeisterin, das alte „Ziefer" ebenfalls in ihren Forderungen täglich unverschämter werde, daß die „Jüdin" auf's grüne Seidenkleid, das noch ganz nagelneu war, nur acht Gulden hat „legen" wollen, und „daß 's die X. heut' Nacht in der Naglergass'n daglengt haben."

Mit diesem anregenden Ideenaustausche wird es zehn Uhr. Die Gäste erscheinen. Man lächelt ihnen zu, und, erwidern sie unvorsichtigerweise das Lächeln, so werden sie um — ein „Glückssechserl" oder je nach der Qualität ihres Aeußeren auch um ein „Glückseinserl" angebettelt. Dann geht's zum Tanze. Ein Walzer beginnt. Dieser Walzer wird selbstverständlich „schieberisch" getanzt, eine Quadrille kommt an die Reihe, sie wird zum unvermeidlichen Kankan.

Es ist zwölf Uhr Nachts. Tolle Lust an allen Ecken und Enden, aber noch immer fehlt „Etwas". Die „Unterhaltung", so lärmend sie auch ist, ist eigentlich doch nur gequält, forcirt und das rechte „Animo" wird vermißt. Da braust plötzlich ein Murmeln durch den Saal — alle Köpfe richten sich nach dem Eingange, von wo eine laute Lache aus rauher Kehle ertönte . . . sie ist da — endlich — endlich! Die „Milli" ist's! Die lange und schmerzlich Gesuchte! Aber nun ist sie da, die Königin all dieser Feste, die sich wie ein Ei dem andern gleichen, sie ist da, die Tonangeberin, gefolgt von ihrem in

fünf — sechs Fiakern erschienenen Hofstaate, ihrem beständigen Cortège von Milli-Enthusiasten, und mit einem kreischenden: „Servus, kecker Radibua!“ oder „Griaßdi God, alder Schippel!“ schleudert sie dem Aprostrofirten ihren Shawl zu, lüftet mittelst einer derben Wendung ihr Kleid bis zur Kniebeuge, attaquirt mit der Zehenspitze einen der ersten Wählerklasse angehörigen Bauch, manchmal in besonders glücklicher Stimmung sogar eine erlauchte Achsel — und der „Milli-Kankan“ beginnt.

Was nun folgt, läßt sich schwer beschreiben und bleibt der löblichen Phantasie meiner verehrten Leser überlassen.

Aber die Milli harrt nicht lange an einem und demselben Orte aus, ihre Pflichten rufen sie auch noch wo anders hin, sie hat z. B. in der Walhalla denselben Rummel zu szeniren und um 2 oder auch 3 Uhr erscheint sie in der That auch dort, wieder begleitet von ihrer „Ehrengarde“, und diese Garde besteht dermalen aus einem hochbetagten, reich dekorirten Klavierpauker, dem einst Potentaten und Künstler die künstlerische Hand drückten, und der sich nun in solchen Kreisen bewegt; dann mehreren bedenklichen Roßtäuschern, Kasinobesuchern und Herren, die nicht nur die Genealogie der vorzüglichsten Renner, sondern auch die horriblen Spitznamen unserer öffentlichen Damen, sowie sämmtliche Entretenue's und deren Gönner memorirt haben. Die „Unterhaltung“, wenn man den Verkehr mit den cynischsten und geistlosesten Repräsentantinnen des „schönen“ Geschlechtes so nennen darf, ist — und bis die Monotomie nicht durch eine der Eingangs erwähnten Katastrophen unterbrochen wird — allabendlich dieselbe; sie endet meist fünf Uhr Früh in einer der übel renommirtesten — Kaffeeschenken. Fi donc! — —

Soll ich weiter erzählen? Soll ich etwa gar auch noch von dem jüngsten Ableger der Kankanpflanze, dem Etablissement des „kleinen (erfindungsreichen und witzigen) Löwy“ Bericht erstatten? Ich müßte das Vorgeschriebene abschreiben. . . .

Beim Heurigen.

Beim Heurigen! — Die Wiener sind bekanntlich vorwiegend ein biertrinkendes Volk und diese Inklination hat sich trotz der verlockenden Reize der weltberühmten Gaben ihrer sie fast einschließenden Rebenhügel bis zum orthodoxesten Kultus gesteigert, seitdem vor einigen Dezennien die beiden Gerstensaft-Apostel Held und Dreher in Liesing und Schwechat ihre glorioſe, reformatorische Thätigkeit begannen. Seit dieser neuen Bieraera trinkt eben Alles Bier, von der zarten Primadonna der Hofoper bis zur minderzarten Amme, vom Unterstaatssekretär bis zum Magistratspraktikanten, vom protzigsten Börse-Parvenu bis zum Feuilletonisten eines Volksblattes, von Frl. Geistinger bis zu Frl. Stubel — und nur in den Zwischenpausen, wenn Wien kein Bier trinkt, trinkt es Wein: Chatéau Laffitte oder Markersdorfer, Möet, Cremant rosé oder Rötzer, Pisporter oder Mailberger — oder auch „Heurigen" — und gar besonders für letztere Spezies bewahrte der Urwiener von jeher ein nationales Faible, das nicht selten in blutig geschlagenen Köpfen der Parteigenossen zum begeistertsten Ausdruck kam. Der „Heurige" ist vielleicht sogar das Bindemittel, das den Wiener inmitten der allgemeinen Bierschwärmerei dennoch Bachus dem „fröhlichen Knaben" nicht ganz untreu werden läßt, und das ihn, wenn die „Saison" naht, daran mahnt, daß er klimatisch, geographisch und landwirthschaftlich eigentlich an den Wein gewiesen ist, welche vitale und nationalökonomische Lehrsätze auch der biedere niederösterreichische Pädagoge Hans Jörgel mit patriotischester Gewissenhaftigkeit unablässig predigt.

Unter „Heurigen“ verſteht der Wiener eigentlich den vorjährigen, mit anderen Worten den „jungen Wein“, der, wenn der ſüffige „Moſt“ ſeine perfide Aufgabe erfüllt und der furioſe „Sturm“ die Herbſtſaiſon ſtürmiſch beſchloſſen, nach dieſer „Sturm- und Drang“-Periode nur eines kurzen Zwiſchenaktes zur „Klärung“ bedarf, um ſeine Herrſchaft anzutreten und — wieder bis zur Zeit der Kelterung der Trauben als junger Wein, oder nach der euphemiſtiſchen und anachroniſtiſchen Abbreviatur der Wiener als „Heuriger“ zu regieren. Moſt, Sturm und Heurigen trinken und tranken aber die Bewohner (und Bewohnerinnen) der alten Phäakenſtadt ſammt Umgebung nicht ungerne, vielmehr gerne, ja in beſonders geſegneten Weinjahren ſogar mit — tödtlicher Leidenſchaft.

Die Geſchichtſchreiber der Vorzeit, d. h. die vormärzlichen Blätter und auch mündliche Ueberlieferungen von Seite ergrauter Kenner des „Gerebelten“ und „Rieslers“ und „Schmeckerten“ wiſſen nämlich unglaubliche Thaten zu berichten von jenen endloſen Völkerwanderungen, wie ſie z. B. im Jahre 1834 ff. nach den Vororten Wiens ſich ergoſſen, und gegen welche die unſterblichen Bachuszüge des herumzigeunernden, fidelen Gottes der gottloſen Alten in Nichts zerfallen. Denn die Dionyſoſſe des V. U. W. W. ſollen auf der Heimkehr von ihren touriſtiſchen Ausflügen in die ſpezifiſchen Heurigen-Gefilde, nicht ſo melodiſche Ausrufe wie das hiſtoriſche: Evoe! Eleucus! von dem einſt Indien widerhallte, ausgeſtoßen haben; im Gegentheile ſollen die klaſſiſchen Sieveringer- und Grinzinger-Thäler, die Hernalſer-Kulturen ꝛc. ꝛc. von den tumultuöſen Exklamationen des profanſten „Schweigels“ durchbrauſt worden ſein, unter denen die gelallten Solfeggien unſerer vorſtädtiſchen mütterlichen Mänaden und das Geheul der vaterländiſchen Pardel: der von den benebelten Kindern gepeinigten Pudel ſtets am fürchterlichſten erklangen. Dieſe lokalen Bachuszüge waren ferners auch nicht ſo ziviliſatoriſcher Natur wie jene des ſtädtegründenden Sohnes der Semele; unſere Bezirks-Silenen und Satyre des niederſten Steuerzenſus verwüſteten vielmehr, was ihnen im Wege ſtand, wobei ſie ſtatt in dithyrambiſche

Lobgesänge, in ein kreischendes „Dulliä" (der Heurige ist die Heimat des „Dulliä") ausbrachen, dem sie erst in späteren Jahren, als das sogenannte „politische Leben" in Oesterreich erwachte, das fortschrittliche „Obst hergehst zu mir!" supponirten.

Denn der „Heurige" hatte immer und von jeher sein eigenartiges Publikum und nur eine „gewisse" Volksschichte bildete seine stabilen Stammgäste. Freilich machte sich dann und wann auch ein Konsortium von enragirten „Weinbeißern" der besseren Stände auf den Weg und pilgerte hinaus in die elysäischen Felder Nußdorfs und des Kahlenbergerdörfels, auf jenen Etapenstationen Rast haltend, wo symbolisch „unser Herrgott die Hand herausreckt", zum Zeichen, daß es hier gut sei und man sich niederlassen möge. Aber diese sporadischen Volontärs, die sozusagen das Elitekorps unter den „Gschwandtnerzechern" waren, verschwanden in dem chaotischen Durcheinander jener wilden Karawanen, die in nachlässigster oder urwüchsigster Toilette herangestürmt kamen, auf dem okkupirten Terrain unter der artistischen Leitung des Grueber Franzl, dieses unvergeßlichen Maestro der Vierzeiligen, ihre Dudler- und Trinkorgien feierten und in noch derangirterer Toilette heimwankten oder auf irgend einem Karren zur Spedition an den häuslichen Herd verladen wurden.

Beim „Heurigen" war ferners das Rendezvous der sogenannten „feschen Geister" (beiderlei Geschlechtes); beim Heurigen fanden sich die prononzirtesten Repräsentanten jenes Urtypus der Wiener ein, dessen charakteristische Merkmale in meinem gelehrten „Essay" über die „Schmer" nachzulesen; beim Heurigen war der Sammelplatz jener sorglosen und leichtlebigen jungen und alten Herren, deren Virtuosität darin bestand, all' das, was sie besaßen, möglichst schnell zu „verjuxen" und zu „verhauen"; zum Heurigen kamen alle Jene, denen „a Zithern" und „a harber Tanz" und „'s Klanglanett" zum Leben so unentbehrlich war, wie dem Fisch das Wasser und denen das berüchtigte geflügelte Wort: „Verkauft's mein G'wand, i bin im Himmel!" zum gerechten Aerger der himmlischen Heerschaaren aus

dem überſeligen Buſen quoll. Beim Heurigen brillirten weiters jene ſtarknervigen Exemplare aus der Gattung des ſchwachen Geſchlechtes, die mit den ſchmucken Reſten einer entſchwundenen Koſtüm-Aera: dem gelbſeidenen Kopftüchel, dem ſchwarzen Sammtſpenſer und rothen Rock (alſo in echt germaniſchen Farben) angethan, den einen Fuß auf der Bank, mit der ausgeſtreckten Rechten das irdene Weinkrügel haltend, die neueſten Piecen aus dem Repertoire des vierzeiligen Genres in elektriſirenden Rhythmen zum Beſten gaben, wobei die Kollegen und Kolleginnen der Primadonna durch ſtylgerechtes „Paſchen" akkompagnirten, welche beide Kunſtſtücke zuſammen übrigens auch noch heutigen Tages ein bemostes Haupt unter den Jodlerinnen beim „Stadtlehner" produzirt. Zum Heurigen kam ſchließlich auch der Kern des Wiener Volkes von den „Gründen", der tiers état der Vorſtädte „mit Kind und Kegel" und wälzte ſich mitunter, wenn er im kalten Vorfrühling oder froſtigen Herbſt bei beſonders ſtarkem Andrange unter der Einfahrt auf leeren Fäſſern Platz nehmen mußte, dafür im Sommer überwohlig im Gräſe.

Und inmitten des Volkes, des ſingenden, lachenden, trinkenden Volkes ſaß damals auch faſt täglich der „Dichter des Volkes", der tiefſinnige Ferdinand Sauter, der die elegiſchſten Lieder auf Fetzen Papier hinwarf, und der erſt aufthaute, wenn's recht toll um ihn herum wurde und der „Grueber Franzl" auf dem oftерwähnten „pickſüaßen Holz" die altbekannten Weiſen ſpielte. Dann ſprang Sauter in die Höhe, ſchnalzte mit den Fingern und ſang wohl auch ein paar Strophen aus dem Stegreife, wie etwa die folgenden:

„Die Stiefel ſan z'riſſen,
Der Strumpf hat a Loch,
Und da kummt am da Schuaſter
Jetzt no mol ſo hoch!

S'Gwand, das is ſchleiſſig,
Was liegt aber d'ran;
Wann ma beim Gſchwandtner
Nur eintreten kann!" u. ſ. w.

Im Laufe der Zeiten, der diversen politischen Wandlungen und des vierundzwanzigjährigen Disagios unserer vaterländischen Geldzeichen ist Vieles und sind auch die Menschen anders geworden. Der alte, harmlose Spaß, der sich nur des Spaßes wegen gab, ist unter den Massen längst verschwunden; an seine Stelle aber trat nicht etwa der ätzende Witz eines denkenden und kritisirenden Volkes, sondern die brutale Frivolität, die von gewissen Seiten eigens gepflegte und geförderte Zote wurde die Parole des Tages, welcher Geschmack nach den verschiedensten Richtungen sich ausbreitete, Wurzel faßte und schließlich jede gesunde Regung des Volkes überwucherte. Die Demimonde kam zur Herrschaft und wurde Modesache, liederliche Weiber wurden die gefeierten Heldinnen eines großen Theils unserer Gesellschaft, man machte mit den kostspieligsten Maitressen förmlich öffentlich Staat und brüstete sich mit deren Besitz, elegante Etablissements gaben sich zum Tummelplatze kankanirender „Dirnen von der Straße" her, kuppelnde Regisseure fanden sich, die das Ganze in ein „System" brachten, und die moderne „Weltstadt", nach welchem Rufe wir so lange geseufzt, war fertig. Was Wunder, wenn das Volk, das leicht erregte Volk, das lustige und kurzweilige Beispiel in allen Dingen nachzuahmen suchte; wenn es ebenfalls nur Gefallen an gesungenen, gesprochenen, getanzten oder agirten Obszönitäten findet und fand, und wenn es, einmal in diese Richtung gedrängt, jedes andere „Amusement" nicht als solches, sondern als das gerade Gegentheil, als eine langweilige Folter erklärt.

Und so nahmen denn auch die meisten der Unterhaltungsörter des Volkes diesen „pikanten" Charakter an und gaben sich allmälig ungescheut selbst das Gepräge als — Sammelplätze der Demimonde. Unsere lieben Volkssängerinnen, welche die „göttliche Liebe", wie sie Abends feilgeboten wird, besangen, waren die ersten Lockvögel, welche die Nachtvögel, wie ein Magnet das Eisen, an sich zogen, und diese lauschten mit ihren Kumpanen gar verständnißinnig der versifizirten Veröffentlichung der Geheimnisse ihrer Genossenschaft. Das übrige Publikum, das nolens volens zum Zeugen und

Theilnehmer von derlei liederlichen Symposien gemacht wurde, lachte anfänglich dazu, nach und nach gewöhnte es sich an die unsauberen Produktionen und ditto Gesellschaft, ja es suchte schließlich dieselbe auf und es fand sie leider stets und — je nach der Saison, auch überall.

Auch der Besuch des „Heurigen" hat seine Saison und auch der „Heurige" bekam mit der Wandlung aller Dinge ein neues Publikum. Die räucherigen, mit Talglichtern kümmerlich erleuchteten Stuben der „Hauer", die gleichfalls nicht auf's Komfortabelste eingerichteten Lokalitäten und Gärten jener historischen Firmen, wo seit den Tagen des graueſten Alterthums „Heuriger" geschänkt wurde: beim Gschwandtner, Mandl, Grabinger, Stadllehner, Grünbaum, Weigl, oder auch beim „Milliweib" in Hernals, oder beim Salvigni und beim „Hufschmied" in Dornbach u. s. w. u. s. w., waren nie Pflegestätten für Bildung und Gesittung, aber sie waren keine privilegirten Refugien der Demimonde, wie es heute so viele Heurigen-Etablissements sans gène sind. Dieses Renommé und vielleicht auch der bedenkliche Ruf der Weinqualität, welche es an manchen Orten ohne Zuziehung des Professors Kletzinsky nicht räthlich erscheinen läßt, auch nur einen Tropfen der Kehle und dem sonstigen Inneren anzuvertrauen, sind ohne Zweifel Schuld, daß beim Heurigen dermalen die Weintrinker in der Minorität, dagegen die „Hetzsucher" und was dazu gehört, in der turbulentesten Majorität sich befinden.

Wer geht heutigen Tages zum Heurigen? Nicht mehr ausschließlich die im Eingange meiner „Studie" geschilderte Sorte der „alleweil Fidelen", der draſtischen Typen der unteren Schichten, der klassischen Originale von den „entern" Gründen. Wohl findet man hin und wieder einen feschen Hausherrnsohn, der mit einem gleich „feschen Zeugl angebremst" kommt, und mit dem unvermeidlichen „harben" Bulldogg dräuend in die Menge tritt. Wohl findet man noch in einzelnen Exemplaren das weiße „Nachtleibel" des mit der 66er Frisur markirten „Pflastererkarl's" aus der dunkelfärbigen

Masse hervorblitzen; wohl leuchtet noch von irgend einem bescheidenen Ecktischchen das grelle Kopftüchel und das lichte „Kasettl" (Korset) der nachbarlichen „Wäschertonerl" freundlich herüber; wohl jauchzt noch zu Zeiten ein „Fix Diarndl Laudon!" aus dem liebeglühenden Herzen eines Fiakers, der in sieben Minuten vom Graben „auf d'Südbahn zum Eilzug" zu fahren gewohnt ist, an die Saaldecke; wohl kommen dann und wann ein paar Seidenzeug-Veterane vom Schottenfeld, die hier an der Wiege ihres Ruhmes Nachschau halten, ob die dilettirenden Söhne der Väter würdig seien — aber alle diese Gestalten der früheren „Heurigen Epoche" werden verdrängt von der Unmasse jener „Damen" und Herren, die zu anderen Stunden an den Standplätzen der Venus vulgivaga ihr Hauptquartier aufgeschlagen.

Ein neu Geschlecht ist erstanden, auch beim Heurigen, und sogar ein neues Kellner- und Musikantenthum fungirt und produzirt sich in den modernisirten Räumen. Der „blinde Poldl" ist verschollen, der „Grueber" ruhte längst auf seinen Lorbeern aus, die er sich mit dem blechernen Stiefel eingesammelt, der alte Fink ist todt, die Finkin wohl auch und nur der alte Karl schlendert verdrießlich herum und servirt die „Schweinszüngel" und das „Theilsame" und „Abgezogene" unter dem konstitutionellen Regime zwar nicht mit derselben Bonhommie, wie unter Metternich, aber mit demselben unförmigen Gehrock. — —

Nach mehr als zwanzig Jahren kam ich selbst wieder hieher. Die Atmosphäre war mit Schwefeldünsten und anderen gefährlichen Gasen geschwängert; ich trat, wie einst, auf Eier- und Nußschaalen; die Ausspielerinnen, die mit „Engländern" oder „Korsikanern" hausirenden Invalidinnen, die Bettler und stets „vazirenden Handwerksburschen" stießen und drängten mich wie ehedem herum, ja selbst der Hahn und die großen „Weinberlkipfel", die eben verlost werden sollten, aber wieder nicht gewonnen wurden, schienen derselbe altersmüde Hahn und dieselben altgebackenen Kipfel zu sein, die mir in meiner Jugend angepriesen wurden. Aber sonst war Alles anders geworden, und ich fühlte mich völlig fremd, wo ich freilich nie heimisch gewesen.

Das kleine Orcheſter beging die Anomalie, den Godfroy'ſchen „Garde de la reine“ Walzer zu ſpielen, Frauenſtimmen mit der anrüchigen „Abtheilungs“-Heiſerkeit kreiſchten, ihre Begleiter zankten mit einigen unerfahrenen Gelbſchnäbeln, andere „Damen“ in Seidenſchleppen eilten von Tiſch zu Tiſch und tranken den „jungen Herren“ (Gott ſei Dank!) den Wein aus, wein- und ſchlaftrunkene Kinder ſchrieen, und in meiner nächſten Nähe gaben ein paar wüſte Geſellen zum Spaſſe einem halbblöden zehnjährigen Kellnerbuben ſchallende Ohrfeigen, das Stück zu zwei Kreuzer, worauf der Witzigſte der Geſellſchaft unter dem herzlichſten Gelächter der „Damen“ den armen Burſchen extra noch für zehn Kreuzer bei den Haaren in die Höhe zog. . . .

Ich amuſirte mich nicht. Weder die Szenerie, noch die Akteurs und Aktricen und Komparſen waren nach meinem Geſchmack. Ich wollte wieder einmal „Wien und die Wiener beim Heurigen“ ſehen, worüber ich einſt ſo viel gelacht und wovon man im „Ausland“ ſo viel Luſtiges zu erzählen weiß und ich fand, was man Nachts in gewiſſen Cafés ebenfalls finden könnte. Hol's der Kukuk! Wo iſt wenigſtens die alte „Judenpepi“, ſeit 40 Jahren die erſte „Dudlerin und Paſcherin“ des Jahrhunderts? „Sie iſt ſchon z'Haus gangen!“ lautete die Antwort. „Jetzt ſchon, um ſieben Uhr?“ — „Ja — weil's an Rauſch g'habt hat!“ — — Die gute Matrone! Alſo auch ſie! oder ſoll ich dieſen vorzeitigen Rauſch recht verſtehen? War es der Rauſch eines verzweifelnden Herzens, das von einer entarteten Epoche nicht erfaßt, in ſeiner ganzen Größe nicht gewürdigt wurde? Wer weiß! Aber der Ignaz konnte mir keine nähere Auskunft geben und — ich wandte mich ſchmerzlich ab und zerdrückte eine Thräne. —

Beim Trabwettfahren im Prater.

I.

Anſpani — ſchießt er nöt —
Bleibt's a G'frött;
Haßt nöt viel,
G'hört ins Ring'lg'ſpiel!
(Alte Weiſen.)

Ein echtes Volksfeſt, einen „eminent bürgerlichen Sport" wollte man vor zehn Jahren gründen, als ein Komite von Fachgelehrten des Kutſchirbocks das erſte Trabwettfahren im Prater arrangirte und damit zu der hochadeligen Paſſion vom Freudenauer Turf einen luſtigen Pendant ſchuf. Wie üblich ſprach man auch in dieſem Falle von „Veredlung der Pferdezucht", und wie ſonſt noch die optimiſtiſch-volkswirthſchaftlichen Schlagwörter heißen, und erträumte in jedem Ackergaul des weitläufigen Vaterlandes ſchon im nächſten Quinquennium mindeſtens einen klaſſiſchen Bucephalus, wenn ſchon nicht einen „Beinlſtierer" oder „Millimann."

Wenn auch letztere Prophezeiung ſich bisher nicht ganz genau erfüllte, ſo ſtieg doch das Intereſſe des undiplomirten, ahnenloſen Theiles der Bevölkerung an dem anregenden Schauſpiele von Jahr zu Jahr; man ſtritt und ereiferte ſich für und um ſeine Lieblinge, man ergriff die Partei für dieſe oder jene vaterländiſche Provinz und deren Abgeſandte; man biß ſich in die Lippen, wenn wir (noch vor Sadowa und nicht von dem Schulmeiſter ſondern) von einem gewöhnlichen preußiſchen Roßkamm vor aller Welt auf's Haupt geſchlagen wurden; man jauchzte und jubelte, wenn die Revanche gelang, und

behielt die Maihelden der Prater-Allee fast länger im Gedächtnisse, als die Märzhelden der Herrengasse.

Welche Triumphe feierten: Hofmann aus Salzburg, Schießer und Zizzelsberger aus Linz, und namentlich Bergauer aus Stockerau; wie populär wurde die Rosenwirthin, die „Sofner-Lina" und mit welch' hübscher patriotischer Begeisterung sprach man von den ruhmreichen Thaten jener unvergeßlichen Zierden der untaxirbaren Fiakergenossenschaft: von den Sekunden-Kämpfen eines „Has," Wallner, Edelheim, Alt, Rinnagel! Genug, das heitere Fest war volksthümlich, wie nur Eines, und sollte diesen urwüchsigen Charakter bewahren.

Leider bekam die Sache in den letzten Jahren allmälig eine ganz andere Färbung: der bürgerliche Anstrich wurde durch den vermeintlich erlauchten Firniß gewisser Namen aus der Geburts- oder Geldaristokratie, die auch hier nicht fehlen zu dürfen glaubten, aber auch eine ganz eigene „Damenwelt" herbeizogen, bis zur Unkenntlichkeit verwischt, und der Aktionärraum wie die Konkurrentenliste bestanden schließlich nur mehr aus Abonnenten des „Salonblattes". Mein Gott! Wer Geld hat, kann sogar die glorreichen „Knechte" des Wollner verdunkeln, d. h. noch exequisitere „Schießer" sich kaufen als der „Zweihundertfünfundzwanziger" mit seinem berühmten „Zungenschnalzer" dirigiren muß.

Diesmal (Mai 1871) nahm die Sache nach langer Zeit wieder einmal eine günstigere Wendung. Von „Gawlier's" war nur ein kleiner, unabwendbarer Rest vorhanden, der aber nicht den Ton anzugeben strebte, und wenn es dem Komité in der Folge auch noch gelingt, die „Milli" sammt Anhang von der Damen-Tribune fern zu halten, so wird es jeder ehrsamen Bürgersfrau ein Vergnügen sein, dort Platz zu nehmen und die bravourosen Erfolge unserer kühnen Rosselenker zu bewundern.

Vor Beginn des eigentlichen programmgemäßen Wettfahrens hatten mehrere Pferdefreunde einen „Match" vereinbart. Sechs Zweispänner fuhren ab, um die Tour bis zum Lusthause und zurück

zu machen. Auf zwei „Ruſſen" (Graf Oktavian Kinsky gehörig und von Herrn v. Semiſch geführt) wurde viel gewettet — ſie blieben zurück; während der Pferdehändler Herr Auguſtin mit zwei „Braunen" den Vogel abſchoß und den erſten Preis (100 fl.) erhielt. Die zwei Thiere, nicht mehr jung, brauchten für die Tour nur 19 Minuten 6 Sekunden. (Im Vorjahre ſiegte Graf Szapary mit zwei prachtvollen Braunen über Alle, denn er fuhr in 18 Minuten 21 Sekunden eine Friſt, die ſelbſt dem „Has" etwas zu kurz iſt.) Die heurigen Sieger ſollen, (wie erzählt wurde) Eigenthum des Herrn Dibiſchofsky des Raben-Wirthes ſein, ſtammen aus dem berühmten Stalle Buchan's, haben in Oberöſterreich viele Lorbeeren errungen, und ſind „Gaſſelfahrer" par excellence, namentlich der Sattlige von rieſiger Kraft und Ausdauer, der nur die Laune hat, nicht allein gehen zu wollen, wo er meiſt „ausreißt". Als Zweiter (19 Minuten 10 Sekunden, Preis 50 fl.) kam Herr Zizzelsberger (aus Linz) mit einem ruſſiſchen Rappen und einem baieriſchen Braun, herrliche Renner; und als Dritter (19 Minuten 49 Sekunden, Preis 30 fl.) lärmend begrüßt, der „Has" mit den zwei polniſchen Braunen des Herrn Wallner. Vor zwei Jahren brauchte der „Has" um 9 Sekunden länger und er wäre dießmal vielleicht der Erſte am Pfoſten angelangt aber — „unt' hab i nit glei außi kinna und a bisl g'ſchreckt ſans a no," meinte dieſer populärſte Wiener Fiaker und blies ſein „Zigarrenpfeiferl" mit Würde aus.

Nun kam die Fahrt der Einſpänner. Vierzehn waren angemeldet, zwei ließen ſich als unpäßlich melden und zwar: Hrn. Reb's aus Linz zehnjähriger Rapphengſt Orlof, der ſich (von allen Kennern als Sieger im Voraus proklamirt) bei der Generalprobe Tags vorher krumm lief, und Herrn Valentin's (Kohlkreuzen-Wirth) ſiebenjährige Schimmelſtute (auch ein Orlof), die Donnerſtag früh — durchging und erſt ſpät Abends allein, aber kläglich abgeſchunden, in den Stall zurückkam. So gingen denn diesmal nur zwölf Pferde ab.

Die Fahrt ging bis zum Rondeau und waren fünf Preiſe (400, 200, 150, 100, 50 fl.) normirt. Zahlloſe Wetten wurden

auf einen (Herrn Eggers aus Dänemark gehörigen) sechsjährigen Rapp-Wallach gemacht, der, in einem niederen Gabelwagen gespannt, während der letzten acht Tage Unglaubliches geleistet haben soll. Bei der ernstlichen Wettfahrt blieb das zusammengehetzte Thier das letzte. Ebenso versprach man sich von Herrn Josef Bergauer's (aus Stockerau) „Probir-Mamsell", einer braunen Mutterstute, die mit einem elfwöchentlichen Saugfohlen auf dem Turfe erschien, große Dinge. Aber auch dieses arme Thier, von den Strapazen des Wochenbettes vielleicht doch noch nicht ganz hergestellt, erlief sich keinen Preis, obwohl es, freilich alle Kräfte einsetzend, die Tour in nur 8 Minuten 25 Sekunden (!) zurücklegte — aber der letzte Preis gehörte 8 Minuten 19 Sekunden.

An dem Wettkampfe selbst betheiligten sich nur Renner von bewährtem Rufe, dennoch wurden die Triumphe früherer Jahre nicht ganz erreicht, denn im Jahre 1869 errang sich Würth mit seiner Siebenbürger Stute, die nur 7 Minuten 38 Sekunden benöthigte, die Palme, von jenem fast fabelhaften Erfolge gar nicht zu reden, den Sigmund Hofmann aus Salzburg im Jahre 1863 hatte, dessen „Blaßl" nur etwas über 7 Minuten Zeit gebrauchte, um beim „hohen Präsidium" wieder angelangt zu sein, während heuer die beste Ziffer 7, 48 war, die aber merkwürdigerweise zwei Pferden zufiel.

Das Präsidium erklärte deßhalb, daß beide Renner sich „stechen" müssen, das heißt, die Wette unter sich nochmals zu versuchen.

Nun ging der Separatkampf los. Zuerst kam die Schärdinger Stute an die Reihe, die, noch immer stark erhitzt, die Tour noch einmal machen mußte. Große Aufregung. Die oberösterreichischen Bauern entriren — das Bierglas in der zitternden Hand, bedeutende Wetten — die Schärdingerin geht dampfend ab, um nach 8 Minuten 13 Sekunden wieder beim Pfosten angelangt zu sein. Alles drängt in die Bahn und beglückwünscht den bleichgewordenen ländlichen Groom, der auf seinem Gig finster rollenden Auges sitzt und die dargereichten Biergläser nun erschöpft — zurückweist.

Neuer Lärm. „Bahn frei! Bahn frei!“ schallte es, denn der andere Konkurrent jagt bereits heran: Zizzelsberger's überdreister Bursche, der mit seinem Braun „Hans“ nochmals sein Glück probiren will und — muß. Schreiend, fluchend, die geballte Faust hoch erhebend, macht sich der tollkühne Knirps mit seinem feurigen Gespann durch die dichte Menge selbst Bahn, und ist im Nu entschwunden. Unbeschreibliche Aufregung, in der Damenloge werden enorme Wetten angeboten und galanter Weise akzeptirt, die Sekunden werden laut abgezählt, Alles zählt sie mit; da, kaum fort — ist er schon wieder, den Hut lustig schwingend, vor dem hochlöblichen Präsidium angelangt, welches es zum Staunen der Nachwelt, in ihren Büchern verzeichnete, daß der „Hans“, ungeachtet er die Tour zweimal machte, nun nur 8 Minuten und 1 Sekunde brauchte, somit überhaupt als erster Held sich erwies.

II.

„Fahrma a Gnad'n? Sö, fahrma, Sö?
Soll i's lass'n füri schießen?
Zuckt der Schackerl 's Latsel in d'Höh,
Geht's juckerisch außi aus der Welt — auf acht Füßen!“

(Alte Weisen.)

„Der Mausfarbene is krump; schad — war a schön's Dutzet g'west!“ So lautete das letzte Bulletin, das kurz vor Beginn des Fiaker-Wettfahrens an der fliegenden Schenke ausgegeben wurde. So fuhren denn nur elf Fiaker, aber . . . „eiserne!“

„Wie sie heißen? Nun, es waren: Der „Spaßapatl“, der „Honi“, der „harbe Bua“, der „Krätznickel“, der „Prager“ (seines Hochdeutsch wegen so genannt), der „Schuaster“, der „Wickerl“, der „klane Natzl“, der „Jud“ (sehr ökonomisch), dann zwei ohne Spitznamen, worunter der — „Has.“

Der arme „Has“! Die vielen Siege, die er schon erkämpft, waren nun sein Unglück, denn das Turf-Reglement legte ihm zwei volle Minuten als Ausgleichslast auf, die ihn erdrückten und ihn,

obwohl er eigentlich den zweiten Preis sich erfuhr, doch von der Betheiligung ausgeschlossen. Als seine zehn Kollegen abgingen und er am Pfosten sein doppeltes Minuten-Pönale abwarten mußte, das „Zigarl" in stiller Wuth verbeißend, da schüttelte er den thurmhohen Cylinder auf dem Nestroy-Kopf und rief recht kleinlaut zur Richter-Tribüne herüber: „Guat'n Murg'n, Herr Fischer! Is Ihna nit lab um mi? Und g'rad von die allerlängsten Minuten suchen's mir's aus, dös is do a weng'l z'hart für die Schwarzbräunl!" — Präsident Fischer erwiderte treuherzig lachend: „Nicht um eine Viertelsekunde geschieht dem Has Unrecht, gleich kann er abgehen: Eins — Zwei — Drei! Ab!" — „Dla! Lass'n mas füri!" — „Holla hoch! Der Has hoch! Hoch der Has!" Aber wo war der Has im nächsten Augenblicke; kaum das man den historischen Cylinder in der Ferne noch erspähen konnte.

Es waren bange Minuten, die nun folgten. Der sieggekrönte „Sträfling" hat die Sympathie des Volkes sich schon längst erobert, und wenn er seine kaustischen Augen über die Menge schweifen läßt, schallen ihm hundert und tausend freudige Zurufe entgegen. Nun wirbelt Staub in der Ferne auf. Alle Blicke sind nach dem ersten Ankömmling gerichtet. „Wer ist's? Ist's der Has? Sind's die Schwarzbräunl'n?" „Ein Schimmel ist dabei!" „Das ist der „347er", der „Schuster!" Richtig — das „Zeugl" des Alois Alt ist das mit 21 Minuten 15 Sekunden erste am Ziele. „Wo bleibt der Has?" — Der Zweite, der Dritte, der Vierte jagt vorbei, laut begrüßt, aber der „Has" ist noch nicht da. Endlich — der Vorletzte, die Zügel stramm in den Händen, den Oberleib halb vorgebeugt, den nie fehlenden Glimmstengel fest zwischen den Zähnen, so rast er mit den schweißbedeckten, schäumenden Thieren heran, in 21 Minuten 36 Sekunden, die ihm aber mit 23.36 gerechnet werden. „I hab's ja g'sagt, daß i mit dera Zeitrechnung nit recht füri kann! Aber macht nix, auf's Jahr fahrma mit zwa andere! Servus Herr Fischer!" — Das war seine seufzendste Rechtfertigung und sein gefühltester Abschiedsgruß. —

Auf dem Wäschermädelball.

(Februar 1870.)

Die originale, reine, d. h. unvermischte „Wäschertonerl vom Himmelpfortgrund" gehört in unserer modernisirten Aera wie Ossian und Fingal bereits zu dem mythischen Figuren. — Dem Gebildeten brauche ich nun nicht erst auseinander zu setzen, daß ich mit der besagten „Tonerl" keineswegs eine einzelne, am Ufer der Als gelebt und gewirkt habende Persönlichkeit dieses Namens meine, sondern daß der nekrologistische Ausruf der Gattung gilt, die in Folge verschiedener kulturhistorischer Prozesse, Truppendislokationen und der leidigen Freizügigkeit nordischer Stämme in ihrer klassischen Urwüchsigkeit zu verschwinden und selbst in dem ihr vom Schöpfer als klimatischen Kurort angewiesenen Bezirke des Thury nach und nach so gewiß auszusterben droht, wie der graziöse Steinbock am Monte Rosa, seiner letzten Zufluchtstätte.

Diese, für den engeren Patrioten eigentlich betrübende völkergeschichtliche, statistische Wahrnehmung machte ich auf meiner jüngsten wissenschaftlichen Expediton, als ich nach langer Zeit wieder einmal das Plateau von — Lerchenfeld betrat, wo ein, vermuthlich usurpatorisches Konsortium von halbinvaliden „Paścherinnen" und Jodlerinnen im Thaliasaale den historischen „Wäschermädelball" in Szene setzte. Das „Fest" fand unter dem öffentlich avisirten Patronate der alten „Erhartin", der artistischen Leiterin der Hernalser Dudlerkämpfe statt, aber die eigentliche Regisseurin, die Präsidentin des Ballkomités, die Protektorin dieser Gesellschaft unadeligster Damen,

war doch wieder „sie", sie deren Namen ich nur ungern nenne, die aber eben nicht zu leicht ignoriren, da sie fast allüberall zu finden und dort, wo sie zu finden, unstreitig die intellektuelle Urheberin der „Festordnung" und des nächtlichen Programms ist. Ich meine nämlich die leidige — „Fiakermilli."

Ja, sie präsidirte und regierte auch diesmal. Und Mitregent war wieder ihr medizinischer Ritter, ihr Qua-Marfori, jene Zierde seiner Fakultät, der den grauen Glatzkopf ob solcher Bevorzugung mit Stolz zu wiegen und — wenngleich als Repräsentant der ernstesten Wissenschaft — doch auf's Loyalste zu lächeln und in der Weihe des Augenblickes den leutseligsten Kancan zu tanzen versteht. Und da die „Milli" (sprich „Mielieh") die Favorite des Balles war und in einem hochrothen Kleide zu erscheinen beschlossen hatte, so war selbstverständlich „Roth" die Farbe des Abends und die Tänzerinnen erschienen par faveur in der Lieblingsfarbe der Gefeierten, d. h. mit gleichrothen Abzeichen geschmückt, und manifestirten sich darnach mit den (seidenen) rothen Kopftüchelchen und (seidenen) rothen Schnürleibchen oder (seidnen) rothen Schürzen als die getreuesten Sklavinnen ihrer verehrten Gebieterin, die denn auch mit siegestrunknen Blicken durch die Reihen ihrer männlichen und weiblichen Vasallen schritt.

Das aber war der Selbstverleugnung, der sozusagen freiwilligen Entäußerung des eigenen Ich, der geistigen Expatriirung von Seite der Hungelbrunner Balleteusen noch nicht genug. Sie begingen die ungeheuerliche Anomalie, zu den koketten Kopftücheln anachronistische Rokkoko- und „Geistinger-Perrücken" zu tragen oder mit Haarpuder die aufgethürmten Wellenscheitel und riesigen Chignons zu bestreuen, ja selbst Goldstaub in ihren phantastischen Haarbau zu thun und durch solch' lächerlichen Kostumefrevel, solch' bezirkswidrige Geschmacklosigkeiten die Toilettetraditionen aller Einwäscherinnen der Welt und jener vom Althan insbesondere über den Haufen zu werfen.

Beim Anblick dieser Standes-Malifikantinnen erfaßten mich die Schauer unendlicher Wehmuth und ich gedachte mit Rührung der

heroiſchen Geſtalten aus beſſeren Tagen, die im ſtrenggläubigſten Kultus der angeſtammten und überlieferten Tracht: in den kurzen, geſteiften Röcken, dem ſchwarzen Sammtſpenſer mit Perlmutterknöpfen, dem grell getupften Halstuch und ditto Kopftüchel, letzteres zu einer primitiven Gugel, aber mit genial flatternden Zipfen verſchlungen, dann mit den einfachen, mittelſt Schweinſchmalz geglänzten Originalſcheiteln und Flechten, und ſchließlich mit den energiſch geformten, ſcharf benagelten „Kothſtiefletten", die ſowohl für den Steiriſchen und Landler als für den Heimmarſch paßten — bei der „ſchönen Schäferin" oder bei den „Lerchen" alljährlich ebenfalls ihre Ballnacht feierten und in Terpſichoren's Künſten ſich übten. Und ihre Partner, mit denen ſie auf dem ſchlecht gehobelten Parquet erſchienen, waren keine geſchniegelten und pomadiſirten Stadt-„Geſchwufen", keine Pſeudo-Amanten oder Vizeſtrizzi, es waren ihnen ebenbürtige Geſchäftskollegen, gleichfalls „Kinder vom Grund", die die Woche über als thätige Gehilfen fungirten und deren ehrbar Handwerkzeug: die „Wäſchkluppen" im blauen Vortuch oder die „Schubkarrenbandeln" über die Achſel, ſie ſogar mit einem gewiſſen Stolz erfüllte.

Wenn dann ein ſolches urkräftiges Paar zu tanzen begann, da flüchtete Jeder, der ein Hühnerauge im Stillen ſein nennen konnte, aus der gefährlichen Nähe und die Dielen erdröhnten ob der martialiſchen Entrechats. Und wenn das Paar vom „Wirbelwind der Leidenſchaft" erfaßt, den neueſten Vierzeiligen intonirte und einen ſchrillen „Dubler" an die Saaldecke ſchleuderte, da fielen auch die Uebrigen ein, um mit „geübten Stimmen Chorus zu ſingen" und das Feſt hatte ſeinen Höhepunkt erreicht. Wehe, wenn in ſolch' feierlichen Augenblicken ein witzelnder „Stadtherr" ſich erkühnte, an die üppigen Formen einer ſolch' ſchneidigen Roßauer-Primadonna zu ſtreifen oder ihr etwa gar vermeintlich „ſchmeichelhafte Anträge" zu machen. Ein Wolkenbruch von Kernſprüchen, wie ſie nur der deutſche Sprachſchatz Liechtenhals und der „Wieſen" birgt, ergoß ſich blitzſchnell über ſein Haupt, worauf der Unvorſichtige viribus unitis an die Luft geſetzt wurde.

Die Szenerie und die Akteurs von derlei vorstädtischen Ballfesten sind heute, wie so Manches anders geworden. Die scharfgezeichneten Charaktere und Volksfiguren, die klassischen Typen aus gewissen Schichten verblassen bis zur Unkentlichkeit und ein entarteter Nachwuchs ist seiner gediegenen, ehernen Ahnen unwürdig. Die Race ist degenerirt, wir haben kein Vollblut mehr, sondern nur Mischlinge. Und demgemäß entbehren denn auch die in den Annalen Wiens ruhmvoll verzeichneten Faschings-Saturnalien einzelner Stände und Zünfte schon längst ihres notorischen Chics und ihres eigenthümlichen Parfums, und wie es keine „reinen" Fiakerbälle mehr gibt, so gibt es keinen purifizirten Wäschermädelball mehr, so glorreich auch die Geschichte seiner Vergangenheit ist.

Unter den gegebenen Verhältnissen ist die Sache jedoch erklärlich. Wo die „Milli" den Vorsitz führt und Hof hält, da kennt man das Gefolge, den Anhang, den minniglichen Cortège und die saubern Genossinnen. Der weibliche Stab ihres Hauptquartiers ist aus den markantesten Zöglingen der Walhalla ꝛc. zusammengesetzt und die Schaar ihrer Ritter, Reisigen und Knappen aus den Jahresabonnenten dieser — Anstalten rekrutirt. In der Peripherie dieses lärmenden Trosses gedeiht nun wohl nichts Anderes als die Sumpfpflanze der Zote, die ihre Wurzeln in immer weiteren und weiteren Radien ansetzt, bis die gesammte Gesellschaft in dem Gestrüppe sich gefangen sieht. Freilich liegt an dem Gedeihen einer Versammlung nicht viel, die das Präsidium solchen Händen anvertraut und der vielleicht gerade bei diesem Arrangement . . . kannibalisch wohl ist.

Der Wäschermädelball! Welch' bittere Ironie! Wer war im Stande, aus der Unmasse von Grabennymphen die veritablen „Lodernymphen" herauszufinden? Wem gelang es, in dem wirren Trubel der „Maschkerirten" die Spreu vom Weizen zu sondern, und wessen Gemüth war aber auch so gläubig, selbst in den ungewaschenen „Debattärs" und Jockey's, die sich herum- und herandrängten, waschlustige Jungfrauen vom Brünnlfeld und den angrenzenden Revieren zu erblicken? Wohl waren einzelne, und zwar plastisch-robuste

Priesterinen der Laugeneſſenz, des Bleichpulvers, der „Waſchblau“ und der „Erdäpfelſtärke“ vorhanden und verbreiteten in der widerlichen Moſchus-Atmoſphäre einen faſt wohlthuenden Seifwurzelgeruch, aber ſie waren offenbar in der Minorität und konnten die Alles, ſo auch hier überwuchernde ausgeſprochene Demimonde nicht aus dem Felde ſchlagen. Und wozu auch, wenn ſie ſich ſo hübſch mit ihr melirten und ſie ſogar in den dümmſten Haarpuder-Moden täppiſch nachäfften?

Dieſer Mißgriff des Ballkomité's, der ſchon im vorigen Jahre geſchehen, rächte ſich heuer inſofern, als die „Gawlier“ ausblieben. Nicht daß eine ſpezielle Sorte Wiener Blaublut die Tummelplätze der Viertel-, Achtel- und ſelbſt Zweiunddreißigſtel-Welt aus Prinzip flieht; nein, aber dieſe P. T. Herren gehen von dem richtigen Grundſatze aus: Wozu in die Ferne (bis Lerchenfeld) ſchweifen, wenn man — die Geſchichte allabendlich in der nächſten Nähe haben kann. Und ſo iſt es. Denn wenn auch die Alinka (leider im Vereine mit einem krankhaft bleichen neunjährigen Mädchen) G'ſtanzeln ſang, die „Zwicker Marie“, die „G'ſchwandtner Nettl“, die „Schuſter Lottl“ ꝛc. ꝛc. abwechſelnd jodelten, ein paar „laute“ Fiaker kunſtvoll pfiffen und paſchten, und das Katzenberger-Quartett die „Allertiefſten“ zum Beſten gab, kunſtgeübte Augen und Ohren konnten ſich doch nicht verhehlen, wem der Abend gehöre.

Es gibt keinen ureigentlichen „Wäſchermädelball“ mehr. Mag bei dieſer ſchmerzlichen Nachricht der Lokalchroniſt auch ſein Haupt verhüllen, mag er fürder das Blatt, auf dem die karnevaliſtiſchen Triumphe der feſcheſten „Waſchtrogtonerln“ zu verzeichnen, leer laſſen oder vielmehr mit einem ſchwarzen Rande umrahmen, mein kritiſches Gewiſſen gebietet mir, dieſes trübſelige Faktum allſeits kund und zu wiſſen zu machen. Und wer etwa an meiner Infallibilität zweifelt, oder mein neueſtes Dogma belächelt, dem hätte ich gewünſcht, in jener Nacht zwei Männer zu beobachten, die mit Kennerblick die Herzen und Nieren eines jeglichen Publikums zu prüfen gewohnt ſind. Ich meine die Herrn Eckhard und Pirringer, die beiden Jodler-Mata-

dore. Wie zwei Jeremiasse auf den Trümmern einer untergegangenen Periode saßen sie einsam bei einem Glas Wein und starrten, in Träume versunken, vor sich hin. „Ist das ein Wäschermädelball? frug ich sie. Sie schüttelten schwermüthig die Häupter und seufzten. Nun wohlan, so hört meine Prophetie: Es gibt in aller Ewigkeit keinen „Wäschermädelball" mehr, und es ist vielleicht sogar die Zeit nicht ferne, wo in Folge der fortschrittlichen Entwickelung des Maschinenbaues und der richtigen Benützung der Dampfkraft die Wäschermädeln selbst als supernumerär, d. i. überflüssig entfallen und allmälig im gesellschaftlichen Status gänzlich „aufgelassen" werden. Darum:

Weint Troer, weint!
Uebt Euer Aug' in Thränen!

Auf dem Fiakerball.

I.

(Februar 1868.)

So ist denn auch über den „Wiener Fiaker" — wenn gerade nicht das Jahrhundert, so doch die „Epoche" ernüchternd hinweggegangen und aus dem „lauten Bandel", wie sie sich gerne nannten, ist eine anständige Genossenschaft zwar noch immer lebenslustiger, aber außerordentlich solider . . . „Geschäftsmänner" geworden.

Der Fiakerball! Was umschloß dieses Wort Alles noch vor ein paar Jahrzehnten! Welche Fülle von kaustischem Humor lachte Dir schon bei dem Gedanken entgegen, daß die Repräsentanten des „harbesten" Wiener Witzes sammt und sonders hier beisammen zu treffen seien und sich in vollster Ungenirtheit und Ureigentlichkeit geben werden!

Es gehörte zur Ehrenaufgabe der tonangebenden Männerwelt, zum Fiakerball „geladen" zu werden. Der „Knackerl", der „Schackerl", die „Wurst", der „Spinatsch—r", „'s Rostbratl" u. s. w. u. s. w., wie die Dirigenten vom Bock mit ihren Spitznamen am Wienerplatze intabulirt gewesen, waren versichert, daß ihr „Baron", ihr „Graf", ihr „Fürst" erscheinen werde, und sie erschienen auch. — Die Habitués der Eckstitze, die Helden vom Turf, die goldene Jugend, die Matadors der Börse fanden sich an einem solchen Abende regelmäßig ein und ein Fiakerball zählte unter seinen Gästen oft mehr Kavaliere, als eine Vorstellung von Grillparzer's „Sappho".

Und wie floß der Champagner in Strömen! Und wie schmuck war der Anblick des weiblichen Ballkontigentes. Die „Frau Mutter" mit dem „Hals-Perlen" und die Töchter in naivster vorstädtischer Toilette. Und lustig ging's her, und fidel und — „laut"!

Es ist nun anders geworden. Der Fiaker von heute ist nicht mehr der Fiaker von damals, wo er noch mit „seinem Baron" eins war: Zwei Seelen und ein Gedanke! — Der Fiaker von heute hat den, sozusagen, „Reiz" seiner Urwüchsigkeit eingebüßt, er ist durch den „Komfortablekutscher" um den Weltruf des Wiener Kutschiertalentes gebracht worden, es pfuschten ihm Stümper in sein ruhmvoll betriebenes Handwerk und, blasirt und überdrüssig, leistete er schließlich sogar auf seine herkömmlichen Prärogative, auf die Attribute seines Standes und seiner Würde Verzicht, was ihn einst mit Stolz erfüllte, weist er heute mit Entschiedenheit zurück: — er hat keinen „Spitznamen" mehr!

Ja, so unglaublich und fast tragisch es klingen mag, der moderne Wiener Fiaker, führt keinen „Spitznamen". Er zehrt mühsam von dem Rufe seiner „Nummer" und seines bürgerlichen Namens und das ist sein Alles. Ist das nicht wehmüthig? Ist das nicht — langweilig für einen Wiener Fiaker? Und so haben und kennen wir denn nur mehr die „Waldbauer's," die „Breit's," die „Alt's," die „Edelheim's," die „Saurer," die „Herndl's," die „Maurer," und wie die ganz ehrenwerthen Herren der Juckergilde heißen, aber wir haben keine „Plutzerbirn," keine „Warzen," keinen „Brustfleck," keinen „Pagatl" und keine „Umurken." — Die „Geschichte," d. h. die Lokalchronik des Wienerpflasters bewahrt zwar noch durch die Ueberlieferung der hervorragendsten Thaten diese Kernnamen in ihrem goldenen Ehrenbuche, aber von den neuzugewachsenen Helden heißt es nur: „der Maurer ist in 59 Minuten von Baden bis zur Matzleinsdorferlinie gefahren," weiter nichts. Wie simpel, wie dürftig! —

Diese trüben Gedanken beschlichen mich auf dem jüngsten Fiakerballe. Wo waren die „Spitzen der Gesellschaft?" Die Koryphäen

unſerer Salons? Die Herren aus der Herrengaſſe? Wo war Er und dann Dieſer und Jener, die doch ſonſt nie und nirgends fehlten, wo eine bürgerliche „Hetz" zu erwarten? Wo waren die notoriſchen Fürſten und Grafen der Fiakerbälle, die Grafen „Pepi's," die Fürſten „Franzl" und „Schani" u. ſ. w.? Sie glänzten durch ihre Abweſenheit.

Als ich den prächtig erleuchteten Ballſaal betrat, zu deſſen Ausſchmückung Herr Zobel ſeine beſten Gedanken opferte, fand ich ein furchtbares Gedränge, aber auch — eine „gemiſchte Geſellſchaft", d. h. nicht den Typus des „Fiakerthums" allein, ſondern mit viel — fremdartigem Elemente vermengt. Man tanzte, ſo viel es das Gewoge zuließ, man walzte und polkte und arrangirte Kotillons und Quadrilles und aß und trank und das war Alles! —

Als nun nach Mitternacht die unheimlichſte Solidität den höchſten Grad erreichte und beinahe unausſtehlich wurde, da raffte ſich in einem fühlenden Buſen das empörte Gefühl des Selbſtbewußtſeins auf und es erhob ſich die „Lady Patroneß" des Balles, die unvermeidliche „Milli" und ſchritt im rauſchenden, blauſeidenen Schleppkleide, mit der „Freundin Tini" zu einem Seitentiſchchen, wo ein uralter, in den (Jodler-) Schlachten beim „Gſchwandtner" ergrauter Fiaker ſein Zelt aufgeſchlagen und ließ ſich dort nieder.

Dieſe Niederlaſſung der „Miltſchi" mußte etwas bedeuten. Alsbald fand ſich auch die Elite der Fiaker an dieſem Platze ein. Die „Muſikanten" erſchienen und mit ihnen der unvergleichliche Jodler Eckhardt und — nun erſt erhielt der Abend ſeine eigentliche Färbung, ſeine Weihe, denn — die Milli begann zu ſingen!

Was ſie ſang? Die „allertiefeſten Tanz'!" Sie ſang mit ihrem bekannten, vom Kleinſchwechater ſtark angehauchten Mezzoſopran die packendſten Vierzeiligen, ſie ſang, daß dem „Volksfreund", wie dem Antagoniſten desſelben, ihrem Leibpoeten, das Herz im Leibe gewackelt hätte. Nun kannte das Entzücken keine Grenzen mehr. Hochbetagten Männern glänzten die Augen in Freudenthränen, und zwei erprobte, vom „Dulliä-Standpunkte aus" zu bewundernde

„Dudler" ſanken ſich unter dem begeiſterten Ausrufe: „Kumm her, alter Raubersbua!" vor Rührung in die Arme und weinten lange.

Der ſchöne Sieg der Milli ließ die übrigen Talente nicht ruhen. Der „Zweiundachtziger" aus der Regierungsgaſſe, der berühmteſte Pfeifer vielleicht Europas, hielt ſeine zwei mittleren Finger an die Lippen und pfiff. Er pfiff die ſchwierigſten — „Variationen" und zwar mit einer Tonreinheit, wie ich ſie nur etwa bei — Ole Bul fand; der „Maurer-Michl" und der „Laut-Schan'" ſangen die kühnſten „Gſtanzeln" in jenem urwüchſigen Rhythmus und mit jener prononzirten „Verlichtenthalerung," von welcher Richard Wagner ſelbſt in ſeinen „Meiſterſingern" nicht die leiſeſte Kenntniß verräth. Die „Tanzerl-Lenerl" und noch einige Primedonnen vom „goldenen Faſſel" ſangen — Alles zum Beſten der Witwen und Waiſen verunglückter Fiaker — die elektriſirendſten „Schnadahüpfeln", und das dicht geſchaarte Auditorium ſang mezza voce mit.

In dieſer kunſtbegeiſterten Stimmung, in dieſem ſchönen Enthuſiasmus für das „g'wiſſe Eiſerne" und das „Hußariſch-Tartariſche" konnte natürlich vom Tanzen nicht viel mehr die Rede ſein, einzelne Verſuche wurden vom „Milli-Hofſtaat" nur mitleidig belächelt und ſelbſt der „feſcheſte" Tänzer des Abends, der „Vierhundertneunzger", vom Mehlmarkt, konnte mit ſeinen getroffenen Engagements nicht mehr ganz reuſſiren. Der Reſt der Nacht gehörte der Milli. —

Warum der Fiakerball trotzdem ſein altes Renommée heuer nicht erreichte, warum er trotz der Anweſenheit vieler „vier Stock hoher Hausherren" doch nicht recht „eingeſchlagen", warum er trotz einiger wirklich hübſcher Tänzerinnen und theilweiſer Entfaltung der unglaublichſten körperlichen Reize, ſo wie recht geſchmackvoller Masken doch den ſpeziell-originellen Gout, ſo zu ſagen, den Parfum der einſtigen „Fiakerbälle" vermiſſen ließ? Ich weiß es nicht. Vielleicht iſt eben der — „Millikultus" Schuld daran. —

II.

(Februar 1869.)

Ich gebe meinem Berichte ungern den obigen Titel, denn er enthält eine Lüge. Das in Zobel's (geschmackvoll dekorirten) Lokalitäten abgehaltene Ballfest war nämlich kein „Fiakerball", wie ihn die Chronik des Wiener Lebens aus früheren Dezennien kennt, sondern — gleich offen und ehrlich beim rechten Namen genannt, abermals und wieder nur: ein „Milli-Ball". Es waren zwar ein paar Hundert Fiaker mit ihren ganz ehrenwerthen Frauen und Müttern und Schwestern und Töchtern und — „Zukünftigen" erschienen, nebstbei auch einige Patrizier-Familien von den „entern" Gründen, in Sammt und Seide und kostbarem Pelzwerk, allein das Gros der Anwesenden war das bekannte „Ob schön, ob Regen"-Publikum aus den Sperrräumen und stand unter dem despotischen Einflusse der bereits patentirten Beschützerin des Balles, der unvermeidlichen Emilie Wagner, auch Turetschek, auch „Fiaker-Milli" genannt, die mit ihrem ganzen männlichen- und weiblichen Anhange wieder kam und den Ball jodelnd und kankanirend in Beschlag nahm.

Schon im Vorjahre sprach ich mein „Bedauern" aus, daß die Fiakerbälle überhaupt ihren urwüchsigen Charakter nahezu eingebüßt und im „Milli-Kultus" ihres eigenthümlichen „Reizes" verlustig geworden. Heute ist wohl kein Zweifel mehr darüber, wem zu Ehren alljährlich dieses „Fest" abgehalten wird. Mögen die betrübten Witwen und Waisen der lustigsten Genossenschaft immerhin dabei einen erklecklichen Gewinn anzuhoffen haben, dennoch ist's längst kein „Fiakerball" in des Wortes „honnet-fidelster" Bedeutung mehr, sondern, wie

gesagt, ein „Milli-Ball" und heut' über's Jahr sind wir vielleicht schon so weit vorgeschritten, daß wir gleich zu Beginn des Karnevals, wenn wir das Repertoir der fixirten großen Ballfeste publiziren, ungenirt sagen können: am Aschermittwoch gibt die „Fiaker-Milli" beim Zobel „ihren" Ball.

Die „Entartung" der Fiakerbälle datirt übrigens bereits um einige Jahre zurück. Von dem Augenblicke an, als die trotzig geschlossene Phalanx der Fiaker sich selbst in zwei gegnerische Lager spaltete und die Moderados, welche am „Landler" festhielten, von den Progressisten, die sich für's „Schieberische „erklärten, total aufs Haupt geschlagen wurden, und man, um eine Versöhnung zu Stande zu bringen, auch den noch von beiden Parteien gepflegten „Deutschen" den Anforderungen der Neuzeit opferte und sich den gemeinsamen Regeln der modernen „Quadrille" unterwarf, da war's auch um die Originalität des Fiakerballes geschehen. Der „Gummilasti-Franzl" im schwarzen Frack, „sein' Kathl" im blauseidener Schleppe — Beide in zierlichen Solis sich abschwitzend, es war eine Ungeheuerlichkeit, eine Anomalie, eine Geschmacksverirrung ohne Gleichen und ein Selbstmord des „Fiakerwesens," den der Moloch der Kultur auf seinem Gewissen hat.

Um nun, da der Fiaker auf diese Weise mit seiner Vergangenheit, d. h. seinen spezifischen Sitten und Gebräuchen brach und seinen „Chic", sein „air" freiwillig in den Schmelztiegel der glättenden Modernisirung warf, und nicht mehr original sein wollte, sondern in der universalen Flachheit nur sklavisch mitthat; um nun, sage ich, dennoch auf der „Höhe" der Zeit und des herrschenden Tones zu bleiben, konnte dem Fiaker auch die Quadrille und der Kotillon nicht mehr genügen, und er schwur ebenfalls zur Göttin des — Kankans. Hier aber, das fühlte er, war's mit seinem Talente „Rest", er und sein „Madl" waren zwar „fesch" und anstellig und flink, doch für den Kankan waren sie nicht geschaffen, den Koriphäen von Althan, Hungelbrunn und Liechtenthal fehlte die nöthige Agilität und um die „Hetz", die „Gaudi" doch mitzumachen, mußten sie die Sperlianer und Sperli-

anerinnen zu sich herüberziehen, mit einem Worte: mit der ausgesprochenen Demimonde sich verbinden.

Ob diese Allianz den ehrsamen Fiakerinnen gefällt, ob sie in dieser Gesellschaft sich heimisch fühlen — ich weiß es nicht; mir kamen sie wenigstens sehr kleinlaut und mißgestimmt vor, und als sie sahen, daß sie das Terrain verloren und die Aufmerksamkeit der gesammten Ballgäste sich nur in der Huldigung für „dö kecken M.. sch. r" konzentrirte, da „frotzmaulten" sie sicht- und hörbar, und ein resolutes Wäschermädel sagte zu ihrem „Gspan" sogar ziemlich laut: „Wannst no a anzigs Mal mit dem Sperlf. t. n tanz't, kriagst a sieben Pfund schware Dachtl, daß 'd das Firmament beim Z'ausfahren für a Schabracka anschaun mußt. Schamts eng alle mitanand!" — Hätte dieses Wäschermädl ihre Wiege nicht an den Ufern des Alserbachs stehen gehabt, sie wäre vielleicht eine „Mutter der Gracchen" geworden.

Nun „laut" und nach gewissen Begriffen „fesch" ging's beim Zobel wirklich „awa." Dann und wann war's jedoch auch „eisern", schon „a so", und als der alte Brat (Breit) mit der Weiserin dudelte, da breitete der heitere „Genius des Fiakerthums" einen Augenblick seine Fittige über die Häupter der noch nicht vollends innerlich Gesunkenen, ein markdurchdringender Juchazer, ein Aufschrei fanatischer „Genossenschaftslust" schlug an die Wände, hundert glänzende Zylinder und fünfhundert schäumende Bierkrügel wurden geschwungen, die ganze glorreiche Geschichte der unsterblichen Fiakerthaten des Alterthums, d. h. der Zwanziger- und Dreißiger-Jahre zog vor den Augen des nicht gerade rühmlichen Nachwuchses vorüber und mahnte die etwas lockeren Söhne, ihrer herrlichen Väter eingedenk zu sein und nicht bis zum „Millistrizzi" sich selbst zu degradiren. Aber es währte eben nur einen Augenblick — die „Milli" mit der „neuchen" Freundin, der „Resel" (man sagt, sie sei ihre Schwester) stürmte daher, und mit der kreischenden Frage: „Was gibt's denn da?" okkupirte sie rasch das Schlachtfeld und die Nacht und der Ball gehörten ihr.

Es waren nämlich nebst der Milli und ihren sämmtlichen

„Freundinnen“ und deren — Louis' auch eine Anzahl „noblichte Stadtherren“ erschienen, jene blasirten Wüstlinge, deren abgespannte Nerven nur mehr von dem Moschusgeruch der schlammigsten Frivolität in eine gelinde Thätigkeit versetzt werden können. Dann beehrten das „Fest“ auch ein paar wirklich blaublütige und sogar eine blaublütigste Durchlaucht. Diese Spitzen der Gesellschaft, welche von so außerordentlich liberalem Geist angehaucht, daß sie in feinster Balltoilette mit gelben Glacés, der Kamelie im Knopfloch und dem Claque unter dem Arme, bis zur Fünfhauser Bierhalle herabstiegen, mußten natürlich auf's Beste unterhalten werden. Wer aber konnte das anders, als die „Milli“ und die „Resel“? Man fuhr den Herren unter die Arme, man zupfte dem Einen (einen bekannten Balletseladon) am freiherrlichen Barte und klopfte den Andern auf sein fürstliches Glätzchen, man zerrte und stieß die illustren Gäste unter lautem Gelächter hinab in die Räume der Sängerhalle, man ließ sich an einem Tische nieder, das Katzenberger'sche Streich-Quartett und die berühmten Jodler Eckhart und Pirringer wurden herbeigezogen, um die Gesellschaft „anzustrudeln“ und „anzududeln“ und — nun ging der Spektakel (zu Gunsten der Witwen und Waisen der Fiakergenossenschaft) an.

Der Tanzsaal leerte sich im Nu und Alles drängte in die tiefer gelegene Halle und umstand, eine undurchdringliche Masse, den Zelebritätentisch, an dem die Milli Hof hielt und die „Tanz'“ angab, die losgelassen werden sollten.

Es ist nun allerdings wahr, daß diese dudelnden „Meistersinger“ ihr Bestes gaben, daß Eckhart-Rubini und Pirringer-David die Dulliä-Verständigen mit dem bravourosesten Umschlag zu begeistern wußten; es muß ferners bestätigt werden, daß die Jodler-Dilettanten: die Herren Breit Karl, Mühlsteiner, Laut-Schan, und Schmid, der Pfeifer-Virtuose Kornpetz und die Wäscherin Alinka mit ihrem himmelanstürmenden Dudler im edelsten Wettkampf bestrebt waren, die Ehre des eugeren Vaterlandes, resp. den Ruf der „Grasltanzbezirke“ zu retten und daß ihnen dieses auch meisterlich

gelang, aber — erlaube ich mir sowohl die ehrenwerthe Fiakergilde, als auch die „Honoratioren" jenes Zirkels zu fragen: Bedurfte es, um das „Wiener Leben" von der „dudelnden Seite" kennen zu lernen, der Direktion der „Milli" und der „Resel"? Genügten nicht die historischen Matadore in diesem Genre aus der Fiaker- und der ihr assimilirten Wäscherinnen-Branche? Mußten auch andere Elemente rekrutirt werden, um den „harben Ton" einer gewissen Volksschichte zum prägnantesten Ausdruck zu bringen? Fast scheint es, daß es in Wien bald ohne die „Milli-Spezies" nie und nirgends mehr geht.

Doch dieses Dudlerfest war nur der Anfang der Hetze. Was nun folgte, läßt sich nicht gut beschreiben. Man stürmte in den Tanzsaal. Die Milli schrie in ihrem unnachahmlichsten Patois um „a Gadril!" Es wurden Kolonnen formirt und während ein Theil (darunter sogar Herr Zobel sammt seiner üppigen Gemalin) eine regelrechte Quadrille tanzte, begann das überwiegende Sperlkontingent den ausgelassensten Kankan. Nun flimmerte es vor den Augen von rothen Strumpfbändern; einem bekannten Arzt, der meist nur mit einer geheilten Patientin in die Oeffentlichkeit tritt, wurde seine Glatze von der Milli'schen Zehenspitze arg attaquirt, ein adeliger Bauch beinahe eingestoßen, der Saal verfinsterte sich von den fliegenden Kleidern und Unterröcken und den von den Tänzern in die Höhe geschnellten „Damen" u. s. w. Das Ganze nahm sich recht — — phantastisch aus, aber ist das ein Fiaker-Ball?

In diesem tollen Sperltrubel verschwanden natürlich die einzelnen choreographischen Leistungen der notabelsten Fiakertänzer und ihrer „mudelsauberen" Partnerinnen. Ob dem Alt-Poldl oder den drei Waldbauern, dem Saurer oder den beiden Wallnern, dem Baron-Schackerl oder dem Mesner, den drei Kahnl'n von Hernals oder dem Pankraz-Schani (auch Müllischani genannt), dem Rinnagel (Schneider-Schackerl) oder dem Brat die Palme des Abends gebührt, wer konnte das bestimmen, sie verschwanden in dem lärmenden Troß der frivolsten Bacchantinnnen.

Und das war herzlich Schade, denn eine Menge prächtiger, ur-

kräftiger und urwüchsiger Gestalten (beiderlei Geschlechtes) lieferte als Ballkontingent gerade der Fiakerstand. Einigen bemoosten Häuptern, welche sich für diesen „Ehrentag" aufs Möglichste herausputzten und nach alter Fiakersitte mit einer nagelneuen, silberbeschlagenen Meerschaumpfeife erschienen, machte das rüde Treiben dieser Rotte Korah viel Unbehagen, das aber in seiner ganzen Größe erst mit den fast erhabenen Worten sich kundgab, als ein Kutscher-Veteran seiner „Alten" sagte: „A sauberer Ball, das! Hätt' i g'wußt, daß die G'schicht so is, wär' i meiner Seel' lieber nach Schellenhof g'fahren, obwohl ma der windvadrahte Deideisepperl nur zwa Gulden hat geb'n woll'n!" — Um zwei Gulden nach Schellenhof! Man muß diesen (wenn auch verspäteten) Entschluß zu würdigen wissen! — —

Bei den „Jodlern"

(Oktober 1870.)

Dank der spezifisch preußisch gewordenen „Vorsehung" fiel endlich auch Metz. Die paar Drähte, die uns der letzte Orkan gelassen, zitterten noch von der furchtbarfreudigen Kunde, und eine ungeheuere Aufregung bemächtigte sich selbst der alten, vielgelästerten Phäakenstadt. Was nun? Diese paar Worte hingen an Aller Lippen. Was nun? So frug sich Jeder, der überhaupt eine Frage an das Schicksal zu stellen, die — Befähigung hat. Was nun? Ach, so fraget doch das Konsortium „Roon-Bismarck-Moltke!"

Die vier Wände, in die mich mein Beruf gezwängt, erdrückten mich fast, ich eilte in's Freie. Aber auch das Gewoge in den Straßen machte mich schwindelig, und es war mir deshalb die Einladung eines Kutschers, der mit den so ziemlich allgemein gehaltenen Worten: „Fahr'n m'r n'aus?" den Wagenschlag öffnete, willkommen. Ja, hinaus! —

Wie konnte ich ahnen, daß am Abende des 28. Oktober 1870, nach dem Falle Metz', das Wort „Hinaus" bei einem großen Theile der Bevölkerung Wiens nichts Anderes bedeuten könne, als: — hinaus in die „Schottenfelder Bierhalle," wo unter der artistischen Leitung des "Schoinz-Poldl" ein großes Jodler-Fest abgehalten wurde, bei welchem nebst einer legalen Dudler-Kompagnie auch 21 Privat-Dudler und Dudlerinnen (darunter Namen von künstlerischem Klange, wie die „Schwoma-Elis," die „Guarduschleni," die „Meibeckettl" und der „340er") sich vor einem Areopag der schärfsten (resp.

harbeſten) Kritiker mit den gewichſteſten Schmalkrämplern ſich hören ließen und um „Ehrenpreiſe," die die Direktion im Namen des Vaterlandes ausgeſetzt, mit „himmelhoch jauchzenden Ueberſchlägen" kämpfen ſollten! Nichts ahnte ich, aber als ich an dem Turnierplatze der dilettirenden Meiſterſinger (beiderlei Geſchlechtes) ankam, da merkte ich erſt an dem tumultuariſchen Andrange des kunſtſinnigen Publikums die Bedeutung des Tages, und faſt beſchämt über meine Unkenntniß der wichtigſten Lokalereigniſſe, drängte ich mich durch die athemlos lauſchende, leuchtenden Auges harrende, feſtgekeilte Menge begeiſterter Dulliö-Verſtändiger.

Und Alle waren ſie da! Nicht Einer und nicht Eine fehlte. Die Blüthe der Gründe ſaß vor den perlenden Krügeln und dampfenden „Niernbratln." Die Klaſſiker im „Hack'lzieg'n, die Matadore im „Paſchen", die Toreadore der „Fauſtkämpfe" an der Roſſauerlände und Siebenbrunnerwieſe, und die ruhmreichſten Virtuoſen der langen Praterkegelbudel, lockte der gemeinſame Magnet eines landesüblichen Kunſtgenuſſes: der olympiſchen Spiele des ex-Brillantengrundes in die Feſthalle. Der junge „Biz" nahm ſeinen „Alten" mit und umgekehrt, und als Zierden des ſchönen Geſchlechts glänzten: ſie, die Unvermeidliche, und die „Erhartin" vulgo „Judenpepi", die dem ſeligen Grueber Franzl im Vereine mit dem „Lautſchan" und dem alten „Brat" ſo oft „ausgehalten" hat. Und auch diesmal ging es wieder fidel und laut „awer" . . .

Es ſollen über 1400 Karten ausgegeben worden ſein und war um 8 Uhr bereits die Kaſſe geſchloſſen. Aber immer und immer kamen neue Enthuſiaſten, die mit aufgehobenen Händen um Einlaß baten — vergebens, nicht einmal die ſpindeldürre Seele eines Landesgerichts-Diurniſten hätte mehr Platz gefunden.

Wer die fünf Preiſe gewann? Wer als die talentvollſten Schüler und Schülerinnen unſerer renommirten Dudlerei-Profeſſoren Eckhart und Pirringer von dem jauchzenden tauſendköpfigen Richterkollegium erklärt wurden? Ich überlaſſe die Nennung der Prämianten

anderen Chroniſten, mir genügte der Anblick der vorſtädtiſchen Original-Notablen-Verſammlung und als ich heimkehrte, ſummte ich ſelbſt in patriotiſcher Wallung vor mir hin:

Lieb Vaterland, magſt ruhig ſein —
Noch jodelt Wien recht ſorglos d'rein!

Unterm Galgen.

Ein Amuſement unterm Galgen? Gewiß, und noch dazu ein ſuperbes! Das letzte „Volksfeſt" dieſer Gattung fand in Wien am 30. May 1868, (zufällig am Namensfeſte Kaiſer Ferdinand's des Gütigen), ſtatt, und galt dem Halſe des 23jährigen Raubmörders Georg Ratkay, eines, freilich verwahrloſten Subjektes.

Jahre waren vergangen, ohne daß man der ſchauluſtigen Hefe das Seelengaudium gegönnt: Einen „baumeln" zu ſehen. Außerdem blieb das fatale Gerücht, die Todesſtrafe werde demnächſt abgeſchafft, mit Hartnäckigkeit in Permanenz — wer weiß, ob dieß nicht der letzte „arme Sünder" iſt, an dem die „Schinder-Ceremonie" mit all ihren intereſſanten Einzelnheiten in perſönlichen Augenſchein zu nehmen wäre — alſo: „auf, und nach Spinnerin am Kreuz!" —

Der Schauplatz iſt günſtig gewählt. Ein weiter Plan, von rieſigſter Ausdehnung, gibt er einer halben Million Neugieriger Gelegenheit, ſich an dem populären Drama einer „Menſchenabthuung" ſatt zu ſehen. Nichts deſto weniger heißt es, ſich zeitlich früh ſchon ein günſtig Plätzchen erobern, will man die Spuren der Todesangſt, das Zittern des Delinquenten, ja wenn möglich, ſogar die einzelnen Schweißtropfen, die von ſeiner bleichen Stirne fallen, den Verſöhnungskuß des Scharfrichters, das Binden der Stricke, das Knebeln der Hände, das Aufziehen, den „gewiſſen Druck" u. ſ. w. u. ſ. w. genau betrachten können ... Kluge Leute wandern deshalb bereits um die Mitternachtsſtunde nach der Gratis-Galgenarena und okkupiren die ſtrategiſcheſten Punkte.

Und so war's auch dießmal. Um 1 Uhr Nachts kamen sie angezogen, in dichten Schaaren, lachend und kreischend und johlend und jubilirend und lagerten sich im Grase. Es waren die „Habitué's vom Galgenturf", beiderlei Geschlechtes, konfiszirte Gesichter, Stammgäste der anrüchigsten Kneipen, stabile Insassen der schmutzigsten Höhlen des Elends und des Lasters, ein mixtum compositum aus der vielköpfigen Genossenschaft der Gauner, so daß man weiland Schufterle's bekannten Bericht variiren und sagen konnte: Alles, was von der gewissen Sorte nicht in Zuchthäusern, Spitälern und sonstigen k. u. k. Besserungsanstalten gerade verwahrt gewesen, war der „Hatz" vorangezogen.

Bis der Morgen graute, trieb das Gesindel den heillosesten Unfug; als es endlich Tag ward, und die Verkäufer und Ständer kamen und ihre „Delinquenten-Würstel", „Armesünder-Bretzen", ihren „Galgen-Danziger" ꝛc. ausriefen, da ging der Janhagel erst recht los und die Tausende und aber Tausende wurden so kreuzfidel, wie es seiner Zeit auf dem Brigittenauer Kirchtage Mode war.

„Was glauben's denn, meinte ein Mann in Hemdärmeln, der seinen siebenjährigen Buben aus dem „Schnapsflaschl" trinken ließ, „was glauben's denn, so was sieht man nit alle Tag!" — „A Glasl Unblachten wett' i, daß'n nit padanir'n!" rief ein Anderer und stieß mit seinem „Stamperl" an. — „Gilt!" war die Antwort. „Padanirt muß er werd'n, weil er a Ungar is, und weil's d'Ebergeny a padanirt hab'n!" — „I bin nur neugieri, wie's 'n henk'n," warf ein Fünfter ein. „Der alte Hofmann hat alleweil so umabandelt — der jetzige soll a neiche Method' hab'n." — „Na, vielleicht henkt er'n per Dampf", witzelte ein Sechster; „umabandelt hat er oft, der Hofmann, das is wahr — i hab Alle g'seg'n, aber schön dag'henkt san's nachher a!" —

Mittlerweile kamen auch die sogenannten „schönen Leute" anmarschirt und angefahren. Die Meisten in Fiakern; „elegante" Damen, mit Operngucken ausgerüstet, standen auf dem Kutsch-

bock, oder füllten furchtlos die wackligen Nothtribunen und schienen schier entzückt, wenn sie gut postirt waren und der „Bawlatschen-Entrepreneur" ihnen versicherte! „Hier seg' n's Eu'r Gnaden wunderschön!" —

Dann kam der „arme Sünder" — und die amtliche Prozedur nahm ihren ungestörten Verlauf. —

War die Menge entsetzt? War sie von der fürchterlichen Sühne ergriffen? Ein jubelndes Halloh scholl durch die Lüfte, als im Momente, wie der Scharfrichter dem Todeskandidaten den Kopf „zurecht" legte, eine Stellage einbrach, und hundert Neugierige hinabpurzelten. Ein lustiger Aufschrei aus mindestens tausend angefuselten Kehlen lohnte ferner die witzige That eines Mannes, der einen Kutscher den Hut vom Kopfe schlug, weil er ihn „in Gedanken" aufbehielt, als der Priester sein Gebet zu sprechen begann.

Und was des lustigen Schabernacks mehr ist. Wie man sieht, kann sich eine „Achtung gebietende Majorität" auch „unterm Galgen" köstlich amüsiren. — —

Bei den Volkssängern und Volkssängerinnen.

Weit höher, als alle sonstigen Vergnügungen stellt der eingefleischte Wiener (einer gewissen Kathegorie) die leidige „Volkssängerei", die in seinem Erholungs-Repertoire festtäglich roth angestrichen und — namentlich in dem letzten Jahrzehend in wahrlich bedauernswerther Weise zum mächtigsten Magnete für Alt und Jung, zum fast wichtigsten Faktor des sozialen Verkehrs geworden. Das Uebel, dem das lustige „Babel an der Donau" vielleicht zum größten Theile das oft zitirte stigmatisirende Wahrzeichen vom „abfaulenden Misthaufen" verdankt, scheint übrigens seinen bedenklichsten Höhepunkt bereits erreicht zu haben und muß, da eine Gradation der Unfläthigkeit unmöglich, eine Umkehr zum Bessern mit Zuversicht erwartet werden. —

Nachfolgende, wenig erheiternde und noch weniger erhebende „Studien," die vor vier Jahren geschrieben und damals als getreuestes Konterfei einzelner gesanglichen Pestbeulen der Gesellschaft und unserer sittlichen Zustände überhaupt galten*), dürften deßhalb, wenn uns die Götter günstig, in kurzer Frist nur mehr als Fragment des Nekrologes einer überwundenen Epoche zu betrachten sein, jener vieljährigen Verdummungs-Aera, in welcher der gesammte edukatorische Apparat in der Lehre des albernsten Servilismus bestand, der als Prämie für seine Leistung die gnädigste Zotentoleranz erhielt. Denn ob die sattsammlich bekannten „patriarchalischen" Zu-

*) Wurzbach spricht (Band 22 Seite 336) bei Erwähnung dieser „Kulturbilder" von ihrer „haarsträubenden Wahrheit."

stände des Vormärz uns beglückten, oder die bluttriefenden Helden der Reaktion uns im Zaume zu halten hatten, immer waren jene Werkzeuge des legalsten Schutzes sicher, mit deren Hilfe das obligate Versumpfungs- und Entnervungsgeschäft glücklich durchgeführt werden konnte. Und dazu gehörten von jeher die patentirten Prediger der Zote — die Volkssänger und Volkssängerinnen. —

*

Eine erschöpfende Geschichte des „Wiener Volkssängerthums" muß — wenn sie überhaupt ein Bedürfniß — erst geschrieben werden. Was ich hier biete, sind eben nur flüchtige Skizzen, Grundlinien für einen „Essay des Bänkels", welch mühevolle und lorbeerlose Arbeit einem passionirteren Forscher überlassen bleiben mag. Ich begnüge mich mit den ohnehin untröstlichen Resultaten einer kurzen Um- und Rückschau in und nach den genealogischen Mysterien der vaterländischen Orpheuse des „Brettels" und erzähle, was ich über „Volkssänger" erzählen hörte oder in bitterster Autopsie selbst wahrnahm.

Ohne Zweifel besaß Wien schon in den ältesten Zeiten derlei Vertreter der „Volksmuse", denn, wie aus Andeutungen verschiedener Chronisten zu ersehen, zogen stets einige lustige Käutze, eine Art „Volks-Minstrels" oder Straßen-Troubadours umher, die zum Ergötzen des „gemeinen Mannes" ihre, nicht immer zimperlichen Lieder zum Besten gaben. Meist schien man sich jedoch darauf zu beschränken, gewisse Modethorheiten zu geißeln und die Gefallsucht und Eitelkeit der Weiber durchzuhecheln. Dennoch aber erforderte das Geschäft immerhin einen „ganzen Mann", d. h. Einen, der Grütze im Kopfe und die nöthige Portion Keckheit hatte, denn er mußte bei sich darbietender Gelegenheit sogar aus dem Stegreife ein Paar derbe Strofen loszulassen verstehen.

Leider war die Nachwelt, welche bekanntlich nicht einmal den k. und k. Mimen Kränze flicht, so undankbar, auch die Namen dieser „Volksbelustiger" nicht aufzubewahren und so wissen wir denn kaum

mehr als von Einem zu erzählen, der übrigens einer viel späteren Zeit, nämlich dem Ende des 17. Jahrhunderts angehörte und den zufälliger Weise nicht einmal seine „Kunst", sondern nur seine beispiellose Liederlichkeit und Trunksucht in das Pantheon der Geschichte stellte.

Ich meine den unsterblichen „Sackpfeifer und Bänkelsänger" (Max?) Augustin, den populärsten Meistersänger der damaligen Bierschänken, von dessen zahllosen, von ihm selbst gedichteten und komponirten Liedern sich aber nur das noch heute bekannte

Ey du lieber Augustin:
S' Geld is hin, s' M..sch is hin:
Ey du lieber Augustin —
Alles is hin!

im Munde des Volkes erhielt. Von diesem „Bruder Liederlich" erzählt nun die Chronik, daß er im Jahre des Unheils 1679 aus seiner Lieblingskneipe zum „rothen Dachl" (heute Griechengasse Nr. 9 zum „weißen Engel" auch „Schlosserbierhaus" genannt), Nachts volltrunken nach Hause gewankt, später auf der Straße liegend aufgefunden, von den Siechknechten als vermeintliches Opfer der Pest auf den Todtenkarren geladen und zu den Todten in die Pestgrube (in der Nähe von St. Ulrich) geworfen wurde. Dieses schauerliche Nachtlager habe jedoch, so heißt es weiter, dem wüsten Kumpan nicht in Mindesten geschadet, im Gegentheile, als er am nächsten Tage sich ausgeschlafen und aus dem Leichenhaufen sich hervorgearbeitet habe, sei er ganz wohlgemuth seinem Geschäfte (und noch mehr der Weinflasche) wieder nachgegangen und habe noch ein volles Vierteljahrhundert sein tolles Abenteuer unter schallendem Gelächter des begeisterten Auditoriums in „ergötzlichen Verslein" abgesungen. Der Unverbesserliche starb hochbetagt am 10. Oktober 1705 in seinem Kämmerlein auf der Landstraße (heute Nr. 120) nach abermals durchschwelgter Nacht, vom Schlage getroffen und wurde auf dem damaligen St. Nikolai-Friedhofe (dem heutigen Kirchenplatze) beerdigt. Ein Jahr darauf fiel sein Rivale, der berühmteste Tanzgeiger und Liedersänger Georg Staben, ebenfalls im volltrunkenen Zustande, Nachts vor dem Stuben-

thore in eine Senkgrube und erſtickte im Unrath. — Iſt es nicht ein bedeutſames Fatum, daß ſchon die Urahnen der Volksſängerzunft, ſo zu ſagen: die Patrone des Zoten-Metiers in ſolch charakteriſtiſcher Weiſe endeten? ....

*

Vom „Bruder Auguſtin" bis zu Anfang unſeres Jahrhunderts iſt in den Annalen des Wiener Volksſängerthums wieder eine Lücke, denn erſt vom Beginne dieſes Säkulums reichen die Daten, welche unſere Väter upd Großväter über die Leiſtungen einzelner Koryphäen des Wirthshaus- und Straßengeſanges (Polyhymnia vulgivaga) geſammelt und auch die Ausbeute dieſer mündlichen Traditionen iſt nur eine höchſt ſpärliche.

So erzählen ſie von dem „blinden (Bürger) Poldl", der als Harfeniſt (Harfenſpieler) in Wirthshäuſern umherzog und bei den Klängen ſeines erbärmlichen Inſtrumentes einige populäre Strofen krähte. Beſſer war ſchon der (einäugige) Italiener Manochetti, der nicht übel ſang, natürlich nur deutſche Gaſſenhauer, d. h. Lieder im Wiener Dialekte; dann der „Zwickerl" (Leopold Mayer), der erſt vor ein paar Dezennien als abgekümmerter Greis ſtarb, einſt als Zitherſpieler und Geiger in den vorſtädtiſchen Schenken brillirte, wo er unter der ſtereotypen Formel: „Brave Mannſchaft! Brave Mannſchaft!" ſein hypernaives Publikum grüßend apoſtrofirte, ehe er mit ſeiner Tabädelſtimme die gang und gäben Volksweiſen zu fiſtuliren begann. Endlich eine ganz dämmerige und faſt unſichere Figur: Rothkopf, der ſich ſein Renommée als „Dudler ins Häfen hinein", erſungen haben ſoll.

Eine Legion von „Harfeniſten" (ſo nannte man damals jeden „Volksſänger") trieb ſich noch in den zwanziger und dreißiger Jahren in den Häuſern herum. Wahrhaft Grauen oder Mitleid erregende Geſtalten von dunkelſter, oft auch glorioſer Vergangenheit, ſchlichen ſie, zerlumpt und zerriſſen, mit einer invaliden Harfe armirt, in die Hofräume der bevölkertſten Wohngebäude, ließen ſich auf dem nächſtbeſten „Holzſtock" oder auf dem Brunnenkranz nieder und krähten und

schnarrten ein Lied, meist fürchterlichen Inhaltes: eine Schauerballade, eine „Morithat" oder eine schandvolle . . . Cochonerie, worunter das vielberüchtige und darum vielbejubelte „reiche Lied von der Schwerenoths-Liesel" fast so obscön wie eine Bravourarie unserer Ulke war. Dieser billigste „musikalische Genuß" der unteren und untersten Stände fand stets ein überaus hörbegieriges und auch dankbares Publikum. Köchinnen, Gesellen und Lehrjungen umstanden funkelnden Auges den schlüpfrigen Amphion und „schmißen" ihm in fidelster Stimmung das Honorar in den zerknitterten Hut, der zu den Füßen des „Künstlers" stand, und sangen, wenn er weiter zog, die markantesten Strofen der unsauberen Dichtung im privaten Chorus. So wurde die Schweinigelei öffentlich geschult! — Später thaten sich solcher Hofvirtuosen Mehrere zusammen und gaben ihre Produktionen in Bierschänken vor den Linien oder in Praterkneipen zum Besten (der Originellste war wol jener „Stelzfuß", der trotz seiner Krücke am liebsten tragirte, d. h. ganz ernsthaft „Helden" spielte und z. B. als „Peter Szapary" sein Auditorium thatsächlich zu verblüffen verstand); auch Frauenspersonen, selbstverständlich nicht von makelloser Conduite, wirkten bei solchen kleinen Truppen mit und bald wurde das „Harfenisten-Vergnügen" zum lebendigsten Bedürfnisse für einen großen Theil des Volkes.

Aus diesen zerstreuten und, wenn auch nicht für die Hefe, so doch für die vorletzte Schichte der „Gesellschaft" berechneten „Banden" sonderten sich allmälig die vermeintlich talentvolleren oder doch unternehmenderen Köpfe ab und bildeten soi disant „purifizirte" Firmen, was jedoch nicht ausschloß, daß die Misére in jeder Beziehung nicht auch ihre stärkste Seite war. Uebrigens kannten (bis auf ein Paar sporadische Guitaristen) fast Alle kein anderes Instrument zur Begleitung ihrer Liedervorträge als die Harfe, und der, der sie spielte, war sicher ein alter, meist blinder Mann, ein Exharfenist, der nun das Gnadenbrod bei seinem Direktor aß und anstatt in einem Versorgungshause Zuflucht zu suchen, doch lieber beim altgewohnten Geschäfte blieb, wenn es ihn auch kümmerlich genug ernährte.

Ruhm genossen jedoch damals die „Gesell-
Stöckel — letzterer der Vater des
sängers A. Stöckel, des „ungezogensten Lieb-
Jonas und der alte Stöckel waren in den
Matadore des singenden Harfenistenthums,
engagirt, d. h. zwei oder drei untergeordnete
sie in den namhafteren Vorstadtgasthäusern
sattsam grellen Kostüme aufführten und als
einen, meist blinden Harfenspieler benützten.
Stöckel hatten viel Zulauf und verdienten mit dem
Gasten — sie gingen nämlich, sobald sie ein
oder eine komische Szene zum Besten gegeben, in
„Charaktermaske", das Gesicht bis zur Unkenntlich-
Teller in der Hand von Tisch zu Tisch — ein
Aber nur Stöckel, der, wie weiland der urge-
Patenhut mit dem drastischsten Diskant die Leute
hauszuhalten und hinterließ den Seinen ein
Vermögen; Jonas, der in seiner Blüthezeit die
vollgesteckt hatte und durch dieses Manöver
ihnen den Teller entgegenhielt, so sehr zu im-
man es nicht wagte, weniger als ein Paar
zu legen, ja daß man auch häufig einen
starb Anfangs der Vierziger Jahre in der
blind und fast als — Bettler.
ersten lukrativen Erfolgen Meister Jonas' und
auch schon von stabilen, öffentlichen Firmen
und war es keine Seltenheit, nicht ein-
sogar komplete Familien diesem edlen
Kunst sich widmen zu sehen. So die
dem unbeschreiblich ordinärem Schwester-
„Tenoristinnen"; dann die Familie
Herzog, Fruholz (nebenbei glück-
Ströh-Musikers Gusikow) ꝛc. ꝛc. Wer

spricht heute noch von diesen wirthshäuslichen Celebritäten der guten alten (Backhändl-) Zeit? Verschwunden und vergessen die (in färbigen Transparenten) leuchtenden Namen, verklungen wie ihr letztes Lied, verschollen selbst in den Bezirken ihrer populärsten Ruhmesthaten, ausgelöscht auch in dem Gedächtnisse ihrer enragirtesten Verehrer, all die tausendmal belachten und beklatschten Lieblinge des Volkes! — Einzig und allein der Harfenisten-Dynastie Linnbrunner gelang es, ihren „Künstler-Namen" auch der gegenwärtigen Generation geläufig zu machen, indem ein Mitglied dieser Familie und ihr üppigster Sprosse — der „Prater-Falstaff" Linnbrunner als feistester Komiker des Jahrhunderts in Fürst's Singspielhalle noch immer mimt und agirt.

*

All diese „Künstler und Künstlerinnen", welche ihre armselige Tribüne von Schänke zu Schänke schleppten und in den Winkeln der Vorstädte ihr Publikum und ihre Enthusiasten suchten, trotteten die breite Straße des Hergebrachten und vermochten schon aus dieser Ursache keine schlagenden, nachhaltigen Erfolge zu gewinnen.

Da kam endlich der Reformator des Harfenistenthums — Moser und hob mit einem mächtigen Ruck den noch immer auf der untersten Stufe befindlichen „Stand". Wie Luther die Bulle verbrannte, so verbannte Moser — gleichfalls mit den alten Ueberlieferungen brechend, die Harfe, das triviale Symbol des „Standes", aus dem Requisitorium des „Volkssängers" und wählte das ästhetische Klavier. Dann wagte er den gefährlichsten Schritt: er perhorreszirte das „Absammeln", als — „seiner Leistungen unwürdig" und führte das geregelte „Entrée" ein, wodurch er sich wenigstens die roheste Klasse der Bevölkerung vom Halse hielt.

Moser war ein Genie in seinem Fache. Von armen Eltern abstammend — er war der Sohn eines Trödlers — (sein wahrer Name war J. B. Müller) sah er sich gezwungen, seine Studien abzubrechen, und da es ihm nicht behagte, das Gewerbe seines

Vaters zu ergreifen, ſo ging er, wie es in einem Buche über Wien heißt, als „Faktotum einer Herrſchaft“ auf Reiſen, durchzog Deutſchland, Frankreich, die Schweiz und Holland, und erwarb ſich Sprachkenntniſſe, die es ihm nach ſeiner Rückkehr ermöglichten, als Sprachlehrer einige Zeit Unterhalt zu finden. Mangel an Bekanntſchaft zwang ihn jedoch 1829 zu einer Harfeniſtenbande zu treten, wo er nach jahrelangen Mühen ſich endlich ſelbſt zum „Direktor“ emporſchwang.

Als ſolcher wirkte er nun wahrhaft veredelnd auf ſeinen Stand und hatte auch die Veredlung der Maſſen in ſeinem achtbaren Programme. Moſer kannte das Wiener Leben aus dem ff; aber er vermied es ſtets, gemein oder zotenhaft zu werden und: Meiſter Moſer, dann der unvergleichlich luſtige Gatter, der Verſuchstenor der Hofoper Hagen, der heute noch, wenn auch in ganz anderer Sphäre beim „Geſchäfte“ iſt, waren in den von Moſer gedichteten, überaus witzigen Szenen eine Trias, der man nur eine „Verſündigung“ nachſagen konnte und zwar: die an dem Zwerchfell der Zuhörer. Auch Matras verdiente ſich bei Moſer ſeine erſten künſtleriſchen Spornen.

Moſer's Bedeutung für die Kulturgeſchichte Wiens iſt nicht zu unterſchätzen; er hatte aber auch wie Wenige wirklichen Beruf für den ſelbſtgewählten Stand, und daß er ſeine „Miſſion“ als Volksſänger nicht mißbrauchte und der Gemeinheit keine Konzeſſion machte, beweiſt ein gleichzeitiges Urtheil über ihn, welches lautet: „Ohne Scheu kann jeder Gebildete in die Lokalitäten treten, in denen Moſer ſich produzirt, und ſelbſt Frauenohren dürfen es wagen ſeinen Scherzen zu horchen.“ Für die Tüchtigkeit von ſeinen Leiſtungen ſpricht endlich, daß der Hofmuſikalienhändler Haslinger die meiſten von Moſer gedichteten und komponirten Lieder in einer hübſchen Ausgabe veröffentlichte.

Moſer geißelte in treffender aber gutmüthiger Weiſe die Dummheiten ſeiner lieben Landsleute, die anfänglich herzlich über das Spiegelbild lachten, jedoch allgemach anfingen, die gewohnten „Pi-

lanterien" zu vermissen, die ihnen ähnliche Produktionen anderer Volkssänger im Uebermaße boten. Moser merkte diese Sehnsucht, aber sie beirrte ihn nicht in seinem Vorsatze, er blieb seinem sittlichen Programm treu, ja er verfiel nun sogar gewissermaßen in ein Extrem von Solidität, belehrte und moralisirte, und — langweilte schließlich den großen Haufen, so daß er gerade zur rechten Zeit starb (6. Dezember 1863 in nicht glänzenden Verhältnissen), um den schwer genug errungenen Kranz nicht verwelken sehen zu müssen. Wurzbach schreibt in einem lesenswerthen Aufsatze über den Sonderling:

„In den letzten Jahren änderte sich seine Weise des Vortrages merklich. Die Zote hat er stets, so viel als möglich, von seinen Produktionen ferngehalten, in den letzteren Jahren aber wurde er geradezu moralisirend; seine Vorträge durchzog ein Hauch der — Belehrung und Bildung, und es war interessant, die Metempsychose zu beobachten, wie sich die Volksbühne in eine Bude der Schamlosigkeit und lüsternen Zote verwandelte, während das Bänkelsängerthum sich zum edleren Berufe, dem der Volksbildung, die der Volksbühne obliegt, erhob. Doch dauerte diese Umwandlung nur kurze Zeit. Mit Moser's Tode gingen die Dinge ihren alten Gang weiter, nur mit dem Unterschiede, daß nun Volksbühne und Bänkelsänger vereint in Zote und Gemeinheit machten, welche Aufgabe in neuester Zeit auch die höheren Bühnen übernommen zu haben scheinen."

Moser's gesammelte Schriften, eine Spezialität der Wiener Lokal-Komik und drolligster Humoristik, erschienen vom Jahre 1842 an bei Mörschner, später bei Dirnböck in 20 Bändchen, unter dem Titel: „Das Wiener Volksleben. In komischen Szenen geschildert von J. B. Moser, Volkssänger in Wien." Die komplete Sammlung gehört bereits zu den buchhändlerischen Raritäten und wird gut gezahlt. Von seinen „Wiener Lokal-Gesängen" wurden 74 Nummern veröffentlicht, die sich mit ihrem einfachen Schmucke des harmlosen Spaßes in der heutigen Aera des schamlosen Skandales wunderlich genug ausnehmen. Politischen und poetischen Werth im gewissen Sinne und innerhalb der Gränzen sei-

nes bescheidenen Wollens, hatten vorzugsweise seine letzten Produkte, so die Solozene zur „Schillerfeier“ und das „Wiegenlied für Kronprinz Rudolf.“

Wer nun die Erbschaft Moser's, des ehrlichen Regenerators des arg verwilderten „Harfenistenthums“, angetreten, wie sie verwaltet wird? Ach, nur Wenige waren von demselben lauteren Streben erfüllt, die Mehrzahl brach wie eine Horde Wüstlinge in den von Moser so sorgsam gepflegten Garten der „Volksmuse“ ein, übergoß die bereits so schön gedeihenden Schößlinge des anständigen Witzes mit dem Spülicht der ehrvergessensten Zote und devastirte die mühevolle Pflanzung mit dem Kehricht der unglaublichsten Gemeinheit und des nacktesten Cynismus . . .

*

Wie eine Bombe platzte Fürst in die durch seinen wilden Aufschrei erschreckte Gesellschaft. Ein heiserer, kreischender Evoëruf bierduseligster Schlemmerei drang plötzlich in die Ohren der lauschenden Zuhörer; mit vandalster, rüdester Zerstörungslust wurde der ästhetische Aufbau Moser's niedergerissen, und als von dessen Werk keine Spur mehr vorhanden, da schlug der lüsterne Faun, der unbarmherzigste Spötter, der ungenirteste Verlästerer und Verächter des „guten Geschmackes“ und der Gesittung eine grinsende Lache auf, und das verehrungswürdige Publikum, wie aus einem langen Schlafe erwachend, lachte aus vollem Herzen mit. Der Sprung in diese gräuliche Tiefe war jäh und von . . . schmutzigsten Folgen, man kam in einer Pfütze an, aber man fuhr nicht erschreckt zurück, nein, man fühlte sich kanibalisch wohl und wälzte sich und wälzt sich noch heute gemüthlich darin herum. Mit Fürst beginnt demnach die neueste Aera des Wiener Volkssängerthums.

Was verschaffte Fürst die soziale Bedeutung, die er unläugbar und im rapidesten Fluge errungen? Was gab ihm die Macht, einer ganzen Epoche in dem Kulturleben einer Weltstadt sein Maal aufzudrücken? Was verhalf ihm dazu, daß er trotz des Zettergeschreies der

entrüſteten Aeſthetiker ſogar viele Deſerteure aus dieſem Lager zu ſich herüberlockte, und worin beſtand endlich die ſeltene Kunſt, das Publikum durch ein Dezennium an ſich zu feſſeln? Es iſt, um aufrichtig zu ſein: ſeine friſche, lebenswahre Auffaſſung und Darſtellung der eigentlichen „Volkscharaktere", der, wenn auch nicht reizenden, ſo doch in gewiſſer Beziehung klaſſiſchen, jedenfalls originellen Typen aus den allerunterſten Volksſchichten, ſeine frappante Portraitirung des „Urwieners" und des ſogenannten „reſchen und feſchen Wieners", deſſen letzte Abkömmlinge einer ausſterbenden Klaſſe er mit diaboliſcher Schärfe und in den urwüchſigſten Geſtalten wahrhaft meiſterlich zu zeichnen verſtand. Fürſt war der Höllenbreughel des famoſen „Thurybrücklers", des reſoluten „Praterſchreibers", des Alles „vergitſchenden Dulliäbruders", er ſchuf die „Poeſie in Hembärmeln" und „Schlapfen" und gründete damit die Schule für „Graſeltänze" und „Hackerg'ſtanzel" — entſetzlichen Andenkens.

Fürſt's Auftreten und ſeine energiſch-kauſtiſche Vortragsweiſe waren für die Kreiſe, die ſich für derlei überhaupt intereſſiren, von betäubender Wirkung. Er wußte Töne anzuſchlagen, die jeder Wiener in ſeiner Bruſt verſchloſſen hielt; er gebrauchte Worte von jener kernigen, niederſchmetternden Wucht, von jener prägnanten Färbung, wie ſie nur auf den Lippen des Urwieners ſchlagfertig des Erlöſers harren; er ließ ein Brillant-Feuerwerk von zündendſten Witzen los, die praſſelnd über die Köpfe ſeiner Zuhörer fuhren, Witze, die dem eigentlichen Weſen des Wieners entſproſſen und nur ihm verſtändlich, oft ſogar ein Echo ſeiner eigenen Gedanken und Empfindungen waren. Fürſt kultivirte zwar nur das niedrigſte Genre, er holte ſich ſeine „Charaktere" nur aus den fuſelqualmigſten Räumen, dennoch aber begriff den Meiſter des Cynismus, den neueſten Kneipen-Hogarth nicht nur deren ſtabilſter Inſaſſe, ſondern — wunderbarer Weiſe — auch der zartfühlige Schöngeiſt reinſten Waſſers, von den „Wiener-Gawliers", ſeinen wärmſten „Schätzern", gar nicht zu ſprechen. Denn wenn auch die Terminologie ſeiner

präziſirenden Kraftausdrücke, das jeniſche Hacker-Kauderwälſch ſeines Dialoges und die Wurzelbedeutung ſeiner geflügelten Worte fremden Ohren fremdartig klangen, der Einheimiſche, der auf dem Wiener Pflaſter Großgezogene verſtand — weß Standes er auch immer ſein mochte — entweder jubeltrunken oder verſchämt ſchmunzelnd — recht gut die ſchäumenden Ergüſſe dieſer ungezügelten Suada.

Fürſt gehörte in der „Blüthe" ſeines Wirkens zu den populärſten Perſönlichkeiten der frivol modernifirten Fabiana; er war der Favorit der „Gründe", aber auch in den goldſtrotzenden Salons erlauchter Paläſte exzellirte der wilde Klaſſiker, der ſich mit jedem neuen Liede aus ſeinem unerſchöpflichen Borne friſche Kränze, freilich penetranten Duftes um ſeine Schläfe wand. Dieſe Gloire des ungeberdigſten Sohnes ſeiner Zeit war die einſchneidendſte Kritik der eigentliche Ziele des größten Theiles der Wiener Geſellſchaft, die raſtloſen Schrittes ihrem heutigen triſten Zuſtand entgegen eilte. Damit ſpreche ich es ungeſcheut aus, daß eine namhafte Summe der Demoraliſation nnd Verwilderung Wiens dem Schöpfer und Begründer der neuen Schule, dem Meiſter der verſifizirten Nudität und Trivialität d. h. Fürſt aufs Kerbholz zu ſchreiben iſt, Fürſt, der, ein anderer Virgil, ein entſittlichender Cicerone ſeine Gäſte im Pfuhle der roheſten Sinnesart umherführte, ſie vor dem Schmutze nicht Abſcheu, ſondern daran Gefallen finden lehrte, ſintemalen der Mann auch noch das unſelige Talent beſaß, all ſeine textirten ... Entſetzlichkeiten mit packenſter Verve vorzutragen und dazu Melodien zu erſinnen, die das trägſte Blut ſieden machten.

Seitdem ſind Jahre vergangen. Fürſt, der es ſelbſt lachend erzählt, daß ſein erſter „Lehrherr" in der Kunſt des Geſanges, bei „Spinnerin am Kreuz" endete, iſt ein Biedermann geblieben, iſt ein opferwilliger Menſchenfreund, ein wahrer Vater der Armen, inſonders armer Schriftſteller, die er nährt, tränkt, bekleidet und ſchließlich begräbt. Zahllos ſind die Wohlthaten, die er ſpendete, und verdiente der Mann nach dieſer Richtung zum Ehrenbürger Wiens ernannt zu werden, wenn ſeine äſthetiſchen Verbrechen nicht ſo

pestilenzialisch auf zum Himmel — röchen. Inzwischen hat er, „bullia"-satt", dem „Brettl" Valet gesagt, ist wiederholt und nun abermals Leiter eines „Musentempels" geworden, kann Laube und Dingelstedt Collegen nennen und ertheilt seinen Leib-Poeten (worunter der treffliche Elmar und der ganz tüchtige und überaus fleißige Bayer) dramaturgische Winke, die einem „Schreyvogel der Posse" imponiren könnten. Fürst, älter, milder und zahmer geworden, spielt in seiner Winter-Residenz in der Josefstadt und in seiner Singspiel-Villeggiatur im Prater nunmehr edle Greise und moralisirende Väter. Aus dem zuchtlosen Satyr wurde fast ein schamhafter Mentor, der (trop tard) seinen verderbten Zeitgenossen lehrreiche Vorträge hält und in honettesten Kouplets sie zu ihren Bürgerpflichten rückzuführen bestrebt ist. Welche Wendung durch Gottes Fügung! —

Aber die Unheils-Schule, die er von einem Dezennium gründete, erfreut sich leider noch immer des blühendsten Bestandes. Eine vielköpfige Meute, beiderlei Geschlechtes, drängte sich auf das durch seinen Abgang eines Regenten beraubte Terrain und riß sich um die Palme der Führerschaft. Seine alten Zunftgenossen gingen übrigens ihre gewohnten Wege und kümmerten sich blutwenig um die „neiche" Methode. Matras, Fürst's langjähriger Kumpan, der drolligste Repräsentant des „verschmitzt spaßigen Wieners", war längst vom „Geschäfte" ausgeschieden und erklomm, „im Sokkus der höheren Posse", den Rang eines ersten Komikers im Leopoldstädter Theater, wo er für Figuren der unteren Klassen eine schauspielerische Spezialität geworden. Wer also sollte Fürst's Nachfolger d. h. Wien's Liebling auf der Wirthshaus-Rostra werden? Ein entsetzlicher Wettstreit brach los, weniger in der Copie der packenden Urwüchsigkeit Fürst's, als im Cultus der nackten Zote; die Jünger wollten es dem Meister zuvorthun, die Novizinnen des Jodler-Metiers übersprangen die letzten Schranken, welche Sitte und Anstand gezogen und — die Orgie begann. „Après moi le deluge!" zu deutsch: „Macht's, was's wollt's!" rief der emeritirte Triumphator hämisch zum Abschiede, und die heisersten Megären der Unverschämtheit und die grinsenden Dol-

metsche der frappirendsten Frechheit balgten sich um die Conzession, die Metropole zur stinkenden Pfütze jedes sittlichen Unrathes heranzubilden.

Ach, es würde eine „Bibel der Zote", wollte man diese gesanglichen Schandthaten, das planmäßige Ersticken des letzten Fünkchens Schamgefühl in den respektiven Busen der geehrten Zuhörerschaft (jeglichen Standes, Alters und Geschlechtes), den gereimten und gemimten Unflath, der allabendlich über die Häupter des p.t. Publikums lachend ausgeschüttet, nach Gebühr und erschöpfend würdigen. Ich unterzog mich im Herbst 1868 der unrühmlichen Aufgabe, diese privilegirten Brutstätten der Demoralisation, diese Lehranstalten für Schamlosigkeit zu durchwandern, aber der Cursus überstieg meine Kräfte: von hundert derlei Prostitutions-Gymnasien lernte ich nur circa ein Dutzend kennen — ich war satt und müde und von unüberwindlichem Ekel zu sehr ergriffen, als daß ich die Wanderung hätte fortsetzen können.

Nur ein Paar ehrenwerthe Ausnahmen fand ich, die man schon der kostbaren Rarität wegen, mit dem Monthyon'schen Tugendpreis zieren sollte. Der Rest war Schmach. — Was hier folgt, sind eben die Ergebnisse meiner damaligen dornenvollen (vielbereuten) Pilgerfahrt. Neuere „Forscher" haben ihre angebliche Entrüstung mittlerweile in weit groteskere Formen gekleidet — pessimistische Zweifler in die Echtheit solch rühmlicher Gesinnung witterten in dem Sittlichkeits-Spektakel nichts, als eine — verlockende Reklame, wieder Andere warfen sämmtlichen mißgünstigen Kritikern den „Schimpf" an den Kopf, daß sie „Moralitätsfexe" seien. Sind beide Einwürfe nicht erhebend? Nun, mag darauf antworten, wem es beliebt, ich persönlich finde es nicht der Mühe werth und reproduzire vielmehr unverkürzt und ohne die Farben aufzufrischen, was ich nach meinem ersten Rundgange in ehrlichster Absicht niederschrieb:

* * *

Beginnen wir mit den „Damen." — Verehrte Leserin! Erröthen Sie nicht über meine Frage, aber ich muß Sie fragen: Kennen Sie die Mannsfeld, „Fräulein Antonie Mannsfeld?" Nein? Nun, das wundert mich, denn gerade in den sogenannten „besseren Kreisen" ist dieser Name ein vielgenannter und ich wette um was Sie wollen, daß Ihr Herr Gemahl, oder Ihr Bräutigam, oder Ihr Cavaliere servente, mag er mit seinen ästhetischen oder moralischen Grundsätzen noch so prunken, doch ein heimlicher Habitué der gewissen „Soirées" bei Dreher, bei den „drei Engeln", dem „Zeisig" u. s. w. ist, und daß sich dieses Muster eines soliden Mannes vielleicht nirgends so gut, d. h. so „famos" unterhält, als eben dort.

Damit habe ich gleich vorwegs angezeigt, daß das Stammpublikum dieser modernsten Wirthshaus-Primadonna kein ordinäres, kein bierduseliges ist; nein, Fräulein Mannsfeld rekrutirt ihr Auditorium thatsächlich meist nur aus der zweiten und ersten Wählerklasse und die Rauchwolken, die ihr entgegenwirbeln, dampfen aus keinen trivialen Tabakspfeifen hervor; im Gegentheile, es ist aromatischer Wohlgeruch aus kostbaren Milares, Londres und Regalia's, der ihrem Mezzosopran schon während der nur dreijährigen Strapazen leider einen so rauhen Timbre anhauchte. Nochmals, die Zuhörerschaft ist keine gemeine, die Anhänger der „Künstlerin" kommen auch selten zu Fuß, eine Wagenburg von Fiakern hält vor jenen Etablissements und aus den Fiakern springen alte und junge Herren in tadellosester Toilette, mit den allerweißesten Manschetten und den fantasiereichsten Knotenverschlingungen ihrer koketten Echarpes. Diese alten und jungen Herren, mit Lackstiefletten und Binokles geschmückt, werfen den Billeteurs der Mannsfeld so vertraut-kordiale Grüße zu, wie ihren Freunden — den Stallpagen in der Manège bei Renz — und sind selbst mit dem Kellner herablassend freundlich, wenn er sie zu den reservirten Plätzen führt. — Das ist die Garde der Mannsfeld.

Ist nun der Saal gefüllt, ist die Ungeduld der Kunstfreunde auf's Höchste gespannt, dann beginnt die Produktion, d. h. ein oder

zwei meiſt ſeriöſe Eingangslieder werden von den männlichen Aſſiſtenten der Direktrice, natürlich wirkungslos herabgeſungen — alle Hälſe richten ſich ſofort nach einer Seitenthür und — Fräulein Mannsfeld erſcheint unter donnerndem Begrüßungsjubel, ſie lächelt, macht die obligaten dankerfüllten Knixe und ſingt ihre „Wiener Lieder".

Was Fräulein Mannsfeld ſingt? Sie ſingt, um es kurz herauszuſagen, den Kankan. Sie ſingt die Zote in der unzweideutigſten Textirung, ſie ſingt den impertinenteſten Gaſſenhauer, wie ihn das angeheiterte, echte „Wiener Lumperl" nach der vierzehnten Halbe „fühlt und empfindet", ſie ſingt die Hausordnung gewiſſer Häuſer, ſie ſingt die Uſancen der Straßendirne. Und das P. T. Publikum jubelt, es klatſcht, daß die rothbraunen Glace's zerplatzen und die aufrichtigſten Freudenthränen in den edlen „Markersdorfer" perlen.

Wie Fräulein Mannsfeld ſingt? Vor einigen Jahren brachte ein Lokaläſthetiker in einem hieſigen Blatte einen großen „kritiſchen" Aufſatz über die ſchneidige Wiener „Tereſa" und erſchöpfte den ganzen Vorrath ſeiner berühmten Styltechnik, um das Pikante, Prickelnde, Kauſtiſche, Diaboliſche dieſes weiblichen Petronius, dieſes halb „Neſtroy'ſche", halb „Fürſt'ſche" in ihrer Vortragsweiſe in das rechte Licht zu ſetzen. Es iſt wahr, Fräulein Mannsfeld, welche ich ſogar für ein gebildetes, jedenfalls geiſtreiches „Frauenzimmer" halte, iſt eine pikante Erſcheinung. Fräulein Mannsfeld iſt ſo klug, anſpruchslos aufzutreten. Ihre Toilette iſt eine, beinahe abſichtlich einfache: ein bis an den Hals enggeſchloſſenes Kleid, ohne viel Aufputz, eine faſt „ſchüchterne" Friſur — kein Schmuck und kein Geſchmeide — ſie bringt nur ſich und ihr Talent.

Und ſie hat Talent! Es iſt ſchwer, ſchärfer zu nuanciren, treffender zu pointiren, kauſtiſcher zu perſiffliren, als es die Mannsfeld „macht"; aber was nuancirt ſie, was pointirt ſie und was — perſifflirt ſie? Der unſaubere Poet dieſer „Wiener Lieder," der immer und immer nur einen einzigen „Vorwurf" für ſeine ſpezifiſch-dichteriſche

Begeisterung wählt und seinen Pegasus aus der schmutzigsten Hippokrene . . . saufen läßt, weiß das „pikante" Thema in zahllosen Variationen zu skandiren und, von unglaublichem Cynismus geleitet, in die erschreckendsten Refrains zu bringen. Und dieses verfizirte mixtum compositum von Schamlosigkeit und leidigem Wiener Kneipen-Witz hat Fräulein Mannsfeld zu interpretiren und — es gelingt ihr „magnifique," die „Schlager" solcher Sorte nicht unverstanden an den geneigten Ohren eines hohen Adels und verehrungswürdigen Publikums vorüber gehen zu lassen, denn sie „nuancirt" die Zote wirklich meisterhaft und blinzelt dazu auf eine unnachahmliche Weise mit ihren pfiffigen Aeuglein, was den empörenden Text gleichsam mit durchschossenen Lettern bringt.

Das ist die Mannsfeld der neuesten Aera. Das nicht die Wirthshäuser besuchende Publikum kennt diese singende Mänade nur aus einer gelungenen Imitation der lustigen Soubrette des Carltheaters. Aber was sang die Gallmeyer? Eine Strofe von „Na versteht si!", eines der frömmsten Lieder der Mannsfeld und noch aus der guten alten Zeit vor zwei Jahren! Das jetzige Repertoire, d. h. die neuesten Lieder dieser resoluten Sängerin, haben jedoch bereits die Grenze des „Möglichen" nicht nur erreicht, sondern weitaus überschritten, und würden selbst die — als bedeutend emanzipirt — renommirten klassischen Mlles. Phryne und Lais erröthen machen. Aber nichtsdestoweniger besuchen selbst Damen und sogar Mütter mit ihren Töchtern diese amüsanten „Soiréen" und stoßen die unwissenden Backfischchen mit dem Ellbogen, wenn sie eine markante Stelle gleichgiltig anzuhören Willens wären.

Wen soll man nun anklagen? Fräulein Mannsfeld? Sie macht mit ihren Produktionen brillante Geschäfte und soll sich bereits als dreifache Hausfrau fühlen. Den Dichter? Mein Gott! der Mensch kann eben nichts Anderes „dichten" und die Zote ist sein Element, wie dem Fisch das Wasser. So bleibt denn das Publikum, das der Zote huldigt und sie ermuntert und ermuthigt und aneifert, immer in neuer Form aufzutreten und sie nöthigt, sich sogar zu überbieten.

Das ist nun bereits geschehen und die Frage ist wahrlich beängstigend, was denn, um den Beifall nicht erkalten zu lassen, und da somit stets Durchschlagenderes, Packenderes gebracht werden muß, nun Alles noch von diesem Genre gebracht werden wird? Denn solch gesungener Kaviar ist für manchen Gaumen bereits zum Bedürfniß geworden, er ist das ästhetische Souper eines großen Theils unserer „anständigen" Gesellschaft, denn wenn selbst Männer, welche notorisch zu den bedeutendsten Persönlichkeiten Deutschlands gehören und sogar von Napoleon in Salzburg aufgesucht wurden, die paar kurzen Mußestunden, welche ihnen die schwierige Mission der Gesetzgebung erübrigt, dazu verwenden, die „Wiener Lieder" der Mannsfeld anzuhören, so ist es kein Wunder, wenn sich an solchen Festabenden auch simple . . . Bankiers mit ihren Angehörigen dort einfinden. —

*

Fräulein Antonie Mannsfeld heißt eigentlich „Montag". Ihre Schwester, die ebenfalls beim „Geschäfte" und von welcher später die Rede, behielt ihren rechten Namen bei, nur die fesche Toni transfigurirte. Sie that dieß aus „Pietät" für ihren Leibdichter, welcher sich Ferdinand Mannsfeld nannte.

Nicht ganz ein Jahr, nachdem obige Zeilen geschrieben, starb dieser Totenpoet, und zwar unter der Bezeichnung; „Wiener Liederdichter und Journalist (!)". Fräulein Mannsfeld erschütterte dieser Fall aufs heftigste; sie ließ einen schwarzgeränderten Partezettel in den Blättern inseriren, womit sie uns von dem Heimgange des Unersetzlichen Mittheilung gab. Er entschlief „nach langen schmerzvollen Leiden und Empfang der heiligen Sterbesakramente seelig in den Herrn." Knapp daran stand wörtlich folgendes: „Da ich es als eine heilige Aufgabe betrachtete, den so schwer Leidenden in seinem letzten Kampfe nicht zu verlassen, so war ich leider in die unangenehme Lage versetzt, an einigen Abenden meinen Verpflichtungen dem p. t. Publikum gegenüber nicht nachkommen zu können. Deshalb um Vergebung bittend, mache ich die

geziemende Anzeige, daß ich vom Montag den 14. Juni 1869 angefangen (also drei Tage nach dem Tode des Unvergeßlichen) wie zuvor meine Soiréen abhalten und mich bemühen werde, mit ganz neuen Liedervorträgen meine geehrten Gönner bestens zu unterhalten. Antonie Mannsfeld, Volkssängerin." —

Ist das nicht das resoluteste . . . „Wiener Blut?" — —

* * *

Ein theilweise anderes Publikum als die Mannsfeld, und auch ein theilweise anderes Repertoire, als es diese kultivirt, haben die nächsten Größen der — zwar beim Klavier arbeitenden, aber im Volksmunde noch immer als „Harfenisten" bezeichneten Volkssänger-Gilde: die Herren Nagel und Amon.

Dieses Dioskurenpaar hat in Wien einen Namen, weil es die Mission usurpirt, einen ganzen „Begriff" zu repräsentiren, nämlich den des „Urwienerthums." — Allein ich finde, daß gerade diese Herren trotz aller Anstrengung das allerwenigste Geschick dazu haben, denn es fehlt ihnen Witz und Humor und dieses Defizit läßt sich weder durch gellendes Gejohle und Geschrei, noch durch forcirte Gesten ausgleichen — die Wirkung, die sie mühevoll hervorpressen, ist lange nicht jene, wie sie Fürst einst erzielte, ehe er „dramatischer Künstler" wurde, oder wie sie Matras so ganz unbewußt erreichte, als er noch nicht die Ambition hatte, erster Komiker des „elegantesten" Theaters zu werden, was ihm übrigens auch gelang. Fürst und Matras waren die Typen des „Urwienerthums," ich beklage nicht, daß sie es nicht mehr sind — aber die Herren Nagel und Amon sind es auch nicht.

Ich weiß, daß ich durch diesen gewagten Ausspruch, der an Kühnheit nur durch jenen Gallilei's überboten wird, den gesammten Chorus der „Dullia-Fanatiker" gegen mich gehetzt habe, aber wenn mich die ehrenwerthen Nagel-Enthusiasten auch steinigen oder im Wege der Gnade nur prügeln würden, ich bleibe doch dabei, daß das, was Herr Amon im Schweiße des Angesichtes schreit — nicht witzig,

und das, was Herr Nagel mit den lebensgefährlichsten Körperverrenkungen zu verdollmetschen sucht, nicht lustig ist. — Die beiden Herren haben eben — ermuthigt durch die damaligen Erfolge der vorgenannten Koryphäen des vierzeiligen Genres, vor ein paar Jahren das gleiche Geschäft etablirt, aber ohne die nöthigen Fonds ihrer Vorbilder, sozusagen den „göttlichen Funken" (sic!) zu besitzen, der z. B. Herrn Fürst beseelte, wenn er den „blauen Montag" sang, dessen klassischer Refrain „Nur ka Wasser nit!" zum „geflügelten Worte" in der Sitten- und Literaturgeschichte Wiens wurde.

Die meisten Anhänger dieser unsterblichen Matadore der echten „Wieana-Tanz" geben sich nun freilich auch mit den Epigonen der Meistersänger zufrieden und „applaudiren" in unverfälschter Begeisterung die wirklich anstrengenden Leistungen derselben; allein der Kern jener Gattung Publikum, das an diesem Genre Gefallen findet, fehlt; es fehlt der Schottenfelder Fabrikantensohn mit dem gewichsten, schmalkrämpigen Zylinder; es fehlt der Lerchenfelder-Bummler, der die unvergeßliche „Tinnerl" von den „drei Hackeln" noch „budeln" gehört; es fehlt der aus innerem Triebe, aus Passion, aus Leidenschaft für die „Sache" zum Privat- „Hacker" selbstherangebildete Hausherrnsohn von der Siebenbrunner Wiese, von Erdberg und überhaupt von den „entern" Gründen; es fehlt so mancher „laute Bua," der „harbe" Peppi und der „manschesterne Schani," der „Kohlrabi-Schackerl" und der „Blinserl!" — Ja, die gesammte Garde fehlt, die noch vor Jahren dem „Alleweil fidel, fidel!" gelauscht, sie hat sich zurückgezogen und schmollt, denn sie „versteht die Welt nicht mehr," die sich an dem mattherzigen „Schwapper-Liedern" der Herren Nagel und Amon ergötzen kann und doch einst so wahrhaft „Gediegenes" zu hören bekam.

Und von ihrem „Hacker-Standpunkte" aus hat diese urwüchsige Garde Recht. Sie räumte deshalb das Terrain einem anderen Publikum, auf dessen Bildungsgrad, auf dessen Talent zum „Fidelen" sie nun nur mitleidig herabblickt, dessen Verständniß und kritisches Urtheil für das „Laute" sie nur belächelt. Das jetzige Publikum ist zwar

scheinbar auch „laut", aber es sind doch nur die Pseudo-Fidelen, die gegenwärtig — „paschen"; es sind wohl auch freiwillige, aber forcirte „Hacker," denen der innere Beruf fehlt, „schon a so zu sein" und die nicht die mindeste Berechtigung haben, „mitzujodeln", wenn ein Kunstverständiger irgend einen „ganz Tiefen" zu präludiren beginnt. Das jetzige Publikum, welches die „Soiréen" der Herren Nagel und Amon besucht, ist ein innerlich zahmes und nur äußerlich fideles. Es kommt der Kommis, der auch zu Zeiten ein „verflixter Kerl" sein will, aber schon die Wahl seiner geschniegelten Toilette zeigt, daß er seiner Aufgabe nicht gewachsen und davon himmelweit entfernt ist, was er für ein paar Stunden anstrebt. Es kommt ferners der sogenannte „Lebemann", der, blasirt von den Genüssen beim Sperl, sich durch eine — vermeintlich sehr stark paprizirte „Hetz" auffrischen will und schon deshalb glaubt, das Zeug in sich zu verspüren, ein Wiener Vollblut darzustellen, weil er weiß, daß man den Hut in solchen Regionen schiefer ins Gesicht zu setzen hat. Und schließlich kommt auch sogar der vorstädtische Spießbürger, der sein durch alle möglichen Steuerzuschläge verbittertes Gemüth mit Gewalt erheitern möchte und der, je mehr Herr Amon schreit, desto mehr glaubt, sich unterhalten zu müssen.

Aus diesen, im Grunde genommen faden, wenigstens sehr friedfertig und gemäßigt organisirten Charakteren besteht das Gros des Nagel- und Amon'schen Publikums, welches sich zwingt und überredet und sogar einbildet, sich „fesch" zu unterhalten. Was bieten nun diese beiden so renommirten Volkssänger ihrem überaus dankbaren Auditorium? Eine Reihe von „Wiener Liedern", deren Inhalt theils zweideutiger Natur, wenn auch nicht so schrankenlos zotig, wie die Mannsfeld'schen, theils ein sogenannter „politischer" ist. Diese Lieder werden nun von Beiden, um den größtmöglichsten Effekt zu erzielen, mit der Vollkraft ihrer Lungenflügel, und akkompagnirt von den groteskesten Körperbewegungen und Gesichterschneidereien, herabgesungen, und je größer das Geschrei des „Sängers", desto lärmender ist auch der Beifall des Publikums. Herr Nagel z. B. verblüfft schon durch die, die Wände

erzittern machende Stentorstimme, mit welcher er in die erwartungsvolle Menge hineinschreit: „A neugs Liad!“ — Dieses so gewaltsam annoncirte „neuche Liead“ wird nun mit obligatem Jubel begrüßt und, ob es noch so witzlos, am Schlusse mit Jubel belohnt. Die „politischen“ Lieder ergehen sich in kommunalen Anklagen über den Mangel an Schatten im Stadtpark und die schlechte Bespritzung der Ringstraße, oder wenn der Dichter sich zu patriotischer Begeisterung aufraffte, in edelstem „Preußenhaß“, welche, wenn auch ungefährliche Gesinnungstüchtigkeit den Spießbürger selbstverständlich in Entzücken versetzt. Uebrigens sind die „politischen“ Lieder von „liberalem Hauche“ durchweht, was immerhin anerkennenswerth ist.

Aber alle diese Lieder werden von keinen originellen Melodien begleitet, welche früher eine so rasche Popularität erlangten und thatsächlich diesen Schöpfungen der Volksmuse einen eigenthümlichen Reiz verliehen. Die Lieder, welche die Herren Nagel und Amon singen, sind mühevoll den Motiven eines Walzers, einer Polka, ja sogar einer Quadrille angepaßt, welcher sinnlose Usus eine qualvolle Zerhackung des Textes erfordert und schließlich monoton wirkt. Schon durch diesen Fürgang verliert ihre Leistung das Charakteristische des Volkssängerthums.

Wer nun von beiden „Künstlern“ der vorzüglichere ist? Ich weiß es nicht. Herr Nagel soll der Komiker sein, heißt es, und Herr Amon will komisch sein — ich hörte Beide stets nur schreien; aber unzweifelhaft ist, daß sie zusammengehören. Was nämlich David den Jonathan und Jonathan den David war, was Orest dem Pylades und Pylades dem Orest gewesen, das ist Herr Nagel dem Herr Amon und Herr Amon Herrn Nagel: zwei Seelen und ein Gedanke, zwei Herzen und ein Schlag — außerdem sollen Beide recht wackere, brave Wiener Bürger sein, die nebstbei ihre deutsche Gesinnung beim Schützenfeste bekanntlich durch die Spende eines prächtigen Fasses Wein manifestirten — aber ich bleibe dabei, das spezifische, witzige, fidele „Urwienerthum“ repräsentiren sie doch nicht. Wie dem auch sei, die Welt braucht nicht zu verzagen, ein neu Geschlecht ersteht, vielleicht

bringt es uns auch den eigentlichen „Volkssänger", der lustige und witzige Lieder zu singen weiß, und auch den, freilich Anfangs wenig lukrativen Versuch wagt, dem Publikum weder Zoten, noch Gemeinheiten, noch läppische Albernheiten zu bieten.

*

Vor beiläufig anderthalb Jahren wurde das engverknüpfte Dioskuren-Paar vom unerbittlichen Schicksale gewaltsam getrennt. Herr Nagel erkrankte eines Abends plötzlich und ernsthaft und mußte in eine Privatheilanstalt abgegeben werden. In jüngster Zeit körperlich so ziemlich hergestellt, scheint er jedoch noch nicht in der geistigen Verfassung, sich neue Lorbeeren zu — erjodeln. Vorbei! Vorbei! — —

Und nun zu einem „weißen Raben":

* * *

Wieder ein anderes Publikum hat die dritte „Größe" des Volkssängerthums — Kampf um sich geschaart: die anspruchlose aber lebens- und lachlustige Mittelklasse des Bürgerthums und was „drum und dran" hängt, die Subalternbeamten und „kleinen" Hausherren als Schwiegersöhne und Schwäger, sozusagen die neunte und zehnte Diätenklasse des Wiener Honoratiorenthums und überhaupt Alles, dessen Gaumen an keine „prickelnde" Kost, an keinen „Wildpret-Parfum" gewöhnt ist, und das nur das bescheidene Verlangen hegt und trägt, nach des Tages Mühsal ein paar Stunden lang . . . lachen zu können. Und da sind sie denn auch auf der rechten Fährte, denn wer bei Kampf nicht lacht, der lacht in diesem Jammerthal überhaupt nicht mehr, für den ist kein Kraut gewachsen, für den ist „Tauf und Chrysam" verloren, der soll sich — begraben lassen.

Der „alte Kampf!" — Die Wiener heißen ihn so; nicht, weil er schon hochbetagt — er zählt erst 51 Jahre — sondern weil er seit 35 Jahren in Wien „wirkt", in Wien, seiner Vaterstadt und weil ihn Jeder von uns schon in seiner Jugend gehört, weil es Jedem von uns wie ein Traum dünkt, als er das erstemal über ihn —

lachte. Und nun treibt er seit 35 Jahren dasselbe tolle, lustige, pudelnärrische Zeug; seit 35 Jahren „schneidet" er dieselben drastischen „Gesichter" und seit 35 Jahren sind wir ihm gefolgt, zu gutem und schlechtem Bier, in alle Vorstädte der kommunalen Windrose sind wir ihm nachgewandert, in sämmtlichen Wirthshaussalons haben wir seinetwegen geschwitzt und uns mit den Kellnern der verschiedensten Rechnungsmethoden herumgezankt, und in Folge dieser schönen Erinnerungen ist Kampf ein Stück von unserem Leben geworden — er ist mit den Wienern und dem Wiener Leben verwachsen.

Dann ist sich Kampf — und das wird ihm von seinen paar Gegnern zum Vorwurf gemacht, diese lange, lange Zeit so ziemlich gleich geblieben. Das Wiener Volkssängerthum brüstet sich nämlich mit seinen kolossalen „Fortschritten" und indem es heute, dem Geschmacke und Geiste der Zeit sich akkomodirt zu haben vorgibt, eigentlich aber nur in der . . . Zote „macht," blickt es mitleidig lächelnd auf die „alte Schule" zurück, die einst der selige „Zwickerl" gegründet, Stöckel (Vater) und Jonas fortgeführt und die mit Moser begraben wurde. Kampf aber ist — „stehen" geblieben. Er sieht zwar die Erfolge, die das „Hackerthum" und die Zotenreißerinnen sich errungen, aber er bringt es nicht über sich, in dem sauberen Genre mit zu thun, er leistet Verzicht auf eine gewisse Gattung Publikum, wie auch auf die männliche und weibliche, auf die öffentliche und heimliche Demimonde, und er begnügt sich mit seinem altgewohnten bürgerlichen Stammpublikum, das mit Weib und Kind zu seinen „Lachkränzchen" kommt und sich nicht zu schämen braucht, Weib und Kind mitgenommen zu haben.

Kampf's Force ist der harmlose Spaß, der gemüthliche Jux, dann seine Charakteristik gewisser Volksfiguren und unter diesen namentlich sein, bereits der „Klassizität" sich erfreuender „Böhm'". — Kampf's „Böhm'" hat einen Ruf, der weit über den Liniengraben Wiens reicht und Koryphäen der Kunst haben Kampf aufgesucht, um seinen „Böhm'" zu bewundern. Dawison z. B. erfrischte sich, wie er selbst sagte, an dieser köstlichen Charge; wenn

Nestroy moros zu werden fürchtete, ging er zu Kampf und war wieder geheilt, wenn Beckmann melancholische Anwandlungen fühlte, vertrieb er sich die Grillen mit Kampf's „Böh'm" — selbst Karl Treumann, der's doch wahrlich auch nicht nöthig hatte, studirte diese treffliche Leistung. Kampf ist in dieser Darstellung eine Spezialität und die Figur, die er geschaffen und die sein Eigenthum ist, wurde für Wien ein ganzer „Begriff." Ein Kampf-Abend ohne „Böhm'" ist nicht mehr denkbar und obwohl er, wie er gesteht, den „Böhm" bereits über neuntausend Mal (!) gespielt, und viele tausend Male als „Böhm'" „den Mailiftl" und den nicht minder klassischen Anhang: „Von den Olmen" gesungen, so bin ich doch überzeugt, daß, wo Kampf auch heute spielt, seine Zuhörer, wenn ihnen auch vor Lachen bereits die Thränen in den Augen stehen, doch wieder nimmersatt: „Den Mailiftl" und „Von den Olmen" verlangen uud daß Kampf beide Lieder, vielleicht auch als Zugabe noch die pyramidal drolligen, böhmischen „Graslton3'" mit der, selben Zwerchfell erschütternden Wirkung zum Besten gibt.

Damit sei aber auch gleich gesagt, daß Kampf mit seiner allerdings grotesken Perfidflage nichts Arges, nichts Böswilliges beabsichtigt. Nicht wie Hamilkar seinen Sohn Hannibal den Römerhaß lehrte, lehrt Kampf die Wiener den „Böhmenhaß". Kampf bringt in der harmlosesten, gutmüthigsten Weise nur die, ohnehin allen Wienern bekannte, sich ewig gleichbleibende Figur eines nach Wien eingewanderten Urczechen, der sich aus angebornem, stets vom Glücke begünstigten Spekulationstriebe hier freiwillig germanisirt, immer und immer wieder eine „Wittfrau mit klane Eckhäusl" findet und heiratet, dabei in bornirt-verschmitzter Weise „kecke Wiener L.. bub" überlistet und schließlich als „reiche Seilerermaste" — echt wienerisch-fidel werden will.

Darüber lachen nun die Wiener und diese kleine Revanche, daß wir über das „Glück" eines Czechen lachen, werden uns die Herren Czechen wohl verzeihen. Was anderes ist es mit dem „dummen Kerl von Wien", der sich daran ergötzt, wenn im Prater der „Jud" vom Wur-

stel erschlagen wird. Wenn aber Kampf den Wienern nur den freilich drolligen, aber dennoch sprichwörtlichen Glückspilz aus Podiebrad's oder Czaslau's Umgebung zeigt, und der in verschiedenen Richtungen von dem eingewanderten Rivalen eben nicht am ... Brüderlichsten behandelte Wiener zu seiner eigenen Niederlage und über den „sozialen Sieger" lacht, so ist das wahrlich ein bescheidenes Vergnügen des Wieners, der keinen Nationalitätenhaß kennt und sich sogar an die „pfiffigsten" Erfolge seiner unkollegialsten Nebenmenschen zu gewöhnen weiß.

Das mußte, wie gesagt, erwähnt werden, weil von einer Seite, wo man bekanntlich „keinen Spaß versteht", Kampf wiederholt der Vorwurf gemacht wurde, er mache die „böhmische Nation" lächerlich, und deshalb cajoliren ihn die eingefleischten Wiener. Dem ist nun eben nicht so. Kampf ist ein so gutmüthiger, harmloser Wiener, wie der Wiener überhaupt ist, und es war eine — Lächerlichkeit ohne Gleichen, daß einige bramarbasirende Swornost, freilich zu einer Zeit, als der doppeltgeschwänzte Löwe am grimmigsten knurrte, aus Kampf's lustiger Szene politisches Kapital schlagen wollten und in einem öffentlichen Lokale einen nationalen Exzeß produzirten.

Nein, wer halbwegs bei gesunden Sinnen ist, wird und muß über Kampf nur lachen. Ich glaube, daß der sauertöpfischste, griesgrämigste, verhämorrhoidalisirteste Protokollsdirektor oder menschenfeindlichste Landesgerichtsrath über Kampf lachen muß. Ich glaube, daß selbst der wüthigste Sohn der Wenzelkrone wenigstens lächeln muß, sieht er und hört er sein leibhaftes Konterfei, „Klesheimisch" fühlen und dabei das „Deutsche" so unbarmherzig maltraitiren. Ich glaube endlich, daß selbst der ernsteste Shakespeare-Erklärer und „gebildetste" Hebbel-Kritiker trotz der imponirenden Höhe seines Standpunktes und Forscher-Bewußtseins doch ... schmunzeln muß, wenn er Kampf z. B. als alten (Wiener) Sesselträger Sebastian von der „Leich'" zurückkommen sieht, wo er sich so gut unterhalten, wo auch eine „Harmonika" dabei war; wie Kampf ferners erklärt, daß über eine „schöne Leich' nix is," und daß er den „Jux" in seinem Leben

nicht mehr vergißt, wie sie „sein' besten Freund einig'feuert haben in die Grub'n!" u. s. w.

Das sind Szenen und Figuren aus dem Volke und, von Kampf wahrheitsgetreu dargestellt, von unbeschreiblicher Wirkung. Man lacht seit 30 Jahren und wird stets darüber lachen. Und es lacht Alles über Kampf, Alt und Jung; Frauen beißen in ihre Sacktücher, um nicht laut aufschreien zu müssen und der kleine Nachwuchs, der sich stets in die nächste Nähe der Tribüne postirt und Mund und Augen aufreißt, um all den Schabernack ganz zu genießen, schüttelt sich vor Lachen.

Kampf spielt hauptsächlich die „Alten" und zwar aus den unteren Volksschichten, vortrefflich. Eine fabelhafte Beweglichkeit seiner Gesichtsmuskeln gestattet ihm die frappantesten Physiognomien hervorzuzaubern, wobei ihn eine merkwürdige „Gaumentechnik" unterstützt, um alle möglichen Sprecharten und Dialekte zu kopiren. Außerdem ist er noch ein Meister im künstlichen — Schielen!

Im Umgange ist Kampf wie alle geborne Komiker höchst einsylbig und sogar misanthropisch. Als vielgeplagter Familienvater — von sechzehn Kindern hat er noch sechs zu ernähren, ist sein Dasein eben kein sorgenfreies, kein lustiges. Er gesteht, daß er nicht den rechten Beruf erwählt, daß er hätte „zum Theater" gehen und die Bretter, welche die Welt bedeuten, betreten sollen, während er auf dem „Brettl" versauert sei. Auch ein politischer Märtyrer ist Kampf; in der Zeit der Ordnungsmacherei wurde er nämlich einer Strofe wegen konfiszirt und mußte fast durch zwei Monate „brummen." Er hat mit den Wienern überhaupt „Freud und Leid" getheilt und auch schon deshalb haben die Wiener ihren „alten Kampf" gerne. Möge er sie noch lange lachen machen! —

* * *

Wir steigen nun einige Stufen tiefer hinab. — Wollte ich pathetisch werden, ich würde einen klassischen Vergleich wählen und meine verehrten Leser und Leserinnen, wie es Dante von seinem

Cicerone passirte, höflichst einladen — die „Hölle" zu besuchen, so aber geht unsere, wenn auch nicht ganz ungefährliche Wanderung nur in einen beliebigen „Keller" mit so und so viel Staffeln. — Aber das „Hinabsteigen" meine ich ja überhaupt nur figürlich, denn wir können unsere Studien viel kommoder in einem oberirdischen Lokale, z. B. in einem Etablissement der „Stadt Belgrader" Region fortsetzen, nur dürfen Sie weder über die Kunstgenüsse, die nun folgen, noch über die Atmosphäre, in die ich Sie führe, die Nase rümpfen, denn es ist eben — in jeder Beziehung „starker Tabak," der hier konsumirt wird und Sie haben sich gegen so manche Attentate auf Ihre verschiedenen Nerven und Organe zu wappnen.

Besuchen wir deshalb heute zur Abwechslung Herrn Stöckel. Sie werden gleich beim Eingange den Unterschied in den „Empfangs-Modalitäten" merken; es fehlt nämlich an der Thüre das usuelle „Kastel" mit dem darin sitzenden Kassier, denn Herr Stöckel huldigt noch dem alten, von seinem Vater ererbten Kultus des „Absammelns" mit dem Teller, ein Gebrauch, der ebenfalls viel für sich hat, denn der „Künstler" wird dadurch mit seinem Publikum in Berührung gebracht. Das Streben eines Volkssängers geht doch vor Allem dahin, „populär" zu werden. Was erhöht nun die Popularität mehr, als wenn der soeben mit dem betäubendsten Beifallsgeklatsche ausgezeichnete „Künstler" von seiner Tribüne herabsteigt, einen Teller mit der obligaten Serviette ergreift und im vollen, oft pudelnärrischen Kostüme, noch hochroth geschminkt, d. h. das Gesicht bis zur Unkenntlichkeit beschmiert und beklext, sich an den nächsten Tisch wendet und ohne jeglichen Künstlerstolz wie ein ganz gewöhnlicher Mensch sein bescheidenes Anliegen vorbringt, sich für eine Kleinigkeit von etlichen Kreuzern sogar bedankt — ja noch mehr, es nicht einmal verschmäht, aus dem ihm dargereichten Bierglase einen tüchtigen Schluck zu thun.

Man kennt die Naivetät einer gewissen Gattung Publikum, das jede „Vermaschkerirung" mit weit aufgerissenem Mund und Augen bewundert, das sich höchlich geschmeichelt fühlt, wenn selbst der schä-

bigste Bajazzo einer herumziehenden Seiltänzertruppe sich mit ihm die unsanftesten Späße erlaubt, und das nicht genug staunen kann über solche Leutseligkeit und wie derlei — eigentlich „ungewöhnliche" Menschen so menschlich sprechen und — trinken. Dieses naive und gutmüthige Publikum freut sich nun stets, wenn irgend ein Künstler (aber nur „maschkerirt" muß er sein, oder doch wenigstens geschminkt) nach seiner Produktion — und sei es was immer für eine — zu ihm „herabsteigt", mit ihm verkehrt und mit ihm aus einem Glase trinkt. Es freut sich, den, über welchen von seinem erhöhten Standpunkte aus, es soeben noch bis zum „Zerplatzen" gelacht, nun in der allernächsten Nähe zu sehen, die grotesken Malereien in seinem Gesichte nun genau bewundern zu können und vielleicht sogar ein paar Extra-Späße, die nur für diesen einen Tisch berechnet sind, zu hören. Es freut sich schließlich, den Tribut seiner ungeheuchelten Anerkennung dem Liebling direkte einhändigen zu können, d. h. ihn auf den vorgehaltenen Teller zu legen und auch gleich den Dank dafür separat in Empfang zu nehmen.

So viel über den „Werth" der Methode des „Absammelns". Ich wollte damit nur zeigen, in welch' kordiale Verbindung es den ausübenden „Künstler" mit seinem Auditorium bringt. Diese „kordiale Verbindung" herrscht nun, und zwar in der tolerantesten Ausdehnung, gerade zwischen Herrn Stöckel und seinem Publikum. Stöckel hat auf sein Sängerbanner die Devise: „Nur kan' Scheniren!" geschrieben und seine Zuhörer an einen solch' vertraulichen Verkehr gewöhnt, wie er nur in gewissen Kreisen besteht, wo sich eben Einer vor dem Andern nicht zu „scheniren" braucht. Herr Stöckel genirt sich nun wahrhaftig nicht im Mindesten vor seinem Publikum und dieses wieder genirt sich nicht — über Herrn Stöckel zu lachen und zwar „unbändig" zu lachen. Stöckel verschmäht es, Umschreibungen zu gebrauchen, das ist dem Manne zu langweilig und seine Zuhörer prätendiren ja auch eine so zarte Rücksicht nicht. Stöckel nennt die Dinge bei ihrem wahren, wenn auch oft — übelriechendsten Namen; er verhüllt auch die Zote nicht, er entzieht ihr selbst das

nothdürftigſte Gewand und ſchleudert ſie nackt hinaus unter ſeine lachenden Zuhörer und kichernden Zuhörerinnen. Er bringt Dinge auf's Tapet, bei deren leiſeſter Andeutung die „Damen" ſonſt die Ohren verſtopften oder doch „verſchämt" die Augen niederſchlugen — bei Stöckel „kugelt" man ſich vor Lachen. Dennoch will ich Stöckel nicht gemein nennen und ſein Publikum kein ſittenloſes; beide Theile ſind nur, wie bereits geſagt, im höchſten Grade „ungenirt" und über Vieles „hinaus", was bei halbwegs ſkrupulöſen oder „kritiſchen" Köpfen Bedenken oder gar Aergerniß erregen würde. Bei Stöckel kennt man ſich gegenſeitig, man weiß dort, wo „Barthel den Moſt holt", man verſteht das . . . „Jägerlatein" exakt und kennt die Terminologie gewiſſer Ausdrücke wie ein Profeſſor der betreffenden Wiſſenſchaft. Zu was alſo viel Umſtände machen? Man braucht ja deshalb nicht verdorben, auch nicht gemüthsroh zu ſein, ſo wenig als z. B. die urwüchſigen Repräſentantinnen der „Wäſchertonerl"-Spezies ſchon aus dem Grunde moraliſche Ungeheuer wären, weil ihre Dialektik eine ungeheuerliche und ihr „savoir faire" ein verblüffend — ungebundenes iſt.

Nein, gerade Stöckel's Publikum iſt kein ſolches, das nur der Zote wegen kommt und ihr begeiſtert zujohlt, es lacht zwar darüber, aber die Zote und die Gemeinheit iſt ihm nicht Hauptzweck, nicht Lebenselement, nicht ſein ganzes Wiſſen und Wollen. Stöckel's Stammpublikum ſteht zwar um eine Nuance unter dem — Kampf's, aber es iſt wie dieſes nicht aus der Demimonde rekrutirt; im Gegentheile, es iſt der „untere" Bürgerſtand, der tagüber gearbeitet und Abends ein paar Stunden lachen will, der Geſelle, der mit „ihr" kommt, wenn ſie ihren „Ausgang" hat u. ſ. w. Stöckel's Publikum will ebenfalls, wie Kampf's Publikum, nur lachen, und weil es einen geſunden, ſtarken Magen hat und viel vertragen kann, ſo lacht es über Vieles, eigentlich über Alles.

Und Stöckel iſt wirklich drollig. Als Urwiener und Sohn des bei unſeren Vätern und Großvätern vielbeliebten Volksſängers, hat er die Eleuſiniſchen „Geheimniſſe" des Volksſängerthums, ſo zu ſagen,

mit dem „Namenbüchl" gelernt. Er kennt Wien und die Wiener, dann das Wiener Leben wie Wenige; er kennt die Eigenthümlichkeiten und Schwächen des leichtlebigen, luſtigen Völkchens, wie nur Einer; er kennt die Sprech- und Ausdrucksweiſe, den Jargon der unteren Schichten vortrefflich und verſteht aus dem „ff" die Schlagwörter des Tages, die „mots" des Augenblicks zu benützen. Ihm ziehen auch alle Jene nach, denen der Kampf zu „hoch" iſt, denen Kampf's parodiſtiſches Talent nnd ſarkaſtiſch draſtiſche Charakteriſirung zu ferne liegen, aber Stöckel begreifen ſie, ſeinem „Gedankenfluge," der ſich nie über das Niveau der allerpopulärſten Vorkommniſſe erhebt, vermögen ſie zu folgen, Stöckel's „Philoſophie," die er in ſeinen drolligen Monologen darlegt, können ſie faſſen, ſeine Beziehungen wiſſen zu ſie deuten, ſeine „Logik" zu würdigen. Stöckel hat auch nicht das Beſtreben, zu ironiſiren, zu geißeln — er ſchlägt mit dem Dreſchflegel darein, er ſpricht von der Leber weg, oder wie er ſelbſt ſagt, „wie ihm der Schnabel gewachſen iſt". Und das ſchätzt ſein dankbares Publikum.

Ein Abend bei Stöckel iſt in mancher Hinſicht amuſant. Schon ſeine Vortragsweiſe iſt originell. Während ſein Vater mit dem dünnſten „Tadädl"-Stimmchen die harmloſeſten Lieder zum Beſten gab und wie ein krankes „Zeiſerl" ſein bekanntes

„Von Hietzing kum i her,
Hab' faſt kan Ath'n mehr,"

mühſelig zwitſcherte — ſchnarrt ſein Sohn, der nun wohl auch ſchon den Fünfzigern nahe ſein mag, in gellendſter Weiſe die verfehmteſten Reime herab und ſchaut ſich dabei mit dem malitiöſeſten Augen die Wirkung an, welche die, gleich einem Gußregen aus ſeinem Munde hervorſchießenden, für andere Menſchen unausſprechlichen Worte auf ſeine elektriſirten Zuhörer machten. Nun, dieſe Wirkung beſteht in einem ohrenerſchütternden Gelächter und Geklatſche, Stöckel verneigt ſich, macht einen derben Spaß und ſingt (d. h. ſchnattert) ein neues Lied in noch viel merkwürdigerer Textirung und der wunderlichſten Wortfügung.

In den ſogenannten „Intermezzo's" (komiſchen Szenen), in welchen Stöckel eine ganze „Rolle", meiſt dummdreiſte Bediente und

ähnliche „Charaktere" durchzuführen hat, ist er unerschöpflich in den drolligsten Einfällen und oft sogar recht witzigen Impromptus.

Mit Stöckel hat das Volkssängerthum keinen Fortschritt gemacht, weder zum Guten, noch zum Schlimmen. Er selbst kennt keine Konzessionen an den Zeitgeist, an den Geschmack der Gegenwart, er kennt nur den Spaß, freilich in seiner derbsten Weise, aber — man muß es gestehen, es ist wirklicher Spaß. Zudem versteht ihn sein spezifisches Publikum, das ohnehin gleichfalls an die derbste Kost gewöhnt ist. Wie vertraut er nun mit diesem seinem Publikum ist, habe ich bereits oben angedeutet, er selbst nennt sich — da er etwas hinkt — in seinen Ansprachen laut und ungescheut „den hatscheten Stöckel", und hat er eine Pice anzukündigen, so geschieht es, indem er sagt: „Sogleich folgt eine komische Szene: „Der Wunderdoktor" — daß also ka Mensch da weil furt geht!" — Ist das nicht familiär?

* * *

Wir sind von nun an fort und fort im „Hinabsteigen". Wer mir folgen will, mag es thun, aber mich später mit Vorwürfen verschonen, daß Manches doch zu unsauber, ja Vieles sogar empörend roh gewesen und daß er nahe daran war, in einem Sumpfe der cynischsten Gemeinheit zu ersticken. Sie fragen mich erschreckt, wohin es gehe? Ich weiß es selbst noch nicht; wir haben eine weite Wanderung durchzumachen, ein ganzes Heer von — Wirthshaus-Künstlern und Künstlerinnen harrt noch unseres Besuches, wir wollen sie Alle kennen lernen und auch ihr Stammpublikum und ihren Einfluß auf die große Masse — und dabei müssen wir sogar das „Rangsverhältniß" im Auge behalten und Jeden und Jede in die Reihe stellen, in die Jeder und Jede gehört. Denn nur keine Verletzung fremden Ehrgefühls!

Aber da befinde ich mich selbst in einem peinlichen Dilemma und komme mir fast vor, wie Buridan's Gefährte zwischen zwei Bündeln Heu, „prüfend und wählend, welches das Bessere sei" — indem ich sinnend nachgrüble, welcher von den beiden rivalisirenden

Gesellschaften „Eckhart und Pirringer" — dann „Schieferl und Dreyler", von denen die Erstere den Gesangskomiker Reder, und die Andere die sogenannte Lokalsängerin Fräulein Zeidler als Reserve-Magnet mit sich führt, der Vorrang gebühre? Beide Gesellschaften haben nämlich die spezifische „Ambition", das Treiben der allerunterſten Volksschichten Wiens in Sang und Klang zu versinnlichen, das „Leben und Lieben" einer ganz eigenthümlichen Gattung Menschen zu zeigen, deren Verve das prononcirteste, hart an das Gebiet des „Kappelbubenthums" streifende „Hackerthum" ist, deren Ideale der Vogelhuber und die Vogelhuberin und deren Heldenthaten bei der „Mehlgrub'n" im Prater (seligen Andenkens) sind; die leuchtenden Auges vom „pickſüaßen Holz" des „Grueber Franzl" beim „Gschwandtner" erzählen, die bei den „Schwoama Buab'n" schwören, denen nur bei den Melodien einer „Klampfen" wohl ist, die den Musikanten ihre letzten paar Kreuzer hinwerfen, um sich „anstrudeln" zu lassen und bei den „freien Phantasien" eines „Guitarrezupfers" und den stürmischen „Vierzeiligen" einer „Jodler-Sirene" begeistert ausrufen: „Verkauft's mein G'wand, i bin im Himmel!"

Meinen verehrten Lesern und Leserinnen, welchen dieses „Beisldeutsch" fremdartig klingt, denen dieses Hackeridiom unverständlich ist und die über solches „Sprüchlkauderwälsch" verwundert den Kopf schütteln, kann ich mich nun freilich nicht erklären, sie würden die Beziehungen auch nicht verstehen — aber wenn sie vielleicht schon das „Vergnügen" hatten, (en passant) die Herren Nagel und Amon gehört zu haben, so könnten sie doch einen annähernden Begriff des „Wesens" jener Volksklasse und des „seelischen" Inhalts ihrer Amüsements haben, zugleich aber auch die Bedeutung des „Klampfen-Jenisch" leise in sich aufdämmern fühlen und sodann — je nach Geschmack oder ihren starken Nerven — mich weiter begleiten oder sich auch widerwillig abwenden.

Die Firma „Nagel und Amon" ist nun, wie ich schon früher einmal gezeigt, die, wenn auch humorlose, gegenwärtig aber doch

Hauptdollmetſcherin dieſes ſogenannten „Urwiener“-, eigentlich aber „Hackerthums“. Die Ableger dieſes Stammhauſes ſind die ſeit einigen Jahren ſelbſtſtändig etablirten Neben-Firmen Eckhart und Pirringer — dann Schieferl und Drexler. Welche von beiden Geſellſchaften die „vorzüglichere“ ſei — wie geſagt, ich weiß es nicht, ich habe nur ſo viel gefunden, daß beide „Schulen“ innigſt beſtrebt ſind, ihre Vorbilder zu überbieten, d. h. bei Reproduzirung der „Art und Weiſe“ der gemeinſten Spezies unſerer geliebten Mitbrüder in Superlativen ſich zu ergehen und bei ihrer gewohnten minutiöſen Detailmalerei des Gemeinen die Farben nicht zu ſchonen, im Gegentheile möglichſt dick aufzutragen.

Die Herren Eckhart und Pirringer, zwei Vollblut-Wiener, beſchäftigen ſich meiſt mit „Dudeln“ (Jodeln) und genießen das Renommé, die erſten „Dudler“ des aufgeklärten Jahrhunderts zu ſein. Nun iſt es allerdings wahr, daß vorzugsweiſe Herr Eckhart ein Matador auf dem Falſett iſt und daß er mit ſtaunenswerther Virtuoſität den „Umſchlag“ und die ſonſtigen Bravouren eines Profeſſionsdudlers verſteht. Es iſt auch ferners wahr, daß in dieſen — eigentlich unbeſchreiblichen Melodien ein prickelnder Reiz, ein wollüſtiger, elektriſirender Zauber liegt, daß ihr nationales Element eine anheimelnde Wirkung auf heißblütige Naturen auszuüben vermag und daß ſchließlich dieſes „melodiſche Aufjauchzen der innern Luft“ die Zuhörer leicht mit ſich fortzureißen im Stande iſt. Aber das Jodeln der Alpenbewohner iſt wohl ein anderes, als das ſtädtiſche Surrogat, das uns in gewiſſen Bierſchänken und Kneipen geboten wird. Während der Sohn der Berge in ſeiner ſchmucken Tracht, wenn er die nationalen Weiſen erklingen läßt, mit der Kraft und dem Schmelz ſeiner Töne in unſerer Bruſt Wehmuth und Entzücken erweckt, wird der ſchwarzbefrackte, mit einem „feſchen Schnaunzel“ adjuſtirte „Dudler“ der Haupt- und Reſidenzſtadt befremdend auf uns wirken und müſſen die wenn auch lieblichſten Melodien durch die triviale Vortragsweiſe und den unterlegten, meiſt empörenden Text uns mit dem wohlmotivirteſten — Unmuth erfüllen. Denn die eigentliche Tendenz dieſer

zivilisirten Jodler ist doch keine andere, als der Trivialität und Gemeinheit eine Konzession zu machen, ihr ein Loblied zu singen und das verwerfliche „Wiener Hackerthum" zu glorifiziren.

Aber man wird mir einwenden, daß die Herren Eckhart und Pirringer — ebenfalls zwei „Inseparables", zwei sich ergänzende Faktoren, wie die Herren Nagel und Amon — sich eines großen Anhanges erfreuen, daß ihr Publikum alle Stände umfaßt, welches nur aus ihrem Munde, aus ihrer Darstellung die Personifizirung des „Urwienerthums" zu hören und zu sehen gewohnt ist? Darauf erwidere ich, daß eine Reproduktion der häßlichsten Seite des Wiener Lebens wahrlich kein Bedürfniß ist und daß es ersprießlicher wäre, die unsaubere „Spezies", welche dargestellt werden soll, lieber aussterben zu lassen, als sie durch eine forcirte Kopie noch fortzupflanzen. Daß aber die Zuhörerschaft der Herren Eckhart und Pirringer „alle Stände" umfaßt, ist eine leidige Thatsache. Ich war zur Ergänzung meiner mühseligen und aufreibenden Studien erst dieser Tage im „Maximilian-Keller", wo man unter der artistischen Leitung des Herrn Faber wenigstens exquisit bedient wird. Das Publikum daselbst war nun unstreitig aus „allen Ständen" und ein neben mir sitzender „Mann aus dem Volke" that sich nicht wenig darauf zu Gute, in diesen Räumen mitunter in der illustresten Gesellschaft zu sein, „Ob Sie's glauben oder nit", meinte er, „da herunt' is' oft recht noblich. A Stuck a zwanz'g Gawlier san gar nix Selten's; da schauen's, da kummen g'rad wieder a drei!" — Richtig, drei Kavaliere vom allerblauesten Blute und darunter sogar Einer, der kurz vorher von Graz angekommen, der in der „Affaire Brasseur-Hornischer" eine Marter-Rolle spielte, den man erst vor einigen Stunden abermals mit der Vorlesung des erschütternd-herzinnigen Briefes seiner unglücklichen, sterbenden „Lori" gelangweilt und der in den schneidigsten „Vierzeiligen" des Herrn Pirringer und den „harbsten" Dudlern des Herrn Eckhart die richtigste Medizin für sein fatales Ennui suchte und — fand. Ach, jener Mann hatte Recht, es war recht noblich in diesem Keller.

Wer sich übrigens an den eigenthümlichen Produktionen der Herren Eckhart und Pirringer nicht ergötzen kann oder wer vielleicht „Dulliäsatt" und des unausgesetzten „Dudelns" müde ist, der findet an dem Kompagnon der Gesellschaft, an dem drolligen, lustigen, queckfilbernen „Gesangskomiker" Herrn Reder einen hinlänglichen Ersatz für die ausgestandenen ästhetischen Leiden und kann unter herzlichem Lachen die Unbill vergessen, die man seinem — Gemüthe angethan. Herr Reder ist nämlich ein wirklicher, dabei vielseitiger Komiker, und ich begreife nicht, daß man diesen Tausendkünstler in einem solchen Wirkungskreise verkümmern läßt, d. h. daß ihn noch kein Theaterdirektor entdeckte.

Von der rivalisirenden Firma der vorgenannten Gesellschaft, von den Herren Schieferl und Drexler, dann ihrer Helfershelferin, dem Fräulein Zeidler, die sich sammt und sonders in demselben Geleise, in dem gleichen Genre bewegen, ist unter Hinweis auf das soeben Geschilderte nicht viel Neues zu sagen, außer — daß sie hauptsächlich und meist einzig und allein nur in der Zote brilliren. Die meisten Strophen all ihrer „schönen" Lieder sind von diesem „Hauche durchweht" und wo diese gewiß starken Herren der Schöpfung nicht ausreichen, da besteigt das „schwache Weib" die Tribune und singt mit der kolossalsten Nonchalance Dinge, über die mein Setzer erröthen müßte, wollte ich sie für den Druck hier niederschreiben.

Fräulein Zeidler ist keine angenehme Erscheinung. Zur „prickelnden" Mannsfeld fehlt ihr eben Alles, und sie besitzt nur den hehren Willen, es der Meisterin in der Ungenirtheit zuvorzuthun. Daß die Zeidler nicht die mindeste Anlage zu einer Sängerin, wenn auch nur „Volkssängerin" hat, daß sie nicht vorzutragen, nicht zu pointiren, nicht zu nuanciren versteht, macht ihrem Publikum, daß nur mit heißhungerigem Begehren der „Zote" lauscht, nichts; Fräulein Zeidler singt (oder kräht vielmehr) die pure, nackte, eindeutige Zote und wird von ihrem Publikum beklatscht und bejubelt. Und was ist das für ein Publikum, das dieser frivolen Firma nachzieht? Unsere „liebe Jugend" und ein gewisser Theil des untern Bürgerstandes. — Vor mir saß eine solche Bürgerfamilie. Die zwei erwachsenen Töchter

wußten vor Verlegenheit nicht, wohin sie ihre Augen richten sollten und wischten sich thatsächlich den Angstschweiß von der Stirne. Zwei sechs- bis siebenjährige Buben schliefen fest und hatten — es war halb zwölf Uhr Nachts — ihre Köpfchen erschöpft auf den Tisch gelegt. Der Vater wollte gehen — aber Fräulein Zeidler begann, dem stürmischen Verlangen eines verehrungswürdigen Publikums Folge leistend, ein neues Lied, und die Mutter an jenem Tische rüttelte mit unmütterlichster Heftigkeit die beiden Knaben. Diese schnellten schlaftrunken empor, rieben sich ihre armen von Tabakqualm gerötheten Aeuglein, und die Mutter rief, ihnen das Bierglas hinhaltend: „Schamt's Eug z'schlafen, da trinkt's und hört's zu, sie singt a neug's Lied!" — Wackere, deutsche Mutter! — Ich sag's ja immer, die Zukunft gehört den Müttern! —

* * *

Ein paar Jahre sind es erst, daß das Konsortium „Lamminger und Lasky" sämmtliche „fesche Zeug'ln" von Wien vor die Pforten jener Bierschänken lockte, in welchen es die vielbewunderten „Grasltanz'" in endlos variirten Strophen erklingen ließ. Die Begeisterung der „werthen Anwesenden" war allabendlich eine stürmische, das „verehrungswürdige Publikum" konnte sich an den inhaltsschweren Liedern und dem energischen Vortrage nicht satt hören, es strömte stets wieder in Massen herbei und lohnte die beiden „Sänger", die es so recht verstanden, die nationalen Weisen — Liechtenthals zu interpretiren, mit dem „ehrendsten" Beifallsgeklatsche.

Es war eine schöne Zeit! Fürst und Matras begannen fast gleichzeitig ihre Laufbahn, die „Ach, Herr Jegerle!"-Poesie florirte, Parteien bildeten sich, welche sich im heftigsten Kampfe gegenüberstanden und mit leuchtenden Augen, das Bierkrügel in der zitternden Hand, darüber stritten, wer größer sei: ob Fürst, ob Lamminger — ob Lasky, ob Matras, und ob „der liabe, der guate, der brave Herr von Hecht" auch sämmtlichen Anforderungen des gerade herrschenden Geschmackes entsprechen könne.

Wie gesagt, eine schöne Zeit! Wir staken eben bis über die Ohren in den ersten Segnungen des Konkordates; wie ein Bleigewicht lastete die Hand der damaligen „Ordner" des Staates auch auf der Bevölkerung der Metropole und erstickte jede freiere Regung des Geistes und konfiszirte jede politische Kundgebung, die nicht in den Kram der momentanen Machthaber paßte. Man arretirte die jungen Leute mit langem Kopfhaar, man reihte die Redakteure der Witzblätter in die Strafkompagnien zu Gaunern und Dieben ein, man löschte das letzte glimmende Fünkchen freiheitlicher Bestrebungen mit den willkürlichsten polizeilichen Ordonnanzen aus — aber man ließ das plötzlich emporwuchernde Unkraut der Gemeinheit und der Zote unberührt und war vielleicht an „maßgebender" Stelle heimlich froh, daß die Menge an solch unsauberen Dingen Gefallen finde, im Bierdusel und „G'stanzel"-Lärm alles Andere überhörte und im blöden Gejohle allmählig versumpfe. —

Mit diesem kleinen Rückblick auf einen der traurigsten Abschnitte der vaterländischen Geschichte wollte ich nur den Zeitpunkt andeuten, wann beiläufig die „neue Schule" des Wiener Volkssängerthums, die unter dem Aushängschilde des „Fidelen" nur im Trivialsten, in der Charakterisirung, respektive Nachahmung der ordinärsten Volksschichte — oder einzig und allein in der Zote macht, begonnen hat. Die Herolde dieser neuen Aera, die nach und nach die große Masse verwilderte, sittlich korrumpirte, für jedes bessere Streben unempfindlich machte, habe ich bereits oben genannt — ihre Firmen bestehen aber nur mehr theilweise. Fürst und Matras trennten sich. Beide wollten sich „veredeln", d. h. der Eine hatte die Hardiesse, Theater-Direktor zu sein und der Andere warf die „Schlapfen" des Bänkelsängers weit von sich und schlüpfte in den Sokkus des „höheren Komikers." Beide vermögen zwar den Tabakqualm-Parfüm ihrer früheren Stellung nicht ganz los zu werden, aber sie emanzipirten sich doch wenigstens von den grellen Gestionen des Wirthshaus-„Harfenisten" und den schreienden Verpflichtungen eines „Brettlhupfers."

Aber auch das Band, das Lamminger und Lasky, die beiden

Unzertrennlichen, so innig umschlang, ist zerrissen; Tyrtäus-Camminger, der die Spartaner des V. U. W. W. mit seinen „Vierzeiligen" einst zu so schönen Thaten begeisterte, daß das Bier, mit Jubelthränen vermischt, über alle Tische rann, ist — verschollen. Ich weiß nicht, zog er sich auf irgend eine ersungene Villa in Erdberg oder „Odakling" zurück und ruht auf seinen Lorbeern aus, oder ist er auf Kunstreisen in fernen Welttheilen und enthusiasmirt vielleicht einzelne Indianer-Stämme mit seinen „Schnadahüpfeln", oder — ist er in ein noch besseres Jenseits hinübergegangen — genug, er ist verschollen. Aber sein Kumpan Lasky lebt und „wirkt" noch. Ich fand ihn erst dieser Tage wieder, aber wie! Alt und fast innerlich zusammengebrochen, mühselig moderne Lieder singend, er, der nach dem Ausspruche seiner Verehrer einst zu den „Harbsten" der „Harben", zu den „Lautesten" der „Lauten", zu den „Fidelsten" der „Fidelen" gehörte, der in der „Dubler-Frage" dominirend auftrat und in schwierigen Zeitläuften, in kritischen Augenblicken einen „tiefen Tanz" in die Wagschale warf, die Muthlosen und Verzagten damit aufrichtete und ihr erschlafftes Blut wieder warm pulsiren machte. Der arme Lasky! Herr Zangl, der jetzige Matador des „Reschen" und „Feschen", der eigentliche Repräsentant des „Urwienerthums", hat ihn bei seiner Truppe ins Schlepptau genommen und läßt ihn edelmüthiger Weise das Gnadenbrot essen, d. h. ein paar Lieder singen. Sic transit gloria . . . !

Zangl! — Wer ist aber Zangl? Höre ich den Areopag der „Kunstkenner" rufen. Nun, ich habe seine „soziale" und „künstlerische" Stellung bereits signalisirt und wiederhole es, daß dieser frische, kräftige Mann mit seiner Stierbrust und seinem Stentor-Organe, seiner Lebhaftigkeit und seinem Mutterwitze, gegenwärtig weitaus der Berufenste ist, jene gewisse Gattung „Vollblut" der „entern" Gründe, wie es leibt und lebt, spricht und singt und — philosophirt, zu kopiren und der, wovon sein „Werkelmann", eine kleine Meisterleistung, Zeugniß gibt, sogar hinlängliche schauspielerische Befähigung besitzt, einzelne Chargen und Typen der minderen Volksklassen aus der

luſtigen Kaiſerſtadt auf Trefflichſte darzuſtellen. Zangl, und das iſt ihm bei der dermaligen Zotenepidemie nicht hoch genug anzurechnen, verſchmäht das ſchmäliche Hilfsmittel der equivoquen Attentate, er hat ein reiches Requiſit anderer Späſſe und Drollerien, und ſteigt er auch manchmal in die tiefunterſten Schichten des Wiener Lebens hinab, ſo zeichnete er zwar die Figuren deſſelben aufs Frappanteſte und Täuſchendſte, aber er holt ſich bei dieſem heiklen Tauchergeſchäft keine Zote herauf und die Zuhörer und Zuhörerinnen brauchen bei ſeinen draſtiſchen Schilderungen nicht zu erröthen.

Und Herr Zangl hat dieſe Fürſorge nöthig. Denn man ſagt, daß nicht nur das herzogliche Schreiberlein Criquet und die „Kaprizen-Pepi" häufig ſeinen ſchneidigen Vorträgen gelauſcht, ſondern daß auch unnachſichtigere, ſenſitivere Naturen aus dem high-life der Wiener Geſellſchaft mit ſtillem Vergnügen den rhetoriſchen Kunſtſtücken dieſes „rauhen Pyrrhus" von der „Roßauerländе" zugeſchmunzelt hätten.

Herr Zangl beſitzt neben den kräftigſten Stimmmitteln aber auch noch das „Mundſtück" eines echten Wieners. Sein „Was iſt deutſch?" — dieſes feierlichſte Manifeſt eines „Thurybrücklers", iſt wohl das Non plus ultra einer dialektiſchen Eruption, wie ſie nur aus dem vulkaniſchen Buſen eines reinblütigen Deutſchmeiſters hervorzuwirbeln pflegt und deren Lavaerguß von verwegendſten Titulaturen und niederſchmetterndſten Nomenklaturen als Pelotonfeuer von „Wiener Sprücheln" an das Ohr des verdutzten Zuhörers ſchlägt.

Aber unter all' dieſen halsbrecheriſchen „Sentenzen", die — um figürlich zu ſprechen, „bloßfüßig" und mit „aufgeſtreckten Hemdärmeln" und „pleine carriere" daherraſen, läuft doch nicht die Zote mit; jene, manchmal etwas verhüllte, meiſt aber ſplitternackte Zote, wie ſie von der Mehrzahl der Herren und „Damen" dieſer Sängergilde ſo gerne herumgetummelt wird. Als ich mein Staunen darüber ausdrückte, meinte ein neben mir ſitzender „herrſchaftlicher Koch": „Das kommen bei „Sangel" nix vor, Monſieur Sangel ſeien ordentliche Mann und haben nix nöthig, in immoralité zu macken." — „No," er-

gänzte der „herrschaftliche Kutscher," der ebenfalls an dem Tische saß, den Kommentar: „wann's eppa so was gern hör'n, da gengan's zu die „G'frettbrüada," da „geht's dick awa!" — Gerne hören?! — Ich warf dem Manne im Bewußtsein meiner kulturhistorischen Mission einen „vernichtenden" Blick zu, aber — ich ging zu den „G'frettbrüdern," weil ich meinen Rundgang zu machen habe.

„G'frettbrüder!" — Was heißt „G'frett?" Castelli hat das Wort in seinem berüchtigten „Wörterbuch der niederösterreichischen Mundart" nicht, er kennt nur das Wort „Frött'n" und erklärt es mit: „eine Sache langsam und ungeschickt thun, auch sich mit etwas bemühen und doch nicht vorwärts bringen." Adelung leitet das Wort aus dem schwäbischen „Fretten" — eine schwere Arbeit verrichten, her und nennt „Fretter" einen „Pfuscher." — Mit diesen etymologischen Vorkenntnissen ausgerüstet, ging ich zu den „G'frettbrüdern," die unter diesem Namen bei den Volkssängern intabulirt und deren Firma Herr Seifenmoser — oder in Abwesenheit des Chefs Herr Lebschmied zeichnet.

Ich hörte eine lange Weile zu und empfand nebst den übrigen Anwesenden eine herzliche Langeweile. Herr Seifenmoser ist ein Veteran unter den Volkssängern, ein kleines, graues, schmächtiges Männchen mit dünner Stimme und singt altväterisches Zeug. Herr Lebschmied, der primo buffo, ist ein Grotesk-Komiker von trivialstem Schlage, humorlos, witzlos, und das Abmühen Beider, Gelächter zu erzielen, rechtfertigte ihren eigenwilligen Titel „G'frettbrüder" vollkommen. Von der berüchtigten Zotenreißerei aber sah ich und hörte ich nichts. Wieso kommt dann die Gesellschaft zu diesem unsauberen Renommé? dachte ich mir, was steckt noch im Hintergrunde, mit welchen Knalleffekten will man den Beifall des bereits ungeduldigen Auditoriums sich erobern? Was kommt noch? — Da wurde eine Soloszene: „Die Ausspielerin," vorgetragen von Fräulein Fanny Seifenmoser, annoncirt und ein freudiges Gemurmel ging durch den Saal.

Und wie eine Gazelle sprang ein schlankes, zierlich gebautes 16—17jähriges Mädchen, mit einem Goßmannköpfchen reizenden

Angedenkens, hervor und ſchwang ſich auf die Tribune, verneigte ſich, aus den lieblichſten Augen ſchelmiſch lächelnd, nach allen Seiten und begann das Lied. Die Stimme des Mädchens iſt nicht ſtark, aber ſie klingt angenehm und ſchmeichelt ſich in Herz und Ohr des Zuhörers. Das anmuthige Mädchen trägt aber auch anmuthig vor, ſo klug und verſtändig — dabei iſt über die ganze Erſcheinung ein eigener Zauber ausgegoſſen, das Geſichtchen ſtrahlt in Heiterkeit und Luſt — unähnlich dem brutalen, rohen, ja frechen Auftreten mancher ihrer Geſchäftsgenoſſinnen gibt ſie ſich ſo zart und modeſt, beinahe unbewußt und unſchuldsvoll, man hört ſo gerne zu . . . plötzlich kommt ſie zur Pointe — — o Pfui Teufel!

Da wiehert nun der Janhagel. Der „dumme Kerl von Wien“ erwacht, er fühlt ſich in ſeinem Elemente, er johlt, er jauchzt, denn er watet und patſcht herum in der Zote; der Giſcht, die Jauche der cyniſchſten Gemeinheit ſpritzt ihm ins Angeſicht und nun iſt ihm wieder wohl . . .

Es iſt unmöglich, zu ſchildern, was das arme Geſchöpf zu ſingen hat. Das Lied hat eine Unzahl Strophen, aber jede überbietet die andere an Schamloſigkeit, an Rückſichtsloſigkeit gegen etwa Anweſende des „zarten“ Geſchlechtes. Aber der Beifall des „verehrungswürdigen Publikums“ wird immer ſtärker, immer tobender; die Sängerin hat ihren Strophen-Vorrath erſchöpft, ſie muß immer und immer wieder erſcheinen, bis ſie zuletzt mit einer eingelernten Kapitalzote ihren tiefgefühlten Dank ausſpricht und Abſchied nimmt.

Es ſchnitt mir in die Seele, als ich dem Skandale anwohnte. Und da mußte der Vater — ſeine Priſe gemüthlich ſchnupfend, zuhören, was ſein Töchterchen ſang. Die Mutter ſaß mit ſeligem Entzücken über das Talent und den Beifall ihres Kindes, vergnügt an der Kaſſe; mein Gott! das Mädchen, der Magnet der Geſellſchaft, ernährt ſeine Eltern; wie muß es nun dieſe heimlich ſchmerzen, daß der Geſchmack des Publikums ein ſo tief geſunkener, daß die Gemüthsrohheit der Maſſe eine ſo fürchterliche iſt und man ſo Unerhörtes, ſo Empörendes bieten muß, um „bei der ſtarken Konkurrenz“ nur halb-

wegs reuſſiren, ſeine paar Krügel Bier trinken und ſein Jungſchweineres eſſen zu können ....

Nun exiſtiren vielleicht einige ſogenannte „Lebemänner", die das Alles, was ich hier ſchreibe, als verſteckte Reklame betrachten und den Abſcheu, den ich rückhaltslos und offen ausſpreche, doch nur für einen veritablen Köder anſehen, um ſie zu dieſer ſauberen Wirthſchaft hinzulocken. Möglich; denn es gibt ja Leute mit ſo eigenthümlich organiſirten Spürnaſen, daß ſie in Allem, ſelbſt in den ehrlichſten Worten doch eine ſpekulative Reklame wittern und dieſe ſind eben nicht zu kuriren. Aber eine indirekte Reklame iſt eine derlei Schilderung für gewiſſe Menſchen allerdings. Als Samſtag ein hieſiges Abendblatt ebenfalls ſeine Gloſſen über das Zotenthum einiger Volksſängerinnen machte und dabei pathetiſch ausrief: „eine heilſame Reaktion gegen die Zotenreißerei bereite ſich in Wien vor" — da ſprangen ein paar alte junge Männer wie elektriſirt in die Höhe und der Eine ſagte: „Du, da müſſen wir doch noch eher dazu ſchauen, eh' die G'ſchicht aufhört oder gar — verboten wird!" Und als ich unlängſt, entrüſtet von dem widerlichen Schauſpiel, daß man ein ſo jugendliches, reizendes Geſchöpf, wie die zuletzt geſchilderte „Künſtlerin", zu einem ſolch traurigen Handwerk dreſſirt, auf- und davonlief und auf der Straße einem „Bekannten" begegnete und ihm meine Empfindungen klagte, ſchüttelte er verwundert den Kopf und erwiderte: „Ah — ah — ah! Was Sie da ſagen! Da muß ich doch gleich morgen hingehen, ob's wirklich ſo arg iſt?" — Da hat man's! —

* * *

Wir ſind nun in der Region des Zehnkreuzer-Entrées und der „Zweikreuzer-Zigarl." Das „Golaſch" dampft und die, wenn auch nur ſporadiſchen Roſtbraten, welche die imponirendſten Hausmeiſter des Bezirkes nach den obligaten „Savaladis in Eſſig und Oel" als Deſſert genießen, entwickeln den populärſten Zwiebelduft. Das Auditorium beſteht meiſt aus Eleven der Schuhmacherkunſt und ſonſtigen Delegirten der „feſchen" Arbeiterwelt. Aber auch vorzeitig emanzipirte Lehr-

jungen, deren Stellung es zufällig erlaubt, sich einen „guten Tag" anzuthun, geben durch ihre Erscheinung zu verstehen, daß sie der „kindischen Hetz" beim Röhrbrunnen bereits entwachsen und nicht unempfänglich für das „Höchere" seien, d. h. für die zweite Serie der üblichen Vergnügungen ihrer irdischen Laufbahn: den „Harpfeniſten."

Die „Gesellschaft" ist demnach etwas frappirend. Auch das kredenzte „Lager" (?) hat nicht die Dreher'sche Noblesse und läßt seinen Ursprung aus Laboratorien der sagenhaftesten Winkelbrauereien vermuthen. Weiters zeigt der hier herrschende Lärm von — beinahe beängstigender, ungezogenster Ungenirtheit, und das in kurzen Zwischenpausen sich stets wiederholende Geklirre von, durch das begeisterte, „Anstoßen" verletzten Bierkrügeln illustrirt in eben nicht anheimelnder Methode die gehobene, „animirte" Stimmung der jugendlichen Kunstfreunde.

Aber dennoch „schmücken" diese Kreise mitunter ganz notable Persönlichkeiten. Junge Dandy's in prächtiger Toilette und den „heiklichsten" Ueberziehern, hervorragende „Papa's" und „Onkels" der Residenz huschen etwas verschämt an den biertriefenden Tischen vorüber und kauern sich bei einer Bouteille Rothwein in irgend einer Ecke nieder; denn wer das unbezähmbare Verlangen in seinem sonst erschöpften Herzen trägt, Fräulein Montag, die singende Prophetin des Gesellenthums zu hören, muß eben das Opfer bringen, in diese Räume hinabzusteigen.

Wer ist Fräulein Montag und wie kam sie zu solch lärmendem Renomée? Ich weiß darüber nicht viel zu berichten, ich kenne weder ihre genealogischen, noch sonstigen Verhältnisse und habe nur in Erfahrung gebracht, daß sie im Beginne ihrer „künstlerischen" Laufbahn im schönen Vereine mit Fräulein Mannsfeld wirkte, daß sie sich später, wie es unter rivalisirenden und ehrgeizigen Künstlerinnen schon geht, mit ihr entzweite, sich von dem Impresario Klügl engagiren ließ, und nun für einige Zeit den Leibpoeten ihrer Meisterin für sich ganz allein gewonnen habe. Mehr als diese kurzen biographischen Notizen

kann ich selbst meinen wißbegierigsten Lesern und — Leserinnen nicht bieten und füge höchstens noch bei, daß dieses Keller-Phänomen eine ganz hübsche, freilich überaus . . . resolute Erscheinung ist, daß sie ihren blonden Lockenkopf kühn in die Höhe zu schnellen weiß, äußerst lebhafte flammende, die milchbärtige, wie glatzköpfige Zuhörerschaft beinahe fasziniрende Augen besitzt, ein schwarzes, bis an den Hals „modest" geschlossenes Seidenkleid trägt, an einer schweren „goldenen" Kette eine Damenuhr baumeln läßt, und, was die eigentlichste Force ihrer künstlerischen Leistung betrifft, es, wie mich ein Sachverständiger mit seinem „heiligen Ehrenworte" versicherte, im „Dudeln" nicht nur der Mannsfeld, sondern allen „Dudlerinnen," mögen sie der Gegenwart oder bereits der Kunstgeschichte angehören, schon längst „awaputzt" hat. Mehr weiß ich von dieser Dame nicht zu erzählen.

Aber Fräulein Montag „dudelt" nicht nur, in welchem Gesangs-Genre sie übrigens wirklich — möge man den schlechten Witz gestatten, eine „Sonntag" d. h. eine vollendete Meisterin ist; sie „dudelt" nicht nur — sie singt auch textirte Lieder, deren Inhalt jedoch das Gerücht bestätigt, daß der Erdichter der Mannsfeld sein schönes Talent dem neuen Wirthshaus-Sterne angeboten und der „Toni zum Trutz" gerade jetzt sein „Bestes" geben will.

Ich weiß nun nicht, ob mein verehrter Verleger es mir glaubt, wenn ich ihm auch schwöre, daß ich selbst in diesem Augenblicke, wo ich mich nur an jene Lieder erinnere — erröthe; mögen es dagegen meine theuren Leserinnen mir glauben und mich deshalb auch von jeglicher Detailmalerei der beiden Gesangsfrevel: „Nix is' g'scheg'n!" und „Guat is' ganga!" dispensiren.

Das nervenstarke Auditorium erröthete aber nicht. Die — Herren klatschten, als ob sie gerade einen belehrenden Vortrag über Sozialdemokratie gehört und als ob man ihnen eben haarscharf nachgewiesen hätte, daß sie keine Wiener Arbeiter, sondern, „Europäer", ja, was noch mehr, „Weltbürger" wären. —

Ich hätte es gerne gehabt, daß in diesem peinlichen Momente,

wo, nebenbei erwähnt, Fräulein Montag einem hart an der Tribune postirten, ungeberdigen und volltrunkenen ... Jüngling während ihres Vortrages mit dem Notenhefte eine „Dachtel" auf das Hinterhaupt versetzte und diese autonome Justiz der fixfingerigen und schlagfertigen Volkssängerin von Allen, selbst von dem „Betroffenen", mit ungeheucheltem Jubel begrüßt wurde — ich hätte es, sage ich, gerne gehabt, das jenes Mitglied des Arbeiter-Bildungsvereines, welches mit Leidenschaftlichkeit Vorträge über Voltaire's Kandide, die Fee Mab und ähnliche literarische Kuriositäten hält, an meiner Seite gesessen wäre.

Vielleicht hätte der gelehrte Ausschuß doch die drängende Nothwendigkeit gefühlt, daß vor allem Anderen in seiner Standesklasse ein sittlicher Grund gelegt werden muß und daß — selbst ehe man noch die Arbeiter mit den poetischen Schöpfungen Shelley's oder der Felicia Hemans bekannt macht, der Verwilderung, der moralischen Korruption, welche durch die fanatische Kultivirung des zotigsten Bänkelsängerthums sogar über den jugendlichsten Nachwuchs hereinzubrechen droht und theilweise schon hereingebrochen ist, nur in sofern Halt geboten werden kann, wenn die Wortführer der Arbeiter ihre „Macht" und ihren oratorischen Einfluß dazu verwenden, einen wohlmotivirten Abscheu vor diesem Ekel erregenden Treiben selbst in dem Busen des ausgelassensten Epigonen des Meisters Sachs zu erwecken.

Oder ist es etwa nicht ein betrübender Anblick, es zu sehen, wie unser Gesellenstand sich im Schlamme der Gemeinheit wälzt, wie die Arbeiter nicht nur sich sebst an solch' skandalösen, gesungenen Orgien weiblich ergötzen, sondern auch noch ihre „Bräute" mitnehmen und diese nöthigen, den Unflath zu toleriren, ja — sich daran zu gewöhnen? — Was werden das einst für Mütter werden, und wie werden sie ihre Kinder erziehen? Soll die Rohheit, das Erbtheil gewisser Stände und Volksklassen, nie und nimmer enden? Freilich sollten in diesem Punkte die Arbeiter, die Meister selbst mit „leuchtendem" Beispiele vorangehen und nicht ihre eigenen Familien in derlei Zotenspelunken führen. Aber statt „die Kleinen lehren, Speere werfen und die Göt-

ter ehren," animirt man sie, die Wiener Lieder einer Mannsfeld, einer Zeidler, Seifenmoser oder gar einer Montag anzuhören und in der Schlemmerei und im „Dulliä-Verständnisse" heranzuwachsen. Gott besser's! —

* * *

Die Jeanette Weiß singt auch! — — Mit diesem scheinbar unüberlegten Ausspruche will ich aber dennoch keinesfalls weder die Muse des Gesanges noch den Begriff „Singen" überhaupt verletzen; denn ich glaube, daß, wenn wilde Indianerstämme ihr Geheul erschallen lassen und dies von den gelehrtesten Reisebeschreibern oder gefangenen weißen Reportern als „Kriegsgesänge" bezeichnet, somit als in die Rubrik „Singen" gehörig, klassifizirt wird — und wenn ferneres sogar das Charivari von heiseren Gurgellauten, das die ungezähmteste Naturalistin beim „burgundischen Kreuz" im Wurstelprater, Liesinger-Unterzeugvoll mühsam hervorquetscht, von den umstehenden Köchinnen und ihrer militärischen Assistenz „Singen" und die musikalische Missethäterin selbst eine Sängerin, wenn auch nur eine Volkssängerin genannt wird — man nicht anstehen darf, auch das, was Fräulein Jeanette Weiß allabendlich im Wirthshaus bei Klavierbegleitung thut — singen zu nennen. Also sie singt wirklich! —

Es liegt mir nun nichts ferner, als dem Fräulein durch eine unfreundliche Kritik in seiner Karriere etwa schaden zu wollen. Auch ihre „Schule" und ihren „Meister" will ich nicht tadeln, da ich ja ohnehin nicht weiß, ob sich die sonderbare Sängerin beider je erfreute, und ob sie nicht vielleicht in ungeschultester, ungekünsteltster Urwüchsigkeit, gerade in heroischer Verachtung jeglicher Notenkenntniß dennoch ihren Platz als europäische Künstlerin einzunehmen bestrebt sei. Aber auch die „Stimme" will ich nicht verlästern, da der Charakter derselben vorläufig ohnehin noch nicht genau zu präzisiren ist, welcher Ansicht auch mein verehrter Freund, der „Maschindrumbeter" Przlaczek huldigt, indem dieser „Hanslick" der Stadt Belgrad auf

meine Erkundigung die Achſeln in die Höhe zog und erklärte: „Waß man nix was G'wiſſes, ob is Alb, ob is Subran, ob gar is Indermezzo, weil is Stimſtock nix in Urdnung, ganz ruinirte!" — E pur si muove! Und ſie „ſingt" doch! —

Was ſie ſingt? Mein Gott! Die „gwiſſ'n Liada," für deren Interpretation man heut zu Tage nur mehr das „zarte" Geſchlecht wählt und mit welch „pikanter" Methode — das idealſte Gebilde des Weltenſchöpfers: das Weib, die Lehrmeiſterin für Obſzönität werden zu laſſen, man allein noch die erſchlafften Nerven der blaſirten Geſellſchaft aufzurütteln vermag und — „a halbwegs leidlich's G'ſchäft mach'n kann!"

Ich ſaß ſo recht zerknirrſcht über die Ohnmacht der Beſſerdenkenden, ſo recht muthlos gegenüber der verheerenden Macht der Gemeinheit, ſo recht angewidert von der ungeſchlachten, rohen Produktion der „Sängerin" und dem Gejohle der Zuhörer, und grollte im Stillen meinem hämiſchen Schickſale, das mich dazu verurtheilte, ſogar derlei anhören zu müſſen und dieſes Zotengeplärre gerade von den jugendlichſten Aſpiranten des aktiven und paſſiven Wahlrechts beklatſcht zu ſehen. Ich mußte wohl gar zu vernehmlich geſeufzt haben, denn ein neben mir ſitzendes, legitim getrautes Paar frug mich bekümmert, ob mir etwas fehle, oder ob mir die „G'ſchicht" vielleicht nicht gefalle? Es iſt nun möglich, daß ich mein Referentenhaupt ſchwermüthig geſchüttelt, denn die Beiden ſahen ſich verwundert an, worauf mich die gutmüthige Frau tröſtete und meinte: „S' is wahr, gar ſchön is das nit, was ma da z'hör'n kriegt, aber es is ja a nur für d' jungen Leut, die müſſen doch a a Freud' hab'n!" — Alſo nur für die „jungen Leut" iſt „das?" — Sixtes! Sixtes! — Ich glaube, ich ging hinaus und „weinte bitterlich".

„Fräulein" Jeanette Weiß iſt eine „hoch aufgeſchoſſene" ſtarke Perſon. Sie imitirt, was das moderne, bis an den Hals geſchloſſene, ſittſame Volksſängerinkleid betrifft, weder die Mannsfeld, die dieſe keuſche Mode erfunden, noch die Montag, die den „Gſpaß" nachmacht, Fräulein Weiß huldigt der entgegengeſetzten Methode. Auch

ihre Aktionen sind nicht so bescheiden, so nur leise andeutend, wie es die pfiffige „Toni" zu machen und so viel Effekt damit zu erzielen versteht. — Die Weiß haut mit den fleischigen Armen um sich und gebraucht dieselben, wie die wirkliche und falsche Antoinette ihr „Bein", zur Versinnlichung dessen, wo der Text nicht immer ausreicht. Sie hat zwar schließlich nicht den mindesten Beruf für ihr dermaliges Geschäft, aber — sie scheint wenigstens, wie so viele ihrer Gattung, ein „gutes Herz" zu haben, denn obwohl eben nicht mit glänzenden Einnahmen beglückt, gab sie doch erst vor ein paar Tagen eine Benefize-Vorstellung zu Gunsten der hochbetagten Mutter eines kürzlich verstorbenen „Volkssängers", Namens Kainz.

Ach, die arme Matrone saß, in das ärmlichste Schwarz gekleidet, am Kassentischchen und zählte wiederholt die vier bis fünf Gulden, die ihr nun für ihre alten Tage geschenkt wurden; die „Jeanettel" wetterte auf der wackeligen, morschen, baufälligen Tribüne ihre derben „G'stanzeln" herab . . . ich weiß nicht, was in jenem Augenblicke das verlassene, gebrechliche Mütterchen gedacht und gefühlt haben mag, wenn sie ihres todten Sohnes sich erinnerte, der ja auch dieselbe „Künstlerlaufbahn" betreten, und daß es doch wohl eigenthümlich sei, wenn man gerade durch den Vortrag der frivolsten Lieder ihr in ihrer Noth und Kümmerniß, in ihrem herzzerreißenden Elende eine edelmüthige Hülfe bringen will. Vielleicht seufzte sie auch? Vielleicht beklagte sie doch — diesen „Stand", der in seiner fortschrittlichen Entwicklung heute fast durchaus sittlich so tief gesunken ist? Vielleicht zürnte sie — tiefinnerlich beschämt, erst jetzt ihrem Sohne? . . . Die alte „Harfenistenmutter"! — —

Aber, um nicht sentimental zu werden, was für den „Stand", den ich mir erwählt, daß Gefährlichste wäre, suchte ich lieber die „Salon-Jodlerin", Fräulein Mathilde Krahl, auf, die sich unter dieser kühnen Bezeichnung bei der Genossenschaft der „Dudlerinnen" intabuliren ließ und als solche in der Kunstgeschichte Wiens glänzen — möchte.

„Salon-Jodlerin!" Das Wort klingt wohl barock, hat aber

für den, der das lokale Mäcenatenthum kennt, nichts Befremdendes. Es ist nämlich noch nicht so lange her, das gerade in den aristokratischsten Gemächern, in gar vornehmen Salons die Zither sammt ihrem bubelnden Zugehör en vogue gewesen: die zartgeädertsten Damen glühten ungescheut für diese romantischen Melodien der Sennerhütten oder des Kuhstalles, und so manches üppige Boudoir wurde zur idyllischen „Schwaig", worin man mit dem neuen faible den phantasievollsten Kultus trieb. Alexander Baumann brachte die Sache in die Mode, das Burgtheater-Nandl, Fräulein Wildauer, machte sie salonfähig und der Zithermatador Kropf wurde thatsächlich zum „tonangebenden" Helden der damaligen Abende. Wie Alles durch Ausschreitungen sich abnützt, so war's auch in dieser momentanen Geschmacksrichtuug. Man griff immer tiefer und tiefer und lud sich zuletzt in jenem bekannten Rennweger Tuskulum sogar — Herrn Fürst ein ....

A la Camera scheint sich der Dudler-Kultus überlebt zu haben. Natürlich; man braucht ja, um dem spezifischen Gelüste fröhnen zu können, diese heimlichen Dudler-Konventikel nicht mehr, man fährt in dieser aufgeklärten Zeit ungenirt in unnumerirten Fiakers zu den öffentlichen Soiréen der Mannsfeld und der Montag und genießt unter Einem den dazu gehörigen Parfum der ganzen „fidelen" Wirthshaus-Szenerie. Ob nun Fräulein Krahl je in einem veritablen „Salon" gejodelt und ob sie demnach das stolze Prädikat einer „Salonjodlerin" c'est à dire „gesetzlich" zu führen berechtigt ist, ob ihre künstlerischen Antecedentien bis in solche Räume reichen, in welche man nur über mit Teppichen belegte Stiegen zu schweben hat, das Alles habe ich leider nicht in Erfahrung bringen können. Auch das Dulliä-Professoren-Kollegium, an das ich mich in meiner Kritikerangst wendete, wußte mir nicht Bescheid zu geben, denn Fräulein Krahl blüht wie ein Veilchen nur im Verborgenen, es ist schwer, sie aufzufinden und ich habe sie rein zufällig beim — „schwarzen Ochsen" auf der Landstraße entdeckt.

Die „Salonjodlerin" singt dort in der „Schwemm". Es

ist dies übrigens das geräumigste Lokal des Etablissements, das nur noch zwei kleine Nebenzimmer aufzuweisen hat, und die beim „Ochsen" sich produzirenden Künstler müssen sich deshalb schon bequemen, unter den unmittelbaren Auspizien des Hausknechts, resp. „Weintragers" zu „arbeiten".

Als ich eintrat, sah ich noch nicht die mindesten Vorkehrungen für die „Soirée". Wohl saßen die Künstlerin und ihr Cortége in einem Winkel, aber mehr zur Abreise gerüstet, als für den heiteren Dienst der Musen und thaten recht kleinlaut. Der Wirth hatte das sogenannte „große Umschießen", es war nämlich auch zugleich „Blunzen- und Leberwürsttag" und die Anwesenden lechzten hörbar nach dieser schweinernen Ambrosia, denn das stürmische Feldgeschrei lautete unaufhörlich: „Nur recht braun, Herr Wirth!" Dieser selbst war nicht „gut aufg'legt" und auf meine Frage: wann das „Konzert" beginne, antwortete er trocken: „Gar nit, der Hausherr leidt's nit!" — Der Hausherr leidt's nit — der Tyrann!

Das vorhandene Publikum fügte sich jedoch in das Unvermeidliche und kaute seine Würste. Es bestand meist aus ehrbar ruhigen Schmiedegesellen und sonstigen Arbeiterkollegen; die Damenwelt war nicht vertreten.

Da trat ein benachbarter Jüngling mit der „Seinigen" ein und machte an die Inamorata mit der kategorischen bezirksüblichen Redeformel: „Da schwaß' Di nieder!" die Einladung zum „Platznehmen". Dies geschah und entschied für den Abend. Außerdem kamen noch einige Stammgäste und die übrigen stabilen Extrazimmer-Honoratioren und nun wurde der Kellnerjunge enkouragirt, sich in die Höhle des Löwen, nämlich in das hausherrliche Atrium zu wagen: „mit einer schönen Empfehlung vom Wirth und ein' Handkuß von der Fräul'n Krahl und sie thäten halt bitten lassen — u. s. w." Ich glaube, das Placetum wurde aufgehoben, das Veto zurückgenommen und die Lizenz huldvollst gewährt, denn alsbald ging der Arrangirungs-Rummel los.

Zwanzig fleiß'ge Hände regen,
Helfen ſich in munterm Bund,
Und in feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte kund.
Meiſter rührt ſich und Geſelle —

d. h. der Wirth, der Hausknecht, der Kellnerjunge und einige „Freiwillige" ſtürzen ſich muthig in die Schlachtlinie, in die kompakte Maſſe der dichtbeſetzten Tiſche, faſſen dieſe an beiden Enden — die Gäſte mit den Wurſtreſten, ſie theils zwiſchen den Zähnen, theils mit dem „Hölzl" in den Händen haltend, ſpringen in die Höhe und fügen ſich gutwillig in die neue Ordre de bataille, denn es iſt Platz zu machen für's „Glawir" und für die „Bawlatſchen." Aus der „Fleiſchbank," d. h. dem Abſtechlaboratorium des Wirthes werden nun zwei Schrägen geholt, ein paar Bretter darauf gelegt und die Tribune iſt fertig.

Das Alles iſt im Nu geſchehen. Mittlerweile beeilt ſich der Famulus der Geſellſchaft, die äußere Dekorirung des Hauſes ordnungsgemäß zu bewerkſtelligen. Das „Annoncenkaſtel" wird hervorgebracht, mittelſt fabelhaft raſch fabrizirten „Mehlpappes" werden die „Soiréeplakate" darauf geklebt, zwei brennende Kerzen hineingeſtellt, die leuchtende Firma wird beim Eingange aufgehängt, der Hausknecht wiſcht ſich den „Schwiz," der ihm „bis über'n Buckl awirinnt," mit dem Leibelärmel von der Stirne, die Künſtler ſtärken ſich noch mit einem Schluck „Abzug," die Primadonna — eine dralle, bereits im Hochſommer des Lebens ſtehende, mit einem ſchwarzen Lockenkopf geſchmückte, jedoch unraſirte Dame legt ihre Vermummung ab — Alles räuſpert ſich und die Produktion, die eigentlich in einem unaufhörlichen, rapiden „Abſammeln" beſteht, beginnt.

Wie geſagt, die Zuſtandebringung der „Soirée" koſtete nicht viel, aber eine ſchwere Arbeit — es war nicht der Mühe werth! —

* * *

Da macht mich Einer, der genau bis auf's Jtüpfelchen ist, aufmerksam, daß ich bei meinen „kritischen Gängen" die Rangordnung verletzt, daß ich eine „Koryphäe" übersprungen und dadurch meinem Gerechtigkeitssinne wie Taxirungs-Vermögen beinahe eine Blöße gegeben hätte, indem ich, weiß Gott! über wen und was Alles schon geschrieben, aber der — Fanny Hornischer, die doch so viel Spektakel in Wien mache und ihre Existenz so tumultuos kundgebe, mit keinem Sterbenswörtlein gedacht habe. „Ueber die Hornischer, meint mein pedantisch gewissenhafter Freund, sollten Sie doch schreiben, die kommt ja weit vor der Zeidler, Weiß u. s. w., die dürfen Sie nicht ignoriren, es ist schon des Publikums wegen!" — — Richtig; die Hornischer, auf die hätt' ich bald vergessen. . . .

Eigentlich nicht vergessen. Nur Mangel an Zeit und — aufrichtig gesagt, eine Art — Jdiosynkrasie, die ich bei Nennung dieses markanten Namens nicht überwinden kann, hinderten mich bisher, meiner Pflicht nachzukommen. Nein, ich habe sie nicht vergessen, im Gegentheile, erst dieser Tage, als ich die jetzt in Wien anwesenden drei Pariser Volkssängerinnen sah und hörte, ist mir meine edle Landsmännin, die Fanny eingefallen, und ich nahm mir da ernstlichst vor, bei nächstbester Gelegenheit das Versäumte nachzuholen. Und seitdem hab' ich sie nun auch gehört, die Hornischer . . . .

Viele anständige Menschen beklagen das Erscheinen und die Produktionen der drei Französinnen. Es ist wahr, was sie importiren, ist eben kein Bedürfniß für Wien und was sie leisten, ist sowohl vom sittlichen, wie vom künstlerischen Standpunkte aus, eher als verwerflich zu betrachten. Dennoch glaube ich, ist das bösartige Kontagium, das die fremden Damen in unsere Mauern verschleppt, kein so nachtheiliges, so intensiv wirkendes und ich bin vielmehr der Ansicht, daß der eigentliche Pesthauch unheilbarer Sittenverderbniß von unseren vaterländischen Künstlerinnen genügend verbreitet wurde. Die drei Pariserinnen haben uns sittlich nicht verschlechtert, die haben uns moralisch nicht ruinirt.

Was leisten denn die drei verschrieenen Sumpfpflanzen von der

Seine gar so Entsetzliches? Die Dolores ist, wie der Wiener sagt, „a arm's Waserl", die „nit kalt und nit warm macht", und apathisch ihre unverständlichen Chansonetten herableiert. Der Satan der Wasagasse, die Antoinette, ist eigentlich auch nur ein Impresario-Schwindel, das Fräulein hat keine Stimme und trägt auch nicht besonders pikant und charakterisirend vor, da ihr der Mannsfeld'sche Esprit, der im Skandalgenre so herrlich eingreift, zu fehlen scheint. Die Antoinette leistet sogar blutwenig. Sie arbeitet mit ihrem Beine: das ist ihr ganzes Können und Wissen und das sehen wir ja allabendlich an unseren heimischen Ballerinen. Was sie singt, verstehen ferner die Wenigsten, vielleicht nicht einmal der Regisseur dieser Bühne, denn sie singt im Pariser Straßenjargon, der bekanntlich weder bei Machat, noch bei Meidinger, noch bei Ahn erklärt wird, und die verlästerte Antoinette ist somit selbst „textlich" für die keuschen Ohren der Wiener und Wienerinnen nicht von enormer Gefahr. So bleibt denn nur die Alkazar-Margueritte, deren Erscheinung freilich einige Bedenken von Seite der Sittlichkeitspolizei, die wir in unserem eigenen Busen zur Wahrung unserer Unverdorbenheit zu erhalten haben, wachrufen könnte.

Mlle. Margueritte ist eine verwirrend korpulente Dame. Sie thut auch nicht besonders prüde und geizt mit der Schaustellung ihrer Reize, die ins Gewicht fallen, nicht im Mindesten. Personen mit etwas ängstlichen Grundsätzen erschrecken vielleicht, wenn sie diese Göttin der Ueppigkeit, die selbst für das unbewaffnete, kurzsichtigste Auge noch immer eine Büste voll Ueberschwenglichkeit und eine noch dazu ungekünstelte, aber hyperbolische .. Anschoppung unter der Kniebeuge offenbart, plötzlich zu betrachten haben. Auch was sie singt — und sie singt leider sehr verständlich und verständig, ist nicht immer ein Hymnus auf die Verschämtheit, für welche Tugend Propaganda zu machen, die schlau blinzelnde Pariserin überhaupt nicht auf Reisen gegangen zu sein scheint. Mitunter klingt Einiges sogar etwas ... frivol; ja manche stylistische Wendung ihres Chansons, akkompagnirt von der entsprechenden Hüftenbewegung, gibt unserem moralischen

Gewissen einen tüchtigen Schlag — aber so niederschmetternd gemein klingt vielleicht selbst das Abscheulichste aus diesen sinnlich aufgestülpten Lippen nicht, als wenn unser (ja, wir dürfen sagen: „unser!") „Landeskind" die heimische Künstlerin Fanny Horniſcher die Strofenzote: „Nit ſchön, aber guat!" ſingt, und ſo bodenlos trivial wird selbst das Cynischste aus dem Munde der gleichfalls ungenirten Französin nicht erscheinen, als wenn unsere (ja, wir dürfen sagen: „unſere!") vaterländiſche Sängerin ihren Gesangskollegen in der schnarrendsten Tonart mit den Worten: „Soglei a Liad vom „bladen" Binder!" annonzirt.

Das ist wohl der Superlativ der unweiblichsten Rohheit und diese innerlichste Rohheit wird um so widerlicher, als die Sprecherin in himmelblauem, „anstandshalber" bis an das Kinn geschlossenen, mit der obligaten Schleppe behafteten Seidenkleide, in der Maske einer so zu sagen anständigen Dame erscheint, und diese erborgte Maske dazu benützt, zur prickelnden Ueberraschung ihres Auditoriums, dieses mit einer Sturmfluth sprachlicher Gemeinheit zu überschütten. Und wie lachen über derlei schmutzigen Gußregen oder platzende Petarden der Trivialität meine theueren Wiener, wie jubeln sie über die Naschmarktphrasen der „eleganten" Sängerin, wie „paschen" sie über solchen „Jux!"

Aber wie „fidel", wie „fesch" die Fanny Horniſcher ist! Wie sie — anscheinend so recht in ihrem Lebenselemente sich bewegt, wenn sie — wie eine Ente in der Pfütze, im dicksten Zotensumpfe herumplätschert und ihr die Jauche bis an die Stirne spritzt. Und wie bei solcher Produktion ihr und ihren Verehrern so kannibaliſch wohl ist . . .

Da fiel mir — die ich überhaupt nicht aus dem Gedächtnisse verlieren kann, die Katastrophe ein, welche den Namen Horniſcher zuerst so recht in die Oeffentlichkeit brachte. Die Fanny hatte sich vordem in Vielerlei versucht, sie mimte und sang vor der Linie und im Prater, und Kunstkenner wollten behaupten, sie hätte zur Sängerin oder zur Schauspielerin nicht den mindesten Beruf, nicht das min-

beste Talent. Da — schoß sich ihre Schwester, die arme Lori, durch's Herz; das unerfahrene Kind, das man in Gesellschaft der Fiaker-Milli, der „böhmischen Toni", der „dicken Bernhardine" u. s. w. u. s. w. brachte, starb an — schlechter Obhut — man hätte nun glauben sollen, die überlebende Schwester würde von diesem fürchterlichen Schlage zermalmt, oder sie büße in einem Winkel der Erde dafür, daß sie der unschuldsvollen Schwester keine gute Wegweiserin war und die Mutterstelle bei dem unerfahrenen Wesen zu leichtsinnig ausgefüllt habe. Ach nein; der entsetzliche Fall wird zur Reklame für den Namen und die Fanny stellt sich sogar in den Vordergrund, in die grellste Beleuchtung, sie wird Volkssängerin, und — in welchem Genre!

Es wäre damals an den Wienern, wenigstens an den Frauen Wiens gewesen, die Aufdringliche zurückzuweisen und durch einen allgemeinen Schrei der Entrüstung über solches Treiben die Ehre der Wiener Gesellschaft zu wahren. Von all' dem geschah nichts. Wohl sollen, wie es heißt, bei dem ersten Debut der neuen Bänkelsängerin einige Zischlaute gehört worden sein, allein die Hornischer-Enthusiasten erklärten die Zischer für „brotneidige" Mannsfeld'sche Emissäre und der Jubel war sogar grenzenlos, als der Applaus die Störefriede übertäubte. Gerechter Gott im Himmel! Als ich unlängst gerade auf einem echt „bürgerlichen Grunde", auf der Wieden, unserer politisch-hochwichtigen Vorstadt „St. Antoine", den Freuden-Rummel, den die Hornischer mit ihren S.. Liedern unter den Anwesenden hervorrief, mitanhören mußte, als ich es mit eigenen Augen sah, daß sich betagte Männer, ihre Familien am Tische zurücklassend, zur Tribune drängten, um nur kein Wort davon zu verlieren, was aus dem Munde der lasziven Volkssängerin hervorquillt, und nicht einmal errötheten, daß ihre Frauen und Kinder gezwungen waren, diesen gesprochenen und gesungenen Unflath anzuhören — da frug ich mich selbst: Sind das Deine Landsleute? Sind das die Wiener, die einst Barrikaden erbaut, das Zeughaus gestürmt und ihre Brust den Bajonetten einer zehnfach überlegenen Macht entgegengehalten haben?

Sind das die Wiener, für die so viel edles Blut geflossen, für die die Wortführer der Bewegung in den Tod gegangen, oder in Kerkern geschmachtet? O, diese zwanzig Jahre haben uns hart mitgenommen, diese zwanzig Jahre offener und versteckter Reaktion haben uns entnervt, versumpft, sittlich zu Grunde gerichtet, diese zwanzig Jahre haben uns . . .

Man verzeihe mir, daß ich scheinbar den unwürdigsten Anlaß benützte, um ein Blatt aus der Geschichte Wiens ins Gedächtniß meiner Landsleute zu rufen. Aber mit tiefster Bekümmerniß erfüllt es mich, sehe ich die Geistes- und Herzensrichtung einer erschreckend großen Zahl meiner Mitbürger und wie oft gerade der Mittelstand — jedes bessere Streben als langweilig perhorreszirend, nur der Zote, der Gesinnungslosigkeit, der Gemeinheit zujohlt. Was ist dann von den unteren und untersten Ständen zu gewärtigen? Einer meiner hochverehrtesten Freunde, dessen Pessimismus kein krankhafter, sondern ein „wohlmotivirter" ist, lächelt in solchen peinlichen Augenblicken stets auf eine diabolische Weise und trumpft mich mit dem unwiderlegbaren Hinweis auf derlei Geistesprostitutionen jedesmal mit den Worten ab: „Diese Leute wollen eine Konstitution? Gebt ihnen eine alberne Komödie, eine frivole Kankanistin, eine freche Bänkelsängerin — und sie sind zufrieden!" — Circenses! Circenses!

Fräulein Hornischer ist für den Moment in gewissen Kreisen eine gefeierte Erscheinung. Ein Ex-Vater der Stadt, dessen Beziehungen zu der gesungenen Ungenirtheit bekannt sind, applaudirt in heiliger Begeisterung für das „G'wisse!" Die Sängerin selbst ist anscheinend recht lebensfroh und glücklich und erfreut sich vorderhand des „ehrenden" Beifallssturmes. Mich aber dauert sie beinahe. Ich denke immer, daß sie — zur Ehre der Weiblichkeit doch Stunden hat, wo sie die ganze Erbärmlichkeit ihrer „künstlerischen" Mission empfindet, wo sie vor der, im Grunde genommen, doch qualvollen „Oeffentlichkeit" ihrer Stellung vielleicht sogar erschrickt, wo sie bei der Erinnerung an die gar zu effektvolle . . . Ouverture ihrer Produktion als Volkssängerin doch erbebt, und bei dem Gedanken an

eine, voraussichtlich freudenlose Zukunft etwa ihre „Zustände“ bekommt. Vielleicht fühlt sie sich trotz des tollen Lärmens der fanatischen Zechgenossen, trotz des Geknalles der Champagnerstöpsel zeitweise übel gelaunt und ungeachtet des Umschwirrens jubelnder Verehrer dann und wann doch recht einsam und verlassen! Vielleicht weint sie sogar zu Zeiten um ihre arme, todte Schwester, die schrecklich enttäuschte Lori, . . . ist es so, mein Fräulein? Dann — verzeihen Sie mir, was ich über Sie geschrieben habe. — —

* * *

Wien ist endlich auf dem rechten Wege. Da schreibt mir Jemand, daß meine edle Landsmännin Hornischer ein geradezu injuriöses Couplet auf mich singe, d. h. krähe, und daß das „Publikum“ keinesfalls darüber indignirt sei, im Gegentheile „juble und jauchze“. Der Mann vergaß beizufügen — welches Publikum. — Bei der Geschmacksrichtung, welcher die große Masse heutzutage huldigt und welchem Genre sie überhaupt „zujubelt“, wäre übrigens noch ganz Anderes zu gewärtigen. Wie dem auch sei, der Spülicht der Gemeinheit, den die singende Zote ungescheut und öffentlich über Alt und Jung, Weib und Kind ausgießt, hat den Kern der Wiener Bevölkerung bereits mit einer undurchdringlichen Kruste überzogen, an der jeglich veredelndes Bemühen einer reinigenden Seife fast vergebens ist. Welcher Geschmack aber der herrschende, was das Leibgericht der Menge ist, davon ein paar erläuternde Beispiele.

Es existirt in Wien eine Gesellschaft „Katzenberger“, welche sich ebenfalls öffentlich produzirt, aber keine Gesangsvorträge zum Besten gibt, sondern nur in „Musik“ macht. Nun, der Name Katzenberger klingt wohl nicht harmonisch und nicht melodisch, dennoch leistet die Gesellschaft ganz Tüchtiges. Die Frau ist eine kleine Meisterin auf der Flöte, Klarinette und dem Piccolo, auch eine gute Zitherspielerin ist sie. Der Mann ein vortrefflicher Violonist, desgleichen sein Kollege. Der eine Sohn der Familie leistet auf dem Klavier recht Anständiges und sogar der jüngste Katzenberger'sche

Sprößling arbeitet bei der großen Trommel und den Cinellen wacker darauf los. So bildet denn die Familie ein ganz gutes Orchester en miniature und bringt ihre Piecen fast tadellos zur Aufführung. Außerdem ist das Auftreten der Gesellschaft ein höchst honettes und modestes und man sollte demnach glauben, daß sich Familien aus dem Mittelstande an einer derlei musikalischen Katzenberger-„Soirée" ganz wohl vergnügen könnten. Dem ist aber nicht so, die Mehrzahl der Anwesenden langweilte sich, wie ich unlängst sah, die liebenden Paare gähnten einander an und ein ehrsamer Bürger vom Grund klopfte mürrisch seinen Ulmer mit den Worten aus: „Fade G'schicht!" — Fad? interpellirte ich den vorstädtischen Kritiker, warum fad? „No, entgegnete er, das seg'ns und hörn's ja; 's is ja a Alles mäuserlstill, die Leut' woll'n halt was sing'n hör'n und was Fesch's — aber da soll'ns morg'n kommen, da singt die X., da wurden's an Spektakel erleb'n und a Hetz! — i g'freu mi selber schon!" — Würdiger Greis!

Weiters. Die Volkssänger-Gesellschaft Hofer, Unger und Wanthaller gehört meines Erachtens unter die besseren, jedenfalls anständigeren Ableger der vielgeäfften singenden Genossenschaft. Das lustige Trifolium kultivirt eben nicht die nackte Zote und sucht mehr durch drastischen Spaß zu wirken. In der That bringen sie auch viel Drolliges und viel gesunde Komik und wer lachen will, kann sich da genug lachen. Herr Hofer ist nun nebenbei noch ein recht angenehmer Sänger, ein tüchtiger Baßbariton, der mit guter Schule und klangvoller Stimme Opernarien und seriöse Lieder mit viel Geschmack vorzutragen weiß. Endlich ist der Mann auch noch sehr bescheiden und rechnet sich das, was er leistet, nicht zum Verdienste an. Freilich ist diese Bescheidenheit eine durch den Erfolg nothgedrungene, denn als ein neben mir sitzender Herr den Sänger nach einem Liede bekomplimentirte und sein Bedauern aussprach, daß er so selten singe, erwiderte Letzterer fast kleinlaut: „Ja, ich würde recht gerne singen, aber ein großer Theil des Publikums findet an derlei Liedern keinen Gefallen. Muß ich's doch selbst oft hören, daß

ganz „anständige Tische“ bei meinem Erscheinen ausrufen: „O je, kummt der schon wieder mit sein' G'sangel; mir mög'n aber das nit, mir möchten a paar harbe Tanz — so g'wisse Lieder hör'n!“—

Und noch ein Beispiel. Fragt doch eine Volkssängerin selbst über den jetzt herrschenden Geschmack. Fragt z. B. die Marianne Grüner, die so ziemlich am längsten beim „Geschäft“ ist, und hört, was sie Euch offenbart. Die gute Frau singt wohl schon weit über zwanzig Jahre. Sie war einst gern gesehen und gehört, ihres anmuthigen, zierlichen Figürchens, ihrer hübschen Stimme und ihrer noch hübscheren — Augen wegen. Von all dem ist der Vielgeprüften wohl nichts geblieben, als die noch immer hübschen Augen und eine — „Butten voll Kinder,“ denen sie jedoch meist einen ganz ordentlichen musikalischen Unterricht angedeihen ließ und worunter sogar eine Violinvirtuosin ist. Die Familie reiste lange Kreuz und Quer herum, sie kam nach Deutschland und nach Konstantinopel und auch in die Schweiz, wo das Haupt der Familie, der Mann der Grüner, in Basel starb. Die Frau kehrte mit den Ihrigen wieder nach Wien zurück, und engagirte eine kleine Truppe, die nicht übel ist, und singt nun noch immer wie vor ein paar Dezennien. Aber wie fand sie Wien verändert und den Geschmack des Publikums! Wenn Ihr sie fragt, ob sie noch die alten Lieder singt, so antwortet sie Euch seufzend: „Dann und wann, d. h. eigentlich nur zu meinem Vergnügen und um mich an die früheren Tage zu erinnern. Diese Lieder gefallen heute wohl nimmer, es versteht sie ja auch Niemand, und sing ich wirklich zu Zeiten eines oder das andere, so schaut mich Alles verwundert, ja fast blöde an, und daß ich den Leuten doch eine „Freude“ mache, sing' ich ein Mannsfeld'sches Lied und — der Spektakel ist fertig!“ —

Da habt Ihr ein Urtheil aus dem Munde von ehrlichen Volks-
Volkssängerinnen über den Geschmack des Publikums.
noch unterstützen und schützen? Meinetwegen thut's,
nicht erröthet! —

Kl. * * *

Personen (z. B. einzelne journalistische Mitglieder des Delegationstrains), welche zeitweise von dem Schwerpunkte der Monarchie nach Wien zurückkehren, können nicht genug Wunder erzählen von der außerordentlichen transleithanischen Liberalität, mit der man in Buda-Pest gewisse Dinge gewähren läßt.

Nun möge Jeder unbesorgt sein, Wien wird in dem Kampfe mit den rivalisirenden Schwesterstädten in diesem Punkte nicht zurückbleiben, und wenn wir's auch gerade heute noch nicht so weit gebracht haben, wie Pest, das z. B. mit seinem „Elysium" alles in diesem Genre Gehörte und Gesehene bereits überflügelt haben soll, so sind die Produktionen einzelner cisleithanischer Künstler und Künstlerinnen höchstens nur mehr um eine halbe Nasenlänge von dem schönen Ziele entfernt, und mit gutem Willen und einiger Unterstützung von Seite des Publikums gehört der Sieg bei unserer unbestreitbar vorgeschrittenen Bildung und den talentvolleren Kräften der Residenz vielleicht doch noch uns.

Ja, wir haben der heimischen Größen in diesem Fache genug und die „lustigen Lebemänner" der Kaiserstadt brauchen nicht mit scheelsüchtigen Augen auf die glückliche, nicht im mindesten bevormundete königliche Stadt am Rakosfelde zu schauen. Nein, meine theuren Landsleute dürfen nicht fürchten, daß sie in dieser Beziehung zu kurz kommen, und wer von meinen verehrten Lesern und Leserinnen so freundlich war, mir bei meinen Schilderungen bis hieher zu folgen, wird ehrlicher Weise gestehen müssen, daß auch Wien diverse Prachtexemplare (beiderlei Geschlechtes) von der Gattung der „zweibeinigen, singenden Kankanschweinchen" besitzt. Nochmals, wir bleiben nicht zurück!

Diese tröstliche Ansicht drängt sich mir immer mehr und mehr auf, je weiter ich meine Forschungen ausdehne. Schon wollte ich sie schließen, als mir auf meinen Wanderungen durch die Gassen und Gäßchen unserer Vorstadtbezirke noch eine Firma entgegenleuchtete, die ich bisher nicht beachtete. Ich meine die „Familie Sperl".

Ein öffentliches „Familienleben“ bei Sang und Klang ist doch wohl der Neugierde eines Chronisten werth und ich trat ein.

Alle guten Geister, was ist das? Ich traute meinen Augen nicht und lachte fast laut auf, denn der Spaß schien nicht übel, da die veritable — Wolter vor mir stand, den Teller, um den Kunsttribut einzusammeln, den werthen Gästen wie einen geladenen Revolver an die Brust setzend. Bei Apollo und seiner keuschen, bräutlichen Cousine Vesta! das war die Wolter — bei näherer Betrachtung freilich nur in grotesker Verzerrung und beinahe karrikirt, aber sie ähnelte doch, bis zur Beleidigung, der städtischen Heroine und sie trug sich sogar so wie ihr tragisches Vorbild und hatte denselben idealen griechisch-egyptisch-asiatischen Kopfputz, dieselben schärmerisch-fantastischen paar Ringellöckchen um die Stirne und die Schläfe, sie imitirte, im Besitze eben solch' schlau erobernder Augen den klassischen Burgtheaterblick, und wußte mit diesen Augen, wie die Sophonisbe des Michaelerplatzes Pfeile auf Jenen zu entsenden, der — statt eines Zehnerl's nur zwei Neukreuzer opferte. Als der Musenlohn eingeheimst war, schüttete sie ihn in ein „Sackl“, das unter dem „Produktionstischl“ lag, fegte durch eine kühne Wendung der rechten Hüfte nach links, mit der Schleppe den Kehricht der Wirthsstube rasch in eine Ecke, schwang sich, nun die linke Hüfte nach rechts werfend, auf die Tribune und sang ein Lied. O Himmel! . . .

Die „Familie Sperl“ besteht aus fünf Köpfen. Der Vater geigt, der eine Sohn arbeitet auf der Guitarre, der jüngere (ein Kind noch) auf der Zither und zwei Töchter „singen“, d. h. sie rezitiren unter dem disharmonischen Akkompagnement ihrer Blutsverwandten die Texte jener Lieder, die heut' zu Tage gang und gäbe sind. Von diesen zwei Töchtern hat die kleinere, vermüthlich auch jüngere, nicht die mindeste Stimme, aber noch weniger Stimme besitzt der Magnet der Gesellschaft, die falsche Wolter, die — „Fräul'n Lepoldin'“. — Da es nun beiden „Sängerinnen“ von der Mutter Natur auf's Hartnäckigste verwehrt wurde, selbst die genügsamsten Zuhörer durch ihre Stimmmittel zu entzücken, und die Intention dieser Damen auch nicht

dahin geht, durch Schule und Vortrag das Mangelnde zu ersetzen, so benützen Beide die Macht der versinnlichenden „Aktion" und ergänzen durch erläuternde Handbewegungen das Fehlende.

Dieser Kommentar wirkt in seiner Einfachheit und allgemeinen Verständlichkeit überraschend. Er ist so zu sagen das Ei des Kolumbus, denn wenn etwa sogar der „Dichter" dieser Genossenschaft hin und wieder zurückbeben sollte, seiner Inspiration die erforderlichen Worte zu geben, und wenn er Anstand nimmt, all' seine Gefühle textlich zu verwerthen, so tritt im entscheidenden Momente für den Schüchternen das resolutere Weib in die Bahn und — weist mit dem Finger darauf hin, um was es sich eigentlich handelt.

Die „Schule Sperl" gehört demnach, was Deutlichkeit betrifft zur progressistischen Couleur. Ihr Programm ist kein nebelhaftes, verschwommenes — im Gegentheile, ein offenkundiges, man erhält für sein Geld beinahe Positives — „man sieht doch, wo und wie", wie der wißbegierige Schüler seinem Lehrer Mephistopheles versichert, und man geht nach einem so instruktiven Unterricht eben so befriedigt, wie jener nach Hause. Diesen Vortheil bietet die „Familie Sperl", was nämlich die Vorträge der beiden Töchterleins betrifft.

Dennoch war der Beifall kein enthusiastischer und die Stimmung des Auditoriums keine so gehobene, so begeisterte, wie ich sie bei ähnlichen Produktionen fand. Die „Lepoldin'" that ihr Möglichstes, sie trug so „dick" auf, als es nur immer anging, und als es die Anwesenheit der Kellnerbuben, auf deren Alter man doch einige Rücksicht zu nehmen hatte, zuließ — aber die Gäste konnten sich bei dieser Zotengymnastik doch nicht recht erwärmen. Was war Schuld daran? Der Mangel an Stimme? Der beispiellos ordinäre Vortrag? Der Abgang jeglicher Pikanterie in der Nuanzirung und Pointirung? Nichts von alldem! Es fehlt — wie mich ein neben mir sitzender Stammgast und Kunstkenner aufklärte, der Reiz des Mädchenhaften, der Zauber — der Jungfräulichkeit — denn — die „Fräul'n Lepoldin'" soll, wie ihre Schwester, schon längst verheiratet sein — man weiß

das so ziemlich allgemein und dieser Umstand beeinträchtigt den Genuß, denn die Zote wirkt nur sieghaft in dem Munde eines Mädchens! — — „Sie sehen das, ergänzte der freundliche Nachbar, an der Seifenmoser; wenn ein solch „unschuldiges Gesichterl" derlei singt, das ist prickelnd, das ist anregend — aber, sobald eine verheiratete Frau in diesem Genre macht, geht der Effekt zum Teufel. So ists ja auch mit der Gesellschaft „Gebrüder Schütz sammt Frauen", und da noch mehr, weil sich Letzere sogar als „Frauen" repräsentirten. Heut zu Tage hat eben nur das Ungewöhnliche Erfolg. Ließ man doch schon, um das stumpfsinnig und unempfindlich gewordene Publikum zu kitzeln, ein acht jähriges Kind Mannsfeld'sche Obscönitäten singen . . ." Ich erhob mich und ging.

Aber vielleicht hat der Mann Recht? Vielleicht schädigt es wirklich den „Genuß", wenn das Laszive nicht aus dem Munde eines „unerfahrenen" Mädchens, sondern einer „erfahrenen Ehefrau und Mutter" kommt? Vielleicht ist thatsächlich nur daß Gerücht, daß auch die Volkssängerin Frl. Fuchs, die sich nun bis zur Solistin des „Alcazar" aufgeschwungen, eine legitim angetraute „Frau" sei, Schuld daran, daß diese „Künstlerin" nicht recht reussirt? Möglich, aber ich glaube, die Fuchs würde auch als „ledige" Volkssängerin nicht durchgreifen, da sie — obwohl die einzige ihrer Branche, die Stimme und Schule hat, doch nicht das mindeste „Zeug" besitzt, das Bier- und Dulliä-getränkte, verhornischerte Geschlecht in eine „edle Wallung" zu bringen.

Fräulein Fuchs geht an äußerlicher Solidität zu Grunde. Eine stattliche Erscheinung, mit hübschen, leider nicht prägnanten Gesichtszügen, hat sie, die eigentlich (wenn auch nur in Kaschau) die Semiramis singen sollte, die bescheidene Ambition, sich in Wien als Wirthshaussängerin ihr tägliches Brot zu verdienen, und martert sich, da es mit einem anständigen Programm selbstverständlich nicht geht, damit ab, im sogenannten „Feschen" zu machen. Wie wird die Mannsfeld dazu lächeln! Welch' hämische Bemerkungen wird die schneidige

Montag, und gar jene Heldin der Zote, die ich nicht mehr nennen mag, von sich geben!

Die arme Fuchs! Der gefühlvolle Aesthetiker muß bei ihrem Anblicke um eine verlorene Seele weinen, und der „G'stanzel-Fanatiker" vor Langeweile gähnen. In einem rosa- oder paperlgrünen seidenen Konzertkleide, züchtiglich frisirt, singt sie das „Na vasteht si" und ähnliche schöne Lieder, ohne aber den „Geist" ihrer Vorbilder in sich aufgenommen zu haben, und ohne den schlüpfrigen Text durch schlüpfrige Gesten und Blicke zu interpretiren. So quält sie sich und die „Amateurs" des Equivoquen, und ich fand es begreiflich, daß ein Mann, der sich nur im Dunstkreise der „Toni" wohl fühlt, unlängst, als die Fuchs sogar „jodelte", plötzlich aufsprang und mit dem geflügelten Worte: „So solid budeln is a Sünd'!" das Lokal verließ.

* * *

Ein neuer Stern ist am (Wirthshaus-) Kunsthimmel aufgegangen, und während der edle Graf Rechberg seine weiland auswärtige Politik zum Ergötzen des hohen Adels und verehrungswürdigen Publikums vertheidigt und mit den spaßhaftesten Redeübungen die Fachdiplomaten erheitert, vollzieht sich inmitten des Volkes, das überhaupt an schönen Reden längst keinen rechten Geschmack mehr findet und das sich deshalb um all diesen exministeriellen Schabernak nicht schiert, ohne viel Spektakel eine sittliche Wandlung, ein kulturhistorischer Prozeß, dessen Bedeutung nicht zu unterschätzen, wenigstens nicht zu ignoriren ist.

Es handelt sich nämlich um nichts Geringeres, als — freilich nur allmälig — die „Mannsfeld-Toni" und ihre „Schule", d. h. die gesungene Zote, aus dem Abend-Repertoire unserer Gollasch-Etablissements zu verdrängen, und die mit textirten Cochonerien öffentlich betriebene geistige „Schweinigel-Abfütterung", wie sie die muthigsten Scholarinnen der „pikanten" Meisterin in die Mode gebracht — aus der Mode zu bringen. Und dieser, der Unsterblichkeit würdigen, sittsamsten Mission unterzieht sich nicht etwa ein starker

Mann, z. B. ein ordentlicher Professor des Kirchenrechtes oder der Moralphilosophie, nein, ein wenn auch ziemlich robustes, dennoch aber dem schwachen Geschlechte angehöriges Frauenzimmer nimmt den Kampf mit den furiosen Mänaden des Wirthshaus-Bänkels auf, und dieses heroische Frauenzimmer heißt: Fräulein Schmer.

Wer ist Fräulein Schmer, und wie alt ist sie, und aus welchem Geschlechte stammt sie? Ich kann auf diese drei Kardinalfragen leider keine genaue Auskunft geben. Ich kenne die genealogischen Verhältnisse der Dynastie Schmer nicht und weiß nicht einmal, ob meine Heldin oder ihre Schwester einst im Josefstädter-Theater als — Tänzerin fungirte, nur so viel ist mir bekannt, daß die gegenwärtige Reformatorin der Vierzeiligen, eine Vollblut-Wienerin, bei Fürst ihre „künstlerischen Studien" vollendete und hierauf im heurigen Frühjahre von Herrn Kwapil, dem Entrepreneur einer Pester Singspielhalle, für sein Unternehmen „gewonnen" wurde, welche Gesellschaft dermalen in Wien gastirt. Ferner sah ich, daß besagte Dame eine stattliche Blondine mit einem nicht unschönen Gesichte ist, daß sie der krause Lockenkopf für das Genre, das sie kultivirt, wirklich prächtig unterstützt, und hörte endlich, daß ein klangvoller, kräftiger Sopran und eine tüchtige Gesangsbildung ihr zu Gebote stehen, über welche beide, für eine Lokalsängerin gewiß wünschenswerthe Eigenschaften, ihre heiseren Geschäftsrivalinnen bekanntlich nicht viel zu verfügen haben.

Welches Genre kultivirt nun Frl. Schmer und worin überragt sie ihre Kolleginnen? Frl. Schmer spielt das Hosenrollenfach d. h., sie spielt und singt Männerpartien und — was ihr eigentliches Verdienst ist, sie verschmäht die Zote, die direkte und ausschließliche Zote, die nur mehr eindeutige Zweideutigkeit, welche gewisse Primedonnen des „Brett'ls" als ihr Programm erklärten, und sie begnügt sich, ihr urwüchsiges Talent ohne Nebenabsichten leuchten zu lassen, ein Talent, das mindestens originell zu nennen ist.

Das Talent des Frl. Schmer besteht nämlich darin, mit geradezu verblüffender Porträtähnlichkeit männliche Gestalten aus den

unteren Volksschichten zu reproduziren, jene bekannten vorstädtischen Figuren, die durch ihre Reschheit und „Harbheit" und einen sogenannten „feschen" Chik zu imponiren wissen, durch die Energie einer mit geflügelten Worten gespickten Dialektik dem „Deutschmeisterthum" einen Weltruhm eroberten und durch die „niederschlagendste" Verve der persönlichen Erscheinung und eines in allen Fällen entschiedenen Auftretens die in gewisser Beziehung geniale „Liechtenthaler Gloire" schufen. Derlei ungeschlachte Figuren mögen nun ohne Zweifel feinfühlenden Naturen über alle Maßen trivial dünken; nun, sie sind es wohl auch, aber deren „dramatische" Versinnlichung ist kein so unsittliches Geschäft, wie wenn irgend eine „beliebte" Volkssängerin ein modernes Couplet den Anwesenden jeglichen Standes und Alters ins Gesicht schleudert oder etwa gar die berüchtigte Soloszene: „Die Hausiererin" zum Besten gibt.

Ich weiß, was ich schreibe und fühle mich vollkommen nüchtern. Aesthetische Splitterrichter werden über mich herfallen, den gräßlichen Gedanken perhorreszirend, wie eine „Dame" einen Wiener „Hacker" darstellen kann und wie derlei zu billigen sei? Aber ich meine eben, daß eine solche Reproduktion (ob männlicher- oder weiblicherseits, ist wohl gleichgiltig), obschon kein Bedürfniß, so doch insofern in unserem leidigen Volkssängerwesen ein Fortschritt ist, als sie sich nur mit der, noch dazu frappant getreuen Vorführung von Wiener Charakteren, wenn auch nur des vierten Standes, befaßt und nicht das ganze „Amusement", der ganze Spaß des Abends immer und ewig in der monotonen Variation der Zote besteht.

Frl. Schmer ist nach meiner Ansicht sogar klug zu Werke gegangen. Sie will das Wiener Volkssängerwesen regeneriren d. h. den durch das Mannsfeldthum verdorbenen Geschmack des Wirthshaus-Auditoriums an andere, solidere Kost gewöhnen. Das dürfte nun im Anfange wohl eine schwere Aufgabe sein, denn, wollte sie in das andere Extrem, das Moser'sche Moralisiren verfallen, so wären die enragirtesten Enthusiasten der Harfenisterei beim frischesten Krügel eingeschlafen oder davongelaufen.

Die politische Lokal-Sopranistin schuf deshalb eine lustige Uebergangsaera zwischen zwei kontrastirenden Aeren, und sie that dies, indem sie den Wienern die originellsten Figuren der originellen Kaiserstadt in trefflichster Kopie vorführt.

Und wenn unsere vaterländischen dramatischen Schriftsteller einen „Vogelhuber" auf die Bühne brachten, oder andere Schweigelhelden vom „Thurybrückel", und sich sogar noch viel darauf einbildeten, wie wahr sie „Volkscharaktere" zu zeichnen verstehen, und wenn man einen „ehemaligen Trottel" oder Innviertler Bauerntöpel oder einen „Schmock" dramatisch verewigen darf, so sehe ich nicht ein, warum es ein ästhetisches Verbrechen sein sollte, z. B. den „lauten Schani von der Siebenbrunnerwiesen" oder einen anderen „kecken Wianer Biz" zu skizziren. Ich schwärme nicht für die Fortpflanzung der Gattung, aber nachdem sie besteht, hat sie ein Recht zu sein, und das Frl. Schmer hat, wenn es sich schon einmal ein solch spezielles ethnographisches Pensum diktirte, das Recht, diese Gestalten zu porträtiren. Es ist der Wiener „Hacker" gewiß keine sympathische Erscheinung, aber an und für sich doch keine leibhafte Zote, und für mich wenigstens nicht unsympathischer, als ein korrekt gescheitelter Schöngeist, der auf der „hohen Warte" mit Grazie und violetten Glacés sein Eis löffelt.

Warum aber die Schmer gerade die vulgärsten und trivialsten Chargen sich für ihre „künstlerischen" Produktionen auserkiesen? Nun weniger, weil ihr Naturell, als weil ihr schauspielerisches Talent sie in diese Bahnen gebracht. Marko malte ideale Landschaften mit den idealsten Nymphen, Ostade betrunkene Bauern; Ary Schefer die romantischsten Engel, und die zarte Rosa Bonheur die muskulösesten Stiere. Die Schröder-Devrient war als Romeo am hinreißendsten, die zigeunernde Vestvali soll ein prächtiger Hamlet sein, die Grobecker war der schmuckste Page und das liebenswürdigste Schreiberlein, und — die Schmer ist eben die glücklichste Interpretin der Gestalten und des Geistes von der Roßauer- oder Erdbergerlände oder des ex „Brillantengrundes."

Wenn Fürst, einst der gewaltigste Meister dieses Genres, der

trefflichste Repräsentant dieser Typen, die grotesken Helden gewisser Ur-Bezirke bis ins Detail zeichnete, so kopirte er nicht, er gab mit diesen lebenswahren Porträts stets nur sein eigenes Porträt, nur sich selbst wieder, denn Fürst, der Fürst in seiner Blüthe war der verkörperte Begriff des „lauten" Urwienerthums.

Die Schmer kopirt aber Fürst, und damit eben auch jene schneidigen Figuren aus den urwüchsigen „Schorschel"-Kreisen, von denen es mit ungenirtem Selbstbewußtsein im Liede heißt:

„Wo d'Fenster verpappt san mit Lahm,
Durt san ma daham."

Ich gerathe nun wahrlich nicht in ungezügelten Enthusiasmus, wenn die grellen Hernalser „National-Gesänge" mein Ohr treffen, und ich bin nicht der begeistertste Anhänger des „Dulliä". Aber ich bin ein Wiener und als solcher gestehe ich ehrlich, daß, wenn die Mahnrufe des „pickfüaßen Holz" nach dem Systeme des „Grueber Franzl", glorreichen Gschwandtner-Andenkens, erklingen, und die textlosen Jodler-Rhythmen der „Anwandler" und „Pintscherltanz'" mit dem stylvollen „Ueberschlag" aus geschulter Kehle hervorwirbeln, ich es mir gestatte, daß es mir etwas wärmer um's Herz wird, als wenn ich beispielsweise den biederen Forellenfänger Herrn Liebold den grausamen Staatsmann Oktavio Piccolomini spielen sehe.

Die Schmer, in Verein mit ihrer Dudler-Partnerin Frl. Willma, treffen nun den rechten Ton des Genres meisterhaft, und stellen deren „himmelhoch jauchzende" Duetten selbst die bravouroſen Leistungen der Jodler-Matadore Eckhart und Pirringer weitaus in Schatten, der alten Dulliä-Firma Brat (Breit) und „Tanzerl-Lenerl" gar nicht zu gedenken.

Aber nicht nur im gesanglichen Theile wußte die allerneueste Loreley unserer Bierhallen sich die Siegespalme im Sturme zu erobern; die Muse der „Gepaschten" und „Gestrampften" versteht auch durch ihre mimisch-plastische Darstellung die streng kritischen Ansiedler vom Alserbach, und die Kunstkenner von beiden Wienufern zu entflammen, und die Geister der alten Schottenfelder-Fabrikanten stehen

vielleicht allabendlich aus ihren Gräbern auf, um bei dieſen draſtiſchen Spiegelbildern ihrer fidelen Jugend ungeſehen zu applaudiren.

Denn die Schmer iſt vom Deckel des glänzenden Zylinders bis zum lackirten Stiefletten der vollendeſte vormärzliche „Hausherrnſohn" aus dem Shawlweber-Rayon, ſie iſt der getreueſte Abklatſch des „mancheſternen Pepi" aus der „Dreilaufergaſſe" oder von der „Wendelſtadt"; ſie iſt das beſte Portrait des ungeberdigen „Schani" vom „Althan" oder von der „Wieſen", und der leibhaftige „Nazl" aus der „Fleckſiedergaſſe" oder vom „Michelbeuern'ſchen Grund." Der große Garrik hätte die Maske, und Talma oder Fürſt hatten den Ton nicht beſſer wählen können.

In dieſer Nivellirungs-Epoche, in welcher die urwüchſigſten Volksſchichten ihrer Originalität beraubt werden, und in welcher die Herren Rothberger, Keller, Alt, Welliſch und Samet die geſammte Männerwelt uniform kleiden, droht allmälig auch die grellfarbige Lichtenthalertoilette mit dem eigenthümlichen Schnitt und der kühnen Bauart der ſpezifiſchen Bezirks-Gehröckel, die hart an den Spenſercharakter ſtreifen, zu verſchwinden. Die Schmer, die Tradition und die hiſtoriſchen Modegeſetze achtend, bleibt jedoch der Geſchichte treu und ſie knüpft ſich das gelb oder rothgetupfte Halstuch genau ſo, wie es ſich die Oſſian'ſchen Geſtalten der Zeugmacher-Gilde in der ſchönen „Zwanziger-" und „Antizipationsſcheinl-"Zeit nach allem Herkommen knüpften.

Sie kennt ferners das Maß und die Form der Requiſiten wie ein Profeſſor des kecken „Nigelnagelthums", und ſie wird die Zigarre wie der „fermſte Biz" zu halten wiſſen. Zu dieſer Koſtüm-Klaſſizität geſellen ſich noch das vom tiefſten Studium zeigende Mienen- und Geſtenſpiel, die unbewußten Achſelzuckungen, die ſcharfen Ellbogenſchwingungen, die nach rückwärts agirende rechtſeitige „Daumenmimik", die ſtramme Haltung des Oberleibes und die raſchen Griffe nach der ſchmalen Hutkrempe oder dem Kappenſchirm. Evoe!

Das Alles iſt nun (was ich übrigens ohnehin weiß) vom äſthe-

tischen Standpunkte aus zwar nicht erhaben schön und man braucht gerade nicht Propaganda für eine derlei Gattung „dramatischer Kunst" zu machen, aber — wie ich bereits gesagt — als Uebergang zu einer neuen Produktionsmethode unserer Volkssängerinnen ist mir die Darstellung dieser frischen Androgyne doch lieber, als die bisherigen Muster der Wirthshaus-Volksmuse, jedenfalls lieber als die gesanglichen Prostitutionen einer ....

* * *

Ein ganzes Herr von „Volkskünstlern", wie sich die Mitglieder des Harfenistenthums mit Vorliebe tituliren, harrt noch unseres Besuches. Wie ich aber selbst mich sehne, aus dieser Stickluft wieder in eine reinere Atmosphäre, aus dem Dampf und Qualm der Kellerräume an das heitere Tageslicht zu treten, so glaube ich, daß auch meine verehrten Leser und Leserinnen, die die strapazierliche Wanderung bis nun mitgemacht, des mitunter nicht gar säuberlichen Studiums ebenfalls längst müde geworden und in der beängstigenden Perspektive, was etwa noch Alles kommen könnte, auf jede weitere Forschung gerne Verzicht leisten.

Freilich hätten es noch ein paar originelle Firmen verdient, besprochen zu werden — aber vielleicht treffen wir bei einer anderen Gelegenheit mit ihnen zusammen; für heute wollen wir, ehe wir eine allgemeine Rückschau halten, nur noch in Eile bei zwei gar alten „Häusern" vorsprechen: bei Lamminger und bei Deckmaier.

Ein Paar Wochen sind es erst, daß ich, als ich Lasky's erwähnte, auch seines alten Bundesgenossen Lamminger gedachte, und, über das Schicksal des Verschollenen im Ungewissen, meine Edikt-al-Vorladung mit einem „Lamminger, wo bist Du?" laut ergehen ließ.

Siehe da, der Gerufene erscheint, und Inserate und Annoncen an den Straßenecken melden, daß Lamminger von einer „Kunstreise" zurückgekehrt, wieder hier eingetroffen sei und nach wie vor dem Dienst der Wirthshaus-Muse sich widme.

Ich habe über die „Bedeutung" Lamminger's vom Standpunkte des „Vierzeiligen", des „Gestrampften" und „Gepaschten" damals bereits gesprochen. In der Kulturgeschichte der „Kunstdudlerei" wird Lamminger — der Vorläufer Fürst's — immer einen der ersten Plätze einnehmen, und unparteiische Kritiker votiren ihm vielleicht sogar eine Art Salvatormedaille für hervorragende Leistungen auf dem Gebiete des „Umschlages" oder für „ausgezeichnete Fistulatur." Heute ist Lamminger ein alter Mann — er „wirkt" nämlich bereits vier und dreißig Jahre (!) und läßt von seiner einstigen Virtuosität im „Harben" und „Lauten" natürlich kaum mehr etwas ahnen. Gezähmt durch die Wucht der Jahre, sieht der ehemals so Ungeberdige beinahe zaghaft, ja altmodisch, spießbürgerlich und philisteriös aus. Auch sein Blick ist scheu und ängstlich oder auch mürrisch, und fast schien es mir, als grolle er dem undankbaren Jahrhundert, das seiner „Größen" so schnell vergißt und dem talentlosen aber anspruchsvollen Nachwuchs, den „Jodlereleven" die herrlichsten und unverdientesten Kränze windet. Aber wenn Lamminger zu singen beginnt, dann blitzt sein Auge zwischen den Brillengläsern hervor, die Urkraft des „budelnden Titanen" erwacht und er schmettert die wohlklingendsten Töne aus geschulter Kehle in die respektiven Ohren der staunenden Zeitgenossen, dann ist aber auch des Jubelns kein Ende, und nur, wenn die Hände seiner Zuhörer müde, setzt auch er sich still in eine Ecke, zündet sich eine Zigarre an und murmelt dabei ein stolzes „Fuimus Troës!"*)

Das andere „alte Haus": Deckmaier, datirt seine „künstlerischen" Anfänge ebenfalls in das graueste Alterthum zurück. Eine ungeschlachte Erscheinung, wirkt Deckmaier weniger komisch durch seine grotesken Produktionen, als durch seine „vertraulichen Mittheilungen". Man sagte Deckmaier nach, daß er der „Nestroy des Brettls" sein wollte, aber wenn man den unsterblichen Kaustiker auch in das Lerchenfelderische und aus dem Lerchenfelderischen ins

*) Lamminger starb mittlerweile am 2. Mai 1872 in Wien, 58 Jahre alt.

Breitenfelderische und zuletzt ins Schottenfelderische übersetzen würde, so wäre es doch noch immer eine Malefikation an den Manen des großen Meisters des Sarkasmus, zwischen diesen beiden „Mimen" auch nur die leiseste (geistige) Verwandtschaft herauszufinden. Aber etwas Anderes ist an Deckmaier zu rühmen. Er sträubte sich — wie überhaupt alle Volkssänger der alten Schule, so lange es eben ging, mit der nackten Zote, mit der Zote „pur et simple", und mit dieser allein, wie es so viele seiner jüngeren Kolleginnen zu thun pflegen, ein Geschäft zu machen. Deckmaier blieb viele Jahre hindurch bei seinem alten Programm und nöthigte seine schon längst an eine ganz andere Kost gewöhnten Zuhörer, über seine schimmeligen Späße zu lachen.

Deckmaier wäre, wie er auch sonst stets nach „Höherem" strebte, für sein Leben gern „Dichter" geworden. Das Schicksal wollte es nicht, vielleicht aus guten Gründen und machte ihn dafür zum Familienvater von etwa — zwei Dutzend Kindern. Dennoch aber wurde sein Ergeiz einigermaßen befriedigt, und wenn die Fama nicht lügt, so wurde Deckmaier durch die „Gunst der Großen" ausgezeichnet.

Die Sache verhält sich nämlich so. Deckmaier war durch einige Dezennien der Unausbleibliche und Unausweichliche in dem Vergnügung-Repertoire der Wirthshäuser am Rennweg und auf der Landstraße. In diesen beiden Regionen wimmelte es bekanntlich seit jeher von verschiedenen Vertretern der weitverzweigten Artilleriebranche, und da mithin jeder einzelne Bombardier und jeder einzelne Artillerist den Deckmaier wenigstens einmal im Leben, wenn nicht allwöchentlich, genossen hatte, und da sogar mancher Artillerist unter Deckmaier seine Kapitulation ausgedient und nach seiner Reengagirung auch die zweite, immer noch unter Deckmaier, vollendete, so wurde Deckmaier, der für die gesammte Artillerie bereits das tägliche (Kommis-)Brod war, und zur Artillerie, wie die große Trommel, gehörte, zum — — „Artillerie-Harfenisten" ernannt.

In dieser Charge überraschte Deckmaier die Nachricht von der

Versetzung „seines“ Regimentes nach Mainz. Deckmaier, dem es die Brust zusammenschnürte, schwieg, er unterdrückte seinen Kummer, wie ein Mann, er ließ „sein“ Regiment ruhig abziehen, aber auch sein Entschluß war gefaßt.

Eines schönen Tages machte Deckmaier, der, was überrumpelnde Märsche betrifft, mit Napoleon dem Ersten eine frappante Aehnlichkeit hatte, einen kleinen Abstecher nach — Mainz — er wollte „sein“ Regiment wiedersehen. Natürlich war die Szene des gegenseitigen Wiederfindens eine rührende, und bei dieser Gelegenheit soll es geschehen sein, daß irgend ein Churfürst oder sonstiger deutscher Potentat, der gerade die Bundestruppen inspizirte, in einer loyalen Anwandlung — große Herren haben ja solche Marotten — auch ein paar Worte mit dem Wiener Volkssänger sprach. Die Nachricht von diesem Ereignisse verbreitete sich mit Blitzesschnelle durch alle Gauen Deutschlands und alle Vorstädte Wiens. Die „deutsche Sage“ von Deckmaiers Unterredung auf den Wällen zu Mainz kam immer in neuer Gestalt hier an. Bald hieß es, der König von Baiern, bald, der König von Preußen, dann wieder der König von Sachsen, oder nur der Großherzog von Mecklenburg ꝛc. ꝛc. habe mit Deckmaier „Arm in Arm“ und lange in „tiefem Gespräche versunken“ auf den Bastionen der Bundesfestung promenirt. Die Geschichte machte in volkssängerischen Kreisen ungeheures Aufsehen; Deckmaier wurde nach und nach zum „Intimus“, zum vertrauten Freunde sämmtlicher 36 deutschen Herrscher avancirt, und ich glaube, schließlich machte man ihm sogar für einzelne Mißgriffe des Bundestages Vorwürfe. Letzteres ist jedenfalls ungerechtfertigt.

Heute ist Deckmaier ebenfalls ein alter Mann, der als Magnet für seine „Soiréen“ einer Zotenreißerin à la So und So bedarf und nur von der Erinnerung an seine einstigen Triumphe zehrt, d. h. jener historisch-denkwürdigen „Arm in Arm“-Unterredung zu Mainz, von welcher selbst der sonst so geschwätzige Varnhagen nichts zu erzählen wußte. —

Mit diesen beiden Veteranen des „Brettls“ schließe ich diese meine kleinen Bierhaus-Studien.

* * *

Es war keine leichte Arbeit! — Außerdem war sie auch schier umsonst und ich habe meinen Zweck nur halb erreicht, denn wie mich die gewissen „aufrichtigen Freunde“ versichern, wäre ich sogar auf dem schönsten „Holzwege“, wenn ich etwa glaubte, mit diesen meinen Schilderungen einerseits dem verehrungswürdigen Wirthshaus-Publikum den Gusto an den gesungenen Ruditäten genommen, oder anderseits doch wenigstens als Herakles II. den Augiasstall unseres Volkssänger-Repertoires gereinigt und die erymanthische Wildsau der Zote erlegt zu haben.

Nein, nein! So hochmüthig bin ich nicht und so herrliche Erfolge träumte ich auch nie. Ich weiß zu gut, daß eine so gründlich und fast systematisch verdorbene Geschmacksrichtung eines großen Theils der Wiener Bevölkerung nicht durch ein Dutzend Feuilletons zum Besseren umgewandelt — und eine Propagandistin der Korruption nicht durch ein paar hundert Druckzeilen auf die „Pfade der Tugend“ gebracht werden könne. Eine Veredlung unserer sozialen Zustände erwarte ich ja doch nur von den kommenden Ereignissen, und findet der große Moment auch nur ein kleines Geschlecht, die frische Brise wird doch belebend wirken, und die reinigende Windsbraut, wenn sie über unseren Köpfen dahin stürmt, wird so Manches mit ihrem feurigen Besen dann wegfegen, was nun frech und schamlos sogar an der Oberfläche fortwuchert.

Meine Skizzen hatten demnach keinen anderen Zweck, als die Geistesrichtung einer „Achtung gebietenden Minorität“ des Volkes — und das Wesen (oder vielmehr Unwesen) der Wiener Harfenisten von heute zu kennzeichnen.

Die Herren und Damen dieser Kunstgilde deklamiren, wenn man das Glück hat, mit ihnen zu „konferiren“, viel von dem „Fortschritte“ des Volkssängerthums und sehen fast mitleidig auf jene Zelebritäten ihres Metiers herab, die vor so und so viel Dezennien

unsere „Herren Eltern und Großeltern" lachen machten. Es ist wahr, ein äußerlicher Fortschritt ist bei diesem Geschäfte nicht zu leugnen und wenn man die Uranfänge desselben betrachtet und seiner bescheidenen, fast schüchternen Vertreter sich erinnert und all dies mit der anspruchsvollen Grandezza des Dudlers der neuesten Aera, mit der seidenen Schleppen-Staffage der auf der Höhe des Jahrhunderts stehenden, modernsten Wirthshaus-Primadonna vergleicht, so muß eine „Hebung" des einst so verachteten Standes anerkannt werden.

* * *

Diese „Studien" (sit venia verbo) machen, wie bereits erwähnt, nicht den mindesten Anspruch auf Vollständigkeit, wornach auch wol kein dringendes Verlangen zu erwarten wäre. Mittlerweile entstanden sogar neue Firmen, neue Gestirne begannen zu leuchten, neue Namen kamen auf die Lippen der Bänkel-Enthusiasten. Gewiegte Kenner des Genres zitirten plötzlich unaufhörlich einen jugendlichen Matador im Gebiete der „Vierzeiligen", und schwuren, daß Leybold nun das „Höchste" sei. Wieder Andere rasten für die... Ulke. Ersteren hörte ich nicht, und was Letztere betrifft, so schämte ich mich, nach dem ich von dem Text ihrer Leiblieder Kenntniß bekam, sie anzuhören.

Inzwischen habe ich mit meinen „kritischen (Wirthshaus-) Gängen" eine bändereiche Lektüre hervorgerufen, da sich die stylgerechtesten Feuilletonisten von nun an ernstlich mit dem absonderlichen Stoffe beschäftigten. Ich danke den Herren für ihre werkthätige Unterstützung, will jedoch zum Schlusse aus den Urtheilen dieser meiner „Mitarbeiter" nur zwei Belege bringen: Sigmund Schlesinger schreibt, daß sich schon bei dem Anblicke der Titel jener Lieder, welche die Hornischer singt, das Auge mit Eckel und Katzenjammer-Anflügen abwendet — und Vacano ist der Meinung, daß das Stammpublikum solcher Damen meist doch nur aus „eleganten Strizzi's", denen der „veruntreuende Commis" auf der Stirne geschrieben sei, bestehe. — Ich habe den Worten meiner geehrten Herren „Nachredner" nichts beizufügen.

IV.

Portraits und Skizzen.

Faſtenpredigten und ihr Publikum.

(März 1869.)

Die Wettrennen in der Freudenau, die Wacheablöſung auf dem Burgplatz, eine Hinrichtung bei der Spinnerin am Kreuz, der Mariabrunner Kirchtag, der Eisſtoß, „Der Müller und ſein Kind" am Allerſeelentag, ein großes Dachfeuer, ein ſchwimmender Pudel in der Donau, ein Benefize der Gallmeyer, eine Taubenjagd beim „Haſel", ein amtlicher Rundgang des Abdeckers, eine neue Harfeniſtin, dann die Gerichtsverhandlungen, der „Heurige" beim „Gſchwandtner", die Plenarverſammlungen des Gemeinderaths und die Sitzungen der beiden „hohen Häuſer", eine Leichenfeier der Entreprise, ein neues Ballet, eine Häuſerdemolirung, die Eröffnung einer neuen Bierhalle, und wie die verſchiedenen Schauſtellungen, öffentlichen Funktionen und Gemüthsemotionen der Wiener heißen mögen, ſie haben alle ihr eigenes Stammpublikum. Natürlich haben es auch die Faſtenpredigten (ich ſpreche von den modernen), die für eine gewiſſe Gattung Menſchen nunmehr ein beſonderer Seelen-haut-gout geworden ſind.

Als vor fünf Dezennien der phantaſtiſche Renegat und Poet Zacharias Werner das „Wort Gottes" (meiſt in der Ligourianerkirche) lehrte, da ſtrömte ganz Wien, ohne Unterſchied des Standes, des Alters und ſelbſt der Konfeſſion herbei, um den geiſtreichen Mann mit dem entſetzlichen preußiſchen Dialekte zu hören und ſich von ihm thatſächlich „erſchüttern" zu laſſen. Aber ſchon Werner begann, durch ſeine außerordentlichen Erfolge irregeführt, immer mehr auf den Effekt loszuarbeiten; weniger das „Seelenheil" ſeiner Zuhörer im

Auge, war es ihm in letzter Zeit nur mehr darum zu thun, durch Ungeheuerlichkeiten des Ausdrucks zu glänzen, ja man sagt, daß er sogar Wetten machte, gewisse Bilder ungefährdet auf der Kanzel zu gebrauchen. Und er that dies auch in seiner berühmten Predigt über das „kleene Stückchen Fleesch" (Fleisch), das alles Unheil über die Welt gebracht und dessen Fluchwürdigkeit er in zahllosen Beispielen andeutete. Die Zuhörerschaft schlug scheu die Blicke zu Boden. Plötzlich rief Werner kreischend: „Soll ich Euch das kleene Stückchen Fleesch nennen!" Todtenstille. „Soll ich es Euch zeigen?!" Entsetzliche Pause. „Da, seht her, hier ist es!" Und Werner reckte — seine Zunge heraus. Ein Gekicher war die Antwort.

Werner war überhaupt drastisch in seinen Gleichnissen. In der wahrhaft großartigen Predigt: „Die Posaunen des Weltgerichts," wo Worte voll dichterischer Begeisterung von seinen Lippen strömten, rief er, seinen „Herrn und Meister" gar sonderbar zitirend, in unheimlicher Ekstase: „Früh oder spät, in irgend einem künftigen Zeitpunkte, den alle menschliche Weisheit nicht bestimmen kann — ein entsetzliches Geheimniß im Buche des Schicksals — vielleicht in dieser Stunde, oder nachdem tausende von Jahren hinabgerauscht sein werden, wird plötzlich und unversehens, wie ein Blitz, wie ein Dieb in der Nacht hereinbrechen das Weltgericht, dem kein menschliches Wesen entrinnen kann ꝛc."

Kurz vor seinem Tode verfiel Werner, der geniale Titane des Wortes — in blöden Mystizismus, in gedankenlose Bigotterie, in aberwitzige, frömmelnde Spielerei, und die goldene Schreibfeder, ein Geschenk des Fürsten-Primas von Dalberg, die Werner als das „Hauptwerkzeug seiner Verirrungen und Sünden" der Kirche, resp. der Schatzkammer in Mariazell verehrte, damit die Mutter Gottes ihm all' das verzeihe, was er je geschrieben (auch seine wunderprächtigen Dramen) ist ein wehmüthiges Zeugniß der Geistesnacht, in welcher der Dichter des „Vierundzwanzigsten Februar" und des „Attila" sein sturmbewegtes Leben endete.

Werner fand bald eine Menge Nachahmer, die ihm jedoch nicht

bis an das Kniegelenk reichten. Selbst der Bedeutendste, der 1832 verstorbene Ruttenstock, der bei St. Stefan predigte und viel Zulauf fand, konnte ebenso wenig, wie Zocek (bei den Schotten) Werner aus der Erinnerung verdrängen. Nur Veith, gleichfalls ein Konvertit, ein Mann von universaler Bildung, von durchdringendem Verstande und umfassendem Wissen, ragte, obwohl ihm nicht die mindesten äußerlichen Mittel zu Gebote standen, um auf seine Zuhörer zu wirken, doch als geistiger Riese unter den Kanzel-Pygmäen hervor und ergriff sein Auditorium durch die Schärfe seiner Gedanken und die sieghafte Gewalt einer unerbittlichen Logik. Aber auch Veith kam mit den Jahren auf Abwege. Die Reaktion gewann den sinnigen Kopf und feinen Denker, er wurde ihr getreuestes Sprachrohr, und die „politischen Fastenpredigten" des heute fast neunzigjährigen erblindeten Greises, welche er vor anderthalb Dezennien in der Stefanskirche, bei den Franziskanern und Kapuzinern hielt, und die von Ausfällen auf die Bewegungsepoche und die Partei des Fortschrittes strotzten, sind ein trauriges Vermächtniß der einstigen Geistesgröße des populären Mannes und zartfühlenden Gelehrten.

Die gleichzeitigen Rivalen Veith's erhoben sich nicht über die Alltäglichkeit. Sedlaczek, ein Schüler Löwe's, des feurigen Deklamators, bestach nur durch die geschmackvolle Vortragsweise, die jedoch stark an die viel applaudirten Monologe Alboin's, Rustan's und Mortimer's erinnerten. Sedlaczek war ein Liebling der Aristokratie, die Damen verehrten den frommen Mann abgöttisch, er wurde Hofprediger und zuletzt Prälat in Klosterneuburg.

Diese irdischen Erfolge des Vielbelohnten spornten andere gottesfürchtige Männer, welche gleichfalls das Zeug in sich zu fühlen glaubten, durch die Macht der Rede die sündhafte Welt auf die Pfade der Tugend zurückführen zu können, an, sich ebenfalls auf der Kanzel hervorzuthun. Eine Legion von deklamatorischen Streitern der Kirche erstand, aber die meisten der neuen Kapistrane wählten die Methode des „Effektmachens," sie gefielen sich in Absonderlichkeiten und sprachlichen Wagnissen, wie Werner, oder in hämischen Ausfällen auf die

liberale Richtung des Zeitgeistes, wie Veith, betrübenden Andenkens.

Die Fastenpredigten, welche, weil sie das „vierzigtägige, bittere Leiden und Sterben des Herrn und Heilands Jesu Christi" alljährlich in das Gedächtniß der vergeßlichen Menschheit zu rufen haben, gerade durch die Weihe des Gegenstandes wirken und das „Wort Gottes" in seiner hehrsten Erhabenheit lehren sollten, bekamen gar bald ein ganz anderes Renommé und zeichneten sich durch die weltlichsten, um nicht zu sagen — frivolsten Stoffe aus. Denn obwohl noch in einzelnen Kirchen ein Paar finstere Fanatiker mit geballten Fäusten auf die Brüstung der Kanzel losschlugen, von den Schrecknissen der Hölle ein Schauergemälde entwarfen, von dem siedenden Oele, von dem brennenden Schwefel und Pech, mit dem die Sünder Millionen Jahre hindurch gemartert würden, von den glühenden Steinen, mit denen der Aufenthalt der Unbußfertigen gepflastert, und dem Flammen-Meere, in das der Frevler, der nur eine Sünde nicht gebeichtet, von den zürnenden Cherubim getrieben, die haarsträubendsten Mittheilungen machten — so konnten diese dialektischen Höllen-Breughels auf ein Residenz-Publikum doch nicht nachhaltig wirken. Einige hysterische Frauen fröstelte es, und sie zogen die Mantille knapper über die Achsel, die alten Weiber schlugen wiederholt das Kreuz, hie und da rollte ein an eine Säule gelehnter, dem „religiösen Wahnsinn" halb verfallener Privatzelote, der ohnehin eines Tages sein Bischen Hab und Gut der „Kirche" testirt, wild seine Augen, oder grinste so recht boshaft vergnügt bei der Schilderung der gräulichen Szenerie, die der himmliche Regisseur als Abschreckungstheorie in den unteren Räumen seiner Schöpfung arrangirt haben sollte — aber die große Masse des leichtlebigen Wiener Völkchens glossirte leichtsinnig lächelnd diese drastischen höllischen Berichterstattungen, die Wiener in Bausch und Bogen glaubten nicht an Schwefel und Pech, und blieben endlich ganz weg. Die Wiener bedurften einer anderen Kost, als dieser bäuerischen, ihre Ohren eines anderen Kitzels.

Dieſen Moment erfaßte der Orden der Jeſuiten und ſeine Kollegen, die Lazariſten und Redemptoriſten, und ſie ſandten ihre ſogenannten „Talente“ aus, um den indifferenten Wienern wieder einigen Geſchmack an den Predigten und an den Faſtenpredigten insbeſonders abzugewinnen. Die berühmteſten Apoſtel, welche nun die Heiden und Ungläubigen des V. U. W. W. zu bekehren hatten, waren: der nun bereits verſtorbene Jeſuit Staffler, die Jeſuiten Joſef und Ferdinand Klinkowſtröm, wovon Joſef, der heuer auf Prediger-Gaſtrollen in Straßburg weilt, wohl der bedeutendere iſt (Ferdinand ſtarb mittlerweile), der Redemptoriſt Graf Coudenhove, dermalen jüngſter Domherr, dann Kaſſewalder, jetzt Prior der Redemptoriſten, ferner die Lazariſten Kramer, Koppi, Muhm († 1860), Nachtigall (ein geborner Wiener) u. ſ. w. Und dieſe Herren brachten denn in der That auch wirklich Neues, ſie erfanden die „Miſſionen,“ die Predigten für „Jungfrauen,“ wobei den Männern der Zutritt ſtrenge verwehrt wurde, und dieſe ſich gutmüthig genug die Thüre des doch für Alle geöffneten Gotteshauſes durch die Sakriſteibüttel vor der Naſe zuſchlagen ließen, dann die Predigten für „Frauen und Wittfrauen“ und noch mehreres Anderes.

Die Preſſe war damals geknebelt und lag ſtarr in dem Banne der Segnungen des Konkordates. Es war nicht gut möglich, über jene geheimen „Geſchlechts- und Standespredigten“ etwas in die Oeffentlichkeit zu bringen. Man ſah nur die Mädchen nach beendigter Predigt die Kirche in verwirrtem, aufgeregtem Zuſtande verlaſſen. Man erzählte ſich die wunderlichſten Dinge. Beſonders zwei Predigtſtoffe gingen in Wien von Mund zu Mund: über eine gewiſſe Mehlſpeiſe, die man des Anſtandes wegen anders nennen ſollte, und wie die Kaffeemühle zu handhaben wäre. . . .

Dieſe „pikanten“ Predigten brachten ganz Wien in Aufruhr. Eine Menge ſkandalöſer Szenen wurde von der Fama damit in Verbindung gebracht; Jünglinge ſollten ſich, um ihre Neugierde zu befriedigen, als Mädchen verkleidet und in die Kirche eingeſchmuggelt haben, wo ſie ſodann erkannt und arretirt worden ſeien. Ohnmachten,

Wahnsinnsfälle, Selbstmorde, ja sogar Veruntreuungen und Diebstähle, um Opferspenden bringen zu können, waren das Materiale für die Chronik jener merkwürdigen Tage. Ich weiß nun nicht, wie viel daran Wahres sei; genug, daß die öffentliche Meinung derlei glaubte und kolportirte.

Die neuen Matadore der Kanzel behielten natürlich ihr erobertes Terrain nun inne und nützten die Macht ihrer gefeiten Stellung und Würde auch weidlich aus. Vornehmlich waren es die Fastenpredigten, in denen sie sowohl auf gewisse Stände, als auf die große Masse überhaupt zu wirken suchten. Einzelne Fastenprediger liefen nun ihren Kollegen bald den Rang ab, sie überboten sich in der Originalität ihrer Themata oder Vortragsweise und das Publikum lief wieder diesen neuen Wortführern der Kirche um die Wette zu. (Josef) Klinkowström und Graf Coudenhove waren die gesuchtesten, sie wurden die „Modeprediger" und eine Fastenpredigt schließlich zur — Modesache.

So stehen die Dinge auch noch heute. Die Namen der Kämpen haben sich zwar momentan geändert, aber die Sache ist dieselbe geblieben. Unter tausend Zuhörern stellen deshalb auch die Neugierigen das größte, und die Andächtigen das kleinste Kontingent.

Man stößt sich und drängt sich und läßt sich Plätze reserviren, wie im Theater, denn gewisse Prediger der neuesten Aera „amüsiren" die Neugierigen auf's Beste. Die Kanzel ist nämlich mit einigen wenigen Ausnahmen zum Tummelplatz der Polemik geworden. Man erwiderte bereits auf Späße von Witzblättern, man kritisirte die Feuilletons Kürnbergers u. s. w. Von dem „bittern Leiden und Sterben Jesu Christi" wird nur nebenbei gesprochen, dagegen aber werden über Aktienschwindel, Maskenbälle, den schändlichen Liberalismus und die schlechte „Judenpresse", über Gemeinderath und Gesetzgebung die launigsten Ausfälle gebracht. Man nennt gewisse Predigten heutzutage nur mehr, und mit Recht, „Causerien", man weiß bereits, wie bei einer Rede des witzigen Abgeordneten vom Neu-

bau; „Heiterkeit" zu registriren, und gelingt es dem Meßner, ein paar „Notizler", die dieses originelle „Wort Gottes" (natürlich nur für die „Judenblätter"), aufschreiben wollen, bei solcher Schandthat in flagranti zu ertappen und sie unter Faustschlägen und Rippenstößen vor die Thüre zu setzen, so ist die „Hetz" fertig, und das Publikum erhält auf diese Weise gratis noch eine Superdividende an Amüsement.

Welches Publikum besucht nun diese unterhaltenden Fastenpredigten? Es ist eine bunte Masse, und jede Kirche und jeder Prediger haben ihr eigenes Publikum.

* * *

So weit hätten es die hochwürdigen Herren von der Kanzel bereits gebracht, daß, gleich der Sperrsitz-Agiotage bei einer neuen Offenbach'schen Operette, ein förmlicher Kirchenstuhlhandel während der Fastenpredigt-Zeit getrieben wird, und an den Tagen, wo Abbé Wiesinger, Pater Bremer, Lamezan, Steiner oder sonstige Löwen der Saison, die am besten über Zeitungsschreiber und ähnliche Ungeheuer des verderbten Jahrhunderts loszudonnern pflegen, am Repertoire sind, unter fünf „Sechserln" kein ordentlicher Sitzplatz zu haben ist.

Ein Konsortium von alten Weibern, die ich übrigens durch meine Schilderung beileibe nicht um den Verdienst bringen will, hat nämlich fast sämmtliche Bänke in den renommirteren d. h. Modekirchen an solchen oratorischen Festtagen schon eine Stunde vor Beginn der Predigt mit Beschlag belegt. Diese okkupirten Plätze werden für die Stammkundschaften reservirt, was in soferne eine zweckmäßige Einrichtung ist, als die pränotirten Damen sich nicht zu beeilen brauchen und es ihnen dadurch vielmehr möglich gemacht ist, vorher in der kompleten Fastenpredigt-Toilette, mit dem in schwarzes Tuch gebundenen Gebetbuche und schwarzem Schmucke über den Ring zu promeniren, die Auslagen zu besichtigen u. s. w. Daß sich eine oder die andere Dame bei dieser flanirenden Einleitung zur Fastenandacht

zuweilen verspätet und durch ihr rauschendes Erscheinen eine kleine Störung in dem dichtgedrängten Kreise der Andächtigen hervorruft, ja oft sogar die Aufmerksamkeit des Predigers erregt, ihn verwirrt und aus dem Kontexte bringt, ist zwar zu beklagen — allein, was will man machen? Damen kommen immer zu spät und derlei Störungen geschehen auch allabendlich in beiden Hoftheatern.

Was nun die professionellen Platzaufheberinnen betrifft, die nebenbei erwähnt, heuer, wo die Fastenpredigten wieder einmal en vogue sind, eine verhältnißmäßig brillante Losung machen dürften, so ist von denselben vor allem Andern ihr außerordentlicher Scharfblick in Auffindung von splendiden Kundschaften, ihre richtige Beurtheilung von deren Geschmacksrichtung und ihr schauspielerisches Talent in Ausübung der zum Geschäft unentbehrlichen frommen Gesten zu bewundern.

Die praktische Kirchen-Platzaufheberin wendet sich selbstverständlich, ehe sie für die Fastenzeit ihre Engagements trifft und die Kontrakte abschließt, vorerst an das „Kerzelweib", das ihr die nöthigen Aufschlüsse über die Predigtweise dieses oder jenes Predigers gibt und einige charakteristische Merkmale über dessen Persönlichkeit mittheilt. Gestützt auf dieses lauterste Quellenstudium, beginnt sie sodann die Unterhandlungen mit dem „Wasserweib", dessen poetischer Ausschmückung es überlassen bleibt, sowohl den Prediger als die Platzaufheberin bei der betreffenden „Herrschaft" anzurühmen.

Hat nun die gottesfürchtige Dame des Hauses z. B. eine besondere Vorliebe für figürliche „Judenabschlachtung", so wird natürlich die Peterskirche und Abbé Wiesinger von dem weiblichen Kirchen- und Küchen-Geheimrath vorgeschlagen. Hat sie ein Faible für die „Vernichtung der Freimaurer", müssen ihr die Dominikaner und Pater Bremer dringend anempfohlen werden. Enthusiasmirt sie sich für den heiligen Kampf gegen die „Zuchtlosigkeit" — recipe: Augustiner und Paker Steiner u. s. f. Die Platzaufheberin weiß für jeden Herzenswunsch Rath, für jedes religiöse Bedürfniß sofortige Abhilfe. Diese glückliche Gabe, dann eine gewisse unterwürfige Ge-

schmeidigkeit, und die Fertigkeit im „Handküssen" machen sie zum unentbehrlichen Fasten-Faktotum und verschaffen ihr, wenn sie so recht den „Gusto" trifft, manches „Sechserl" über die gewöhnliche Taxe.

Der pekuniäre Erfolg der Platzaufheberin, welche in freien Stunden auch im „Traumauslegen", in „Dienstbotenzubringung" ꝛc. macht und früh Morgens und spät Abends für eine kleine Entschädigung den „Meroperl" spazieren führt, hängt von deren glücklichem Exterieur ab. Je kläglicher — desto besser. Denn es gehört zum religiösen bon ton, wenigstens während der Fastenzeit die Armuth (öffentlich) zu unterstützen. Es macht sich so „Gottwohlgefällig" und wird ganz gewiß auch in weiteren Kreisen bemerkt und erzählt, wenn die hochgeborne, in Sammt und Seide gekleidete, von einem Bischen Rouge angehauchte, aber desto mehr parfumirte Frau Baronin X., die sonst jede Berührung mit ihren äußerlich unsauberen Zeitgenossinnen ängstlich vermeidet, in der Kirche und coram populo mit einem alten, gebrechlichen, zerlumpten Weibe verkehrt, demselben ein paar Silberlinge, wovon einer auf die Steinplatten fallen darf, in die Hand drückt und in rührender Herablassung dessen Platz einnimmt. Und nun spreche ich vielleicht etwas Verletzendes, eine scheinbare Blasphemie aus, aber ich kann nicht anders und muß die Jahre lang beobachtete Großmuths- und Frömmigkeits-Tatufferie gewisser Modedamen und Excellenzen damit signalisiren, wenn ich es ungescheut sage, daß so manche pharisäerische Wohlthäterin mit der unterstützten Armuth Staat macht und mit dem beschenkten Elende prunkt. Denn die Wohlthätigkeit gehört, wie die schwarze Livrée des Bedienten und die schwarz lackirte Equipage zu den Requisiten der „Fasten-Saison."

Zu dieser Zeit wird deshalb die Heuchelei auf beiden Seiten geschult und auch die Armuth zu ganz eigenen, ihr unwürdigen Kniffen verleitet. Denn das zerlumpte, schmutzige Bettelweib weiß, daß es nur in diesen Wochen das aristokratische Händchen küssen darf, es weiß, daß es in den übrigen elf Monaten des Jahres nach Belieben verhungern kann, ohne daß es die fromme Beterin und Peters-

pfennigsammlerin im Geringsten schickt. Es weiß, daß es auch von minder vornehmen Damen, wie z. B. einstöckigen Vorstadt-Hausfrauen, nur deshalb den momentanen kärglichen Verdienst hat, weil diese wieder mit ihren Grund-Standesgenossinnen rivalisiren und es zur interessantesten Bezirkskonversation gehört, wenn einem ondit zufolge, das aus der Fleischbank oder von der Sauerkräutlerin stammt, es einmal sichergestellt ist, daß die Frau von Gangelbauerin bei Maria Stieg'n, und die Frau von Schimmelhueberin bei St. Ulrich sich von der alten Bergerin und der alten Kramerin einen Platz aufheben ließ, welche Volkssage allein schon dem Gangelbauer'schen und Schimmelhueber'schen Hauswesen sodann einen gewissen „noblichten" Relief verleiht.

Ach, die Armuth fühlt ja auch sonst recht gut heraus, wo man ihr aus vollem Herzen schenkt und wo sie nur als Reklame für den eigenen Namen als Aushängeschild, als billige Staffage eines zu bewundernden Edelsinnes benützt wird. Der arme Teufel kennt am Besten das gutmüthige Herz, er weiß auch genau, wo die Barmherzigkeit aufhört und die — Komödie anfängt, wo man aus Uneigennützigkeit gibt und wo es aus Prunksucht geschieht. Die Armuth ist die beste Menschenkennerin und sie versteht auch die Art des Gebens recht gut zu würdigen.

Im logischen Zusammenhange mit diesen unbestreitbaren allgemeinen Lehrsätzen aus der Rechtsphilosophie der armen Leute steht denn auch die beinahe lustige Wahrnehmung, daß diese praktischen Beobachter und Kritiker auch durch den frömmsten Kultus der Akteure und Aktricen nicht irregeführt, das Wahre von dem Falschen herauszufinden wissen und deshalb vielleicht nicht immer mit dem gehörigen inneren Respekt — im Gegentheil sehr profan von gewissen äußerlichen Handlungen ihrer Mitmenschen — und seien diese zeitweise auch ihre Wohlthäter, zu denken, ja selbst zu sprechen gewohnt sind. Hören wir z. B. den Dialog einiger Fastenpredigt-Platzaufheberinnen an, die in der Regel doch mit dem allergottesfürchtigsten Leuten im Verkehre stehen.

Frau Waberl (zu ihrer Geschäftskollegin): Kruzitürken, heunt kummt's wieder lang nit! Dös braucht alleweil a Zeit, bis 's mit ihr'n Aufputz firti is, und i sollt' schon bei die Dominikaner sein, wo's um sieb'n i anfangen. (Nimmt eine Prise.) Is's g'fälli?

Frau Everl: I dank! — Mein Gott! Unsereins verdient si die paar Kreuzer sauer gnua. No ja, so a g'stazte Gnädige glaubt gr'ad, von ihre drei Sechserln kann ma leb'n; i hab' an schlaghaften Mann z' Haus, der si schon seit zehn Jahr' nit rühr'n kann und drei klane Kinder zum Ernähr'n — da haßt's auf'n Verdienst schau'n. Und mein' Hofräthin laßt si heunt a schön Zeit!

Frau Waberl: Hörn's, die Inn'rige möcht i schon gar nit. Was dö für G'schichten macht. Der zehnte Platz is ihr nit recht, da ziagt's und dort kann's 'n Geistlichen nit in's G'sicht schau'n. I manet, wann ma nur a Predig guat hört, z'segn gibt's ja eh nix dabei.

Frau Everl: Mein' älteste Tochter sitzt bei die Serviten, die hat a ihr Plag mit aner Bäckenmasterin, die von was Gott wo herkummt, weil's 'n Pater Innocenz so gern hört. Sö, dö kann d'Leut sekir'n?! Und was gibt's ihr? Zwa Sechserln und a paar albachene Kipfeln steckt's ihr zu. Da kann ma schon fett wer'n davon. (Nimmt eine Prise.) Is 's g'fälli?

Frau Waberl: I dank! Wissen's, mein Hausfrau is a Wittfrau, die früher immer zu die Piaristen gangen is, aber seitdem n' Pater Bauer der Schlag troffen hat, kann's nur mehr n' Pater Kurz hör'n. Sö, dö thuat süaß!! Aber mir scheint, si is a Winkelhamliche, denn wie mir die Gstettnbauerin sagt, hätt's schon fünfmal heirath'n können und is alleweil wieder z'ruckgangen, weil sie si nit binden mag. Jetzt haßt's, daß's gar an Praktikanten heirat'n will, aber i glaub's no nit.

Frau Everl: Wann i von meiner Hofräthin red'n wollt, wurd' i heut gar nimmer firti. Du liaber Himmel, man hat jo a Augen im Kopf und auf's Hir'n g'fall'n is ma a nit. Mir scheint, dö geht nit weg'n Beten in d' Kirch'n. Uebrigens geht's mi nix an. Aber

wiſſen möcht i, ob's a Hofräthin is, oder, wie die Schmiedtin behaupt, nur die G'ſchiedene von an Kammerdiener, und daß' a Baron . . . a da kummen's ja alle Zwa ang'ruckt, na — ſchaut dö heut aus, aber ſo aufdunnert, wie a Schlitt'npferd — — küß' d' Hand, r' Gnaden. —

Frau Waberl: Küß' d' Hand r' Gnaden! G'lobt ſei Jeſus Chriſtus!

Frau Everl: Wunderſchön ſchau'n r' Gnaden heunt aus, grad wie a Hofdam' — küß' d' Hand, vagelt's Gott tauſendmal — is aber a a prächtiger Platz, kan Zug und ſchnurrgrad vor der Kanzel — i dank, i dank, das is all's z' viel! (Heimlich zu Frau Waberl): Wann's mit die Dominikaner firti ſan, kummens in Neuſtädter-Keller, die Großin und die Gansmüller kummen a. (Laut.) Küß' d' Hand, 'r Gnaden!" —

Das Faſtenlied iſt zu Ende, die Kirche iſt übervoll, betrachten wir uns die Anweſenden.

* * *

Wie leicht hätte es mir noch vor einem Dezennium, unter der Regierung jener exquiſiten Geſellſchaftsretter, geſchehen können, daß ich wegen „Verſpottung der Religion" u. ſ. w. auf ſo und ſo viele Monate zu k. k. Erbſen und ärariſcher Amtsdiener-Grobheit verurtheilt worden wäre, wenn ich mir hätte einfallen laſſen, es laut zu ſagen, daß ich von jenen Leuten nie viel gehalten habe, die — ſtatt zu arbeiten, täglich in einem halben Dutzend Kirchen ſtundenlang auf den Knieen herumrutſchen, ſich die Bruſt zerſchlagen und die ſchmutzigſten Kehlheimerplatten mit den inbrünſtigſten, zerknirſchteſten Küſſen reinlecken. Heute darf man ſich zu ſolch „freigeiſtiger" Konfeſſion wohl ungeſtraft bekennen und deshalb erkläre ich, bei meinem heiligſten Gottvertrauen, daß ich von jenen Leuten auch jetzt noch nicht viel halte.

Deſto mehr rührt und ergreift mich die wahre, ſtille Andacht, die innige, gläubige Zuverſicht an die Gerechtigkeit des himmliſchen

Vaters, und es schneidet mir z. B. jedesmal tief in die Seele, wenn ich Nachts über menschenleere Plätze nach Hause kehre und auf dem Betschemel vor dem Lämpchen einer Muttergottessäule, einer Kapelle, oder dem Bilde des Gekreuzigten an einer Kirche, eine Gestalt hingegossen sehe, die taub für das Gejohle der in den anstoßenden Straßen heimziehenden Zecher ihre heißesten Gebete flüstert. Dort lachen und kichern sie und treiben unzüchtige Scherze und hieher hat sich ein Geschöpf geflüchtet, das ungesehen sein Herz vor dem Ewigen ausschütten will und in dieser Beichte des Schmerzes vielleicht Trost findet. Welches Leid mag eine solche Brust bedrücken, welch' Kummer mag sie erfüllen und wie stark und echt muß ihr Glaube an den Herrn des Erbarmens — an den göttlichen Erlöser sein!

Und ebenso habe ich immer Achtung empfunden vor jenen einsamen Betern und Beterinnen, die die dunkelsten Winkel der Kirche aufsuchen und blind für die geräuschvolle Andacht der übrigen Kirchengänger, in sich versunken dastehen und die Angelegenheiten ihrer Seele ohne äußeren Apparat zu dem Ohre des Ewigen bringen. . . .

Und wenn ich zur Zeit der Fastenpredigten die entlegeneren Räume des Stefansdomes durchschreite und in einer entfernten Ecke, abgeschieden von der hin- und herwogenden oder festgekeilten Menge, in einem Betstuhle eine verschleierte Gestalt sehe, zu der das rauhe Wort des Predigers nur selten dringt, die aber vielleicht in ihrem Innern es liebevoller und milder ergänzt, dann hüte ich mich, sie in ihren stillen Träumen zu stören und wende mich scheuen Schrittes zurück. Wenn aber die bunte Masse, die sich um die Kanzel und den Donnerer auf ihr drängt, in ihren einzelnen Exemplaren mitunter einen ernüchternden, um nicht zu sagen erheiternden Anblick gewährt, so ist es nicht meine Schuld, denn ich gehe wahrlich nicht, wie Pater Steiner uns „Zeitungsschreiber" speziell verlästert, in das Gotteshaus, um mich zu — „amusiren".

Ach, es amusiren sich dort ganz andere Leute als „wir", denn, wie ich selbst bereits angedeutet, besteht das Fastenpredigt-Publikum bei dem heutigen Charakter der Predigten meist aus Neugierigen,

[illegible], und nur [illegible]
[illegible] Jenen, die aus „[illegible]
[illegible] „Judenwirthschaft
[illegible] der Höllenqualen
[illegible] Freimaurern oder Aktien-
[illegible]hen.

[illegible]mehrige Kanzleidiener ist der
[illegible] erkennst ihn an dem glatt-
[illegible]mentsmäßig kurzen Backenbart
[illegible] und dieses mit einer goldenen
[illegible] Stirne, den breiten, vorstehenden
[illegible] Augen und dem weit aufgerissenen
[illegible] des Herrn", wie es frisch weg von
[illegible] angt. Er ist von seiner militärischen
[illegible] der Fastenpredigten gedrillt, er hat sich
[illegible] bei den Dominikanern oder Michaelern
[illegible]nikaner- oder Michaeler-Keller, oder in
[illegible], die „Mistgrub'n", auf „gruß' Seitl
[illegible]zeit und ist ein Feind aller Neuerungen,
[illegible] Holzdeputates, des kleineren Papieraus-
[illegible] Kerzenpauschales. Er perhorreszirt den
[illegible] der Staatsgrundgesetze, nach welchen,
[illegible], die jährlichen Aushilfen strengstens
[illegible] Leitschnüre für die Akten-Faszikel verrechnet
[illegible] Und deshalb kann er dem hoch-
[illegible]zel nur beifällig zustimmen (er thut dies
[illegible]en), wenn dieser von den verderblichen
[illegible]mus die grellsten Schilderungen

[illegible] Motiven, so doch mit ähnlich
[illegible]dhaften Bestrebungen der Neuzeit,
[illegible] Fremdenloge" der Kirche, d. h. dem
[illegible] Gräfin B und die Baronin C den

Zornesausbrüchen des Gottesstreiters zu. Sie werfen zwar zeitweise einen Blick in das Gebetbuch, das der schwarz gallonirte Diener auf ihren Betschemel gelegt — (die Fürstin benützt „Das reuige Herz" von Alexander Fürst zu Hohenlohe, die Gräfin: Gundinger's „Lilienblüthen" und die Baronin: „La journée du Chretien") — oder mustern auch mit der Lorgnette die frivole Toilette diverser weiblicher Gäste im Schiff der Kirche, zumeist konzentrirt sich aber doch ihre Aufmerksamkeit auf den Prediger, wenn er ein interessantes Thema gewählt, z. B. das Laster, das sich öffentlich zur Schau trägt, die frevelhafte Mutter, welche die Reize der Tochter veräußert, den elenden Spötter, der die Liebesgaben dem nothleidenden heiligen Vater verweigert, das wuchernde Judenthum, welches das Mark des Landes (das nach den Begriffen auf dem Orotorium doch nur der Adel sein kann), aussaugt u. s. w. O, man möchte den hochwürdigen Mann heute Abends so gerne zu Thee bitten, wenn man nicht wüßte, daß erstens der fromme Mann keinen Thee trinkt und man zweitens nicht selbst schon den Abend vergeben hätte, da ein Proverbe einstudiert werden soll.

Dicht unter der Kanzel sitzt ein Weib aus dem Volke, die Hausmeisterin Frau Nani, über die bereits viel Ungemach gekommen und die deshalb in der Kirche Trost für ihr geknicktes Herz sucht. Ihr Mann, der, „was ohnehin am ganzen Grund bekannt is," allabendlich seinen „Trunk" hat, prügelt sie seit 34 Jahren allabendlich; ihre zwei Söhne, der „Pepi" und der „Schorsch," haben, „jeder a liederlich's Tuch," nirgends „gut than," weshalb man sie zum Militär gab, wo sie erst recht nicht „gut gethan." Dann ist der Malefiz 77er, den sie seit 3 Jahren estratto nach Linz setzt, noch immer nicht auf den ersten Ruf gekommen, und da sie ihn jetzt um keinen Preis mehr „auslassen" kann, so wird sie halt recht gottesfürchtig, hofft — „wann nit eppa do a die Juden dabei in Spiel san, no ja, wissen kann man's nit" — das Beste von unsern „liab'n Herrgott" und läßt so lange keine Fastenpredigt aus, bis nicht der 77er in Linz auf den ersten Ruf „heraus is."

Weiter rechts von ihr steht der Todtentruhentischler Herr Peter, ebenfalls ein gottesfürchtiger und nebstdem gelehrter Mann, der in seiner Jugend zwei lateinische Schulen absolvirt, nun Mitglied sämmtlicher frommen Vereine und wüthender „Kalvarienberggeher“ ist, und der jede freie Stunde entweder in der Kirche oder beim Heurigen verwerthet, an welch' letzterem Orte er sein gehöriges „Maßl“ von fünf Seiteln (keinen Tropfen mehr!) trabirend trinkt, d. h. seinen Tischgenossen dabei die Legende der Heiligen erzählt oder die schauderhafte Geschichte mittheilt, wie die Studenten im 48er Jahre die Religion abschaffen wollten.

Im Dunstkreise dieses braven Mannes stehen wie angenagelt, steif und ernst zwei Burgwächter (im Volksmunde „Staberlgarde“ genannt), welche als Märtyrer der Beschäftigungslosigkeit die vielen Stunden bis 7 Uhr Abends, um welche Zeit erst die Hanni und die Mali beim Röhrbrunnen erscheinen können, mit verschiedenen Fastenpredigten ausfüllen und, ohne sich einer nachhaltigen Begeisterung oder sonstigen heftigen Gemüthsbewegung zu überlassen, in apatischster Seelenruhe den Berichten über den ersten Sündenfall und die wachsende Sittenverderbniß der Menschheit zuhören.

Diese harmlose Absicht des sogenannten unschädlichen „Todtschlagens“ der freien Zeit, mit welcher der Zehnte nichts „anzufangen“ weiß, treibt nämlich viele „Andächtige“ den Fastenpredigten zu. Jener dicke, pensionirte Rechnungsrath z. B. der dort an dem linken Pfeiler mit halb geschlossenen Augen den Auseinandersetzungen über das Verbrechen einer Zivilehe lauscht und sich nun ernstlichst vornimmt, die bisher doch unsichere oder wenigstens zweifelhafte Stellung seiner Wirthschafterin durch den Segen der Kirche in eine legitime häusliche Charge zu modifiziren, ist froh, bis halb sechs Uhr, wo ein Tapper bei Weghuber ihn erwartet, diese ewig-lange Zeit auf eine anständige Weise ausgefüllt zu haben. Ebenso geht es den beiden, in seiner nächsten Nähe sitzenden ledigen Wittfrauen (gleichfalls in Pension), wovon jede um fünf Uhr bei einer andern „Freundin“ auf ein „Schalerl Kaffee“ und einen kleinen „Plausch“ sich ein-

zufinden gewohnt ist und zu diesem Behufe (dem Plausch) ihr Strickzeug im Ridikule bei sich trägt. Um halb fünf Uhr ist die Predigt zu Ende, und da kommt Jede noch zur rechten Zeit — die Eine in die Leopoldstadt und die Andere auf die Landstraße zu dem präliminirten „Schalerl Kaffee", welche praktische Zeiteintheilung sich ganz prächtig macht.

Und nun komme ich auf jene markanteste Staffage der Fastenpredigten, auf jene unheimlichen Figuren utriusque generis, die der frivole Beobachter in dem Namen „Betschwester" oder „Betbruder" bezeichnet, die in dunkler Kleidung, mit zu Boden gesenkten Augen scheu an Dir vorüberhuschen und in demuthsvoller Verzückung und fieberhafter Erregung aus einem abgegriffenen Gebetbuche, etwa Pater Cochem's „Seraphische Jagdlust, oder Portiunkula Büchlein", oder auch P. Donin's „Nachfolge Christi" die phantastischsten Stylwendungen halblaut vor sich hinmurmeln. Sie hören nicht auf das Wort des Predigers, denn ihre Seele ist abwesend und schwirrt in unfaßbaren Räumen umher; sie bewegen mechanisch ihre Lippen, aber das tausendmal Gelesene vermag ihr Geist doch nicht zu behalten, denn er ist erfüllt von dem aberwitzigsten Kunterbunt himmlisch lächelnder Engel und grimmiger Teufelsfratzen. Die Bedauernswerthen eilen aus einer Kirche in die andere, bis sie eines Tages als „Braut Christi" oder „Bräutigam Mariens" hinter Eisengittern ihre zu Tode gemarterte Seele aushauchen.

Und einen gleich fröstelnden Eindruck machten stets auf mich jene, trotz ihrer Jugend doch schon abgehärmten und trotz des in den Adern wild tobenden Blutes dennoch bleichen Gestalten, jene jungen Kleriker mit der frischen Tonsur auf dem Scheitel, die, die Augen starr auf ihr Brevier geheftet, meist rückwärts an den Kirchenthüren knieen und die gekommen waren, um die modernen Heroen der Kanzel zu hören, von ihnen zu lernen und einst ebenso segensreich zu wirken.

Und weiters, glaube ich, wirkt nicht erhebend oder sympathisch der Anblick jener spekulativen Frömmlerinnen, die sichtlich nur mit ihrer Andacht kokettiren, bei idealer Drapirung des dunklen Long-

ſhawls an der ſcheinbar unbeachtetſten, aber eigentlich auffälligſten Stelle, an den Stufen eines Seitenaltares ſich niederlaſſen, als reuige Magdalena und Büßerin ihr Haupt in das Gebetbuch neigen — es iſt meiſt Eckhartshauſen's „Gott iſt die reinſte Liebe" oder Veith's „Jeſus meine Liebe" — und in den Zwiſchenpauſen unter einem tiefen Seufzer mit einem blendend weißen Battiſttuch ſich die Augen trocknen und auf einen Moment ihren ſchwärmeriſchen Blick durch die Kirche ſchweifen laſſen.

Und oben auf der Kanzel erhebt noch einmal ſeine dräuende Stimme der Mann Gottes und ſchüttelt den vollen Becher ſeines Zornes über die Sünder dieſer Welt aus — in ſeinem heiligen Eifer läßt er ſich zu den ungöttlichſten Wuthausbrüchen verleiten — da ſtoßen ſich die Neugierigen mit dem Ellbogen, denn nun kommen gewiß die ſehnlichſt erwarteten „Sticheleien" auf dieſen oder jenen Stand, der Zeitungsreporter ſkizzirt ſich, in einem Beichtſtuhle verborgen, raſch ein paar fulminante Sätze . . . draußen auf der Straße ſtampfen die Pferde der harrenden Equipagen ungeduldig das Pflaſter, die Bedienten der vornehmen Gäſte trippeln in gleicher Stimmung auf nnd ab, die armen Leute an der Kirchenthüre flüſtern einander zu: „heunt dauert's aber lang!" ſelbſt der dicke Rechnungsrath ſieht bereits auf ſeine Uhr, ob er den Tapper nicht verſäume — aber der Prediger klagt erſt jetzt, daß die wahren Andächtigen fehlen, daß die Meiſten nur müßige Neugierde in die Kirche getrieben und daß Jene immer ſeltener und ſeltener werden, die nur, um das Wort Gottes zu hören, das Haus Gottes betreten u. ſ. w.

In der Faſtenzeit bin ich durch mancherlei geſtört, aber wenn ſie vorüber, will ich ſelbſt wieder einmal recht inbrünſtig zum Himmel beten! —

„Gutgesinnte" von Damals.

I.

Das Denunzianten-Korps.

Es ist dieser Tage*) ein Wiener Bürger begraben worden, der, wie es heißt, in weitesten Kreisen unter der Bezeichnung als „Gutgesinnter" bekannt war, und als solcher wohl auch starb.

Ich kannte den Mann nicht und habe auch seinen Namen erst nach seinem Tode nennen gehört. Ich weiß auch nicht den kleinsten unredlichen Zug, nicht den winzigsten Fleck, der auf seinem Namen lastet und sein Andenken in der Erinnerung seiner Mitbürger schädigen könnte, und ich muß deshalb annehmen, daß er als rechtschaffener, ehrlicher, allgemein geachteter Mann seine Augen schloß.

Aber eben diese günstige Meinung, die ich von dem mir gänzlich unbekannten Verstorbenen habe, zwingt mich, die P. T. Zeitgenossen zu mahnen, mit dem Epitheton: „Ein Gutgesinnter" vorsichtig zu sein, da der Werth dieser Titulatur heute noch immer einigermaßen ungewiß, ja sogar sehr — relativ ist, indem ein großer Theil der „Gutgesinnten von Damals" ihrer meist unsichtbar wirkenden Branche eine ganz eigenthümliche Bedeutung gab und man daher — wenn auch mit den besten Absichten — einem Manne leicht ein Prädikat beilegen könnte, gegen das der also Klassifizirte mit Fug und Recht protestiren müßte.

---

*) Novbr. 1870.

Es sind nun zweiundzwanzig Jahre, daß die Gattung der „Gutgesinnten“ erfunden wurde, oder vielmehr sich selbst erfand. Manchmal in höchsten Nöthen!

Ich rede vom sogenannten „Jahre der Schmach“ (preußischer Tarifsatz) und speziell von der Periode der glorreichen Niederwerfung der Wiener Oktober-Aufständler und der kriegsrechtlichen Behandlung ihrer Führer.

Man muß in jenem denkwürdigen Monate in Wien gelebt haben, um von der (scheinbaren) Einmüthigkeit der gesammten Bevölkerung sprechen zu können. Ihr Kampf und ihr Widerstand war freilich ein thörichter, aber sie rettete wenigstens den Ruf des Muthes und der Todesverachtung, und nicht nur Europa, die ganze Welt blickte theilnahmsvoll nach dem neuen Sagunt, das übrigens kein Hannibal belagerte. Wien war endlich nach erbittertem Kampfe genommen, die Kroaten waren Herren der Stadt und an jenem unvergeßlichen Allerheiligentage wehte wieder zum ersten Male die schwarz-gelbe Fahne vom Stefansthurme. Was weiter folgte, ist bekannt: die Kriegsgerichte begannen ihre Thätigkeit, es wurde strangulirt, erschossen, eingekerkert u. s. w., u. s. w.

Die Geschichte hat über jene düsteren, unheilvollen Tage längst gerichtet; der Ruhm der Sieger wie der Schimpf der Besiegten wurde mittlerweile auf das richtige Maß gebracht, vermeintlich unheilbare Wunden heilte die Alles versöhnende Zeit, man ist auf beiden Seiten zur besseren Einsicht gekommen und Manches, ja Vieles aus jener blutgetränkten Epoche würde heute nicht wieder geschehen. Requiescat! —

Aber unter den vielen historischen Darstellungen des Wiener Revolutionsjahres vermisse ich doch noch immer eine erschöpfende Spezialgeschichte einer damals aufgetauchten und das entsetzlichste Unwesen treibenden Bande, deren Mitglieder ebenfalls unter dem loyal klingenden Namen der „Gutgesinnten“ sich wechselseitig zu erkennen gaben, in Wahrheit aber nur als die „Hyänen der Reaktion“ sich erwiesen und das scheußliche Denunziantengeschäft

betrieben. Warum gibt es noch keine Geschichte des „Wiener Denunziantenwesens", wenn auch schonungsvoll ohne biographische Daten? Warum schrieb noch Niemand die, wenn schon nicht erbauliche, so doch überaus lehrreiche Historie jener „Spitzel-Kongregation", die gleich den spanischen Fang- und Spürhunden die gehetzten Liberalen in ihrem Versteck aufstöberte und der hochansehnlichen Jagdgesellschaft unermüdlich apportirte? Fehlt es etwa den berufenen Quellenforschern für einen gründlichen Essay über das „politische Nadererthum" an aktenmäßigen Belegen? Fehlt es an Nachweisungen? Nicht doch ...

Ich sagte, daß während der Kampftage Wien eine — scheinbare Einmüthigkeit der Gesinnung äußerte. Der erste Serassaner, der das Straßenpflaster betrat, änderte die Physiognomie der Stadt. Die ganze Bevölkerung theilte sich augenblicklich in zwei, wenn auch ungleiche Hälften, d. h. ebenfalls in Besiegte und „Sieger", und Letztere, obschon die kleinere, aber auf die Assistenz der bewaffneten Macht vertrauend, demnach gewaltigere, begann unter dem „Martialgesetz der guten Gesinnung" gegen die Ueberwundenen, also „Verdächtigen", meist einen Verfolgungskrieg der fanatischesten Spionage. Was angsterfüllte Wohldienerei, Privatrache, Gewinnsucht und ähnliche saubere Motive, was die schmählichsten Leidenschaften der niederen Spekulation zu leisten im Stande waren, das geschah in überschwenglicher Dienstfertigkeit, das geschah bis zum — Ueberdruß der Akzeptanten, deren viele schließlich thatsächlich von Eckel erfüllt waren über die unersättliche Rache-, Geld- und Belobungsgier der (meist auch noch freiwilligen) „Wiener Denunzianten".

Und all' dies Gezücht (beiderlei Geschlechtes, denn auch das „edle Frauenherz" machte viel in diesem Geschäfte), der gesammte Spitzeltroß bemäntelte sein mit Blut und Thränen besiegeltes Gewerbe mit dem gotteslästerlichen Titel der „guten Gesinnung". Wenn der Bruder den Bruder, das Weib den (lästigen) Mann, der Freund den Freund, der Schuldner den Gläubiger, der Amtsgenosse den Kollegen, der Chef seinen Untergebenen, der Diener seinen Herrn, der Bürger

den Mitbürger verrieth, so that er es unter der grinsenden Versicherung seines „patriotischen" Pflichtgefühls, d. h. unter dem heuchlerischen Feldgeschrei jener Tage: „der guten Gesinnung"! —

Ach, wohl war es ein Jahr der Schmach, aber die Schmach begann nicht nach der junkerlichen Zeitrechnung an jenem glorreichen 13. März — sie datirt um einige Monden später und begann, als alle Freundschafts- und Familienbande gelöst schienen, und Judas Ischariot seine Apostel aussandte, den Verrath en masse zu organisiren.

Es sträubt sich mein Herz, Details zu schildern; zudem sind diese erschrecklichen Szenen einer langen Bartholomäusnacht voll sozialer Gräuel noch im bittersten Gedächtnisse Vieler. Andere, die dies sittliche Trauerspiel Wien's nicht „schaudernd selbst erlebt", würden diesen schwarzen Fleck, der auf der renommirten Stadt der „Gemüthlichkeit" unvertilgbar haftet, für eine geschichtliche Lüge halten, auch will ich gewissen „Patrioten", die heute noch in den Straßen herumstolziren, oder das zutrauliche Lächeln der Wiener Bonhomie bis nun zu bewahren wußten, nicht die Larve vom Gesichte reißen — ich mag kein Denunziant der Denunzianten sein, aber in meiner Sterbestunde sage ich — da ich in diesem Fache (zur allgemeinen Beruhigung) nichts Schriftliches habe, meinen noch arglosen Söhnen vielleicht einige Namen ins Ohr, und das nur aus warnender Fürsorge.

Was jedoch die altwienerische „Gemüthlichkeit" betrifft, so waren gerade die heimlichen Mitglieder der Denunzianten-Kompagnie, die Herren und Damen der Spitzel-Sozietät die allergemüthlichsten Leute. Sie kamen allstündlich zu Dir in's Haus und erkundigten sich theilnahmsvoll um Dein Befinden. Sie schnitten vor Dir die malkontenteste Fratze, seufzten und klagten Dir ihr sympathisches Herzeleid, sie drückten Dir wärmer als sonst die Hand und gaben sich als die lautersten Gesinnungsgenossen, die alliirten Märtyrer der leidigen Situation. Daß sie Deine Beichte schon in der nächsten Viertelstunde mißbrauchten, daß sie, wenn Du wortkarg, in Deine Herz-

kammer stiegen und heraufholten, was Du tief verborgen halten wolltest, daß sie Briefe auffingen, Deine Leute bestachen, Deine Kinder ausforschten, Deine Besuche kontrolirten, Deine Lektüre überwachten, daß sie endlich sogar zu Dieben wurden und Dir diese oder jene Beweise Deiner „destruktiven Tendenzen" oder des Einverständnisses mit der „Umsturzpartei" einfach wegstahlen — oder wenn gar nichts half, falsches Zeugniß ablegten — nun, mein Gott! das war nebensächlich und erforderte ihr Handwerk, gegen Dich selbst und die Deinen blieben sie stets und immer „gemüthlich."

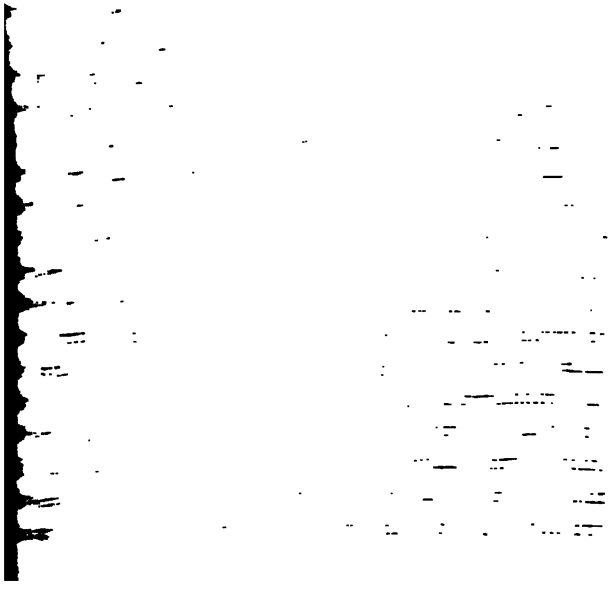
Und was sie erst öffentlich für gemüthliche Gesellschafter waren! Sie setzten sich im Gast- oder Kaffeehause zu Dir und erzählten Dir die neuesten und schärfsten Bonmots über das — Gouvernement. Du mußtest lachen und vielleicht gabst Du gleichfalls eine heißende Anekdote zum Besten (was Du nicht hättest thun sollen!). Dann ärgerten Sie sich über das kleine Gebäck und zogen über die Verwaltung los, oder sprachen gar ungescheut von einer „schlechten Regierung". Oder sie nahmen die offizielle „Wiener Zeitung" zur Hand (ein beliebtes Mittel) und kritisirten die Windischgrätz'schen, Welden'schen und Haynau'schen Erlässe, die Verfügungen Kempen's, die unsterblichen Anordnungen des Herrn Weiß von Starkenfels u. s. w. auf's Unbarmherzigste. Stimmtest Du, wenn auch nur kopfnickend, dem Muthigen zu, so konntest Du später einige — Unannehmlichkeiten erleben. Auch der Stellwagen war ein günstiges Terrain für diese Gesinnungs-Hochstapler; man konnte mit dem Nebensitzenden über vorübergehende, fahrende und reitende notable Persönlichkeiten seine Meinungen und Urtheile austauschen, die nicht selten vom gewünschten Erfolge gekrönt waren. Solche touristische Häscher machten zu diesem Zwecke oft zwanzig bis dreißig Stellwagenfahrten an einem Tage. Daß heimliche Sammlungen auf Trauermessen für die Gefallenen, auf Kränze für gewisse Gräber und ähnliche „stille Manifestationen der Partei" ebenfalls gerne benutzt, ja von einzelnen schlauen Arrangeuren geradezu als Köder gebraucht wurden, war so natürlich, wie, daß eben nur der aufdringlichste

den Mitbürger verrieth, so that er es unter der grinsenden Ve rung seines „patriotischen" Pflichtgefühls, d. h. unter dem he rischen Feldgeschrei jener Tage: „der guten Gesinnung"! —

Ach, wohl war es ein Jahr der Schmach, aber die Schma gann nicht nach der junkerlichen Zeitrechnung an jenem glorr 13. März — sie datirt um einige Monden später und begann alle Freundschafts- und Familienbande gelöst sch und Judas Ischariot seine Apostel aussandte, den Verrath en z zu organisiren.

Es sträubt sich mein Herz, Details zu schildern; zuden diese erschrecklichen Szenen einer langen Bartholomäusnacht sozialer Gräuel noch im bittersten Gedächtnisse Vieler. Ander dies sittliche Trauerspiel Wien's nicht „schaudernd selbst erlebt", den diesen schwarzen Fleck, der auf der renommirten Stadt der müthlichkeit" unvertilgbar haftet, für eine geschichtliche Lüge h auch will ich gewissen „Patrioten", die heute noch in den Straße umstolziren, oder das zutrauliche Lächeln der Wiener Bonhom nun zu bewahren wußten, nicht die Larve vom Gesichte reiße ich mag kein Denunziant der Denunzianten sein, a meiner Sterbestunde sage ich — da ich in diesem Fache (zur meinen Beruhigung) nichts Schriftliches habe, meinen noch ar Söhnen vielleicht einige Namen ins Ohr, und das nur aus war der Fürsorge.

Was jedoch die altwienerische „Gemüthlichkeit" betrifft, so gerade die heimlichen Mitglieder der Denunzianten-Kompagni Herren und Damen der Spitzel-Sozietät die allergemüthlichsten Sie kamen allstündlich zu Dir in's Haus und erkundigten sich nahmsvoll um Dein Befinden. Sie schnitten vor Dir die m tenteste Fratze, seufzten und klagten Dir ihr sympathisches Her sie drückten Dir wärmer als sonst die Hand und gaben sich al lautersten Gesinnungsgenossen, die alliirten Märtyrer der le Situation. Daß sie Deine Beichte schon in der nächsten B stunde mißbrauchten, daß sie, wenn Du wortkarg, in Deine



Kolporteur einer verfehmten Flugschrift, eines verbotenen Buches oder Bildes den jeweiligen Besitzer zuweilen in Gefahr brachte. Man nannte diesen Nebenzweig der gesammten Denunziations-Wissenschaft, diese Sekte im großen Spitzel-Orden: „Agents provocateurs“ — zu Deutsch: Schufte.

Welch' ein unsägliches Leid brachte dieses gesellschaftliche Ungeziefer — dessen sich die Behörden kaum erwehren konnten, (welch' letztere bei einiger gutmüthigen Lässigkeit vielleicht noch Gefahr liefen, von ihren eigenen Organen wieder bei den Oberbehörden denunzirt zu werden) — über zahllose Familien; welches Chaos brachte in die dienstlichen Verhältnisse, in den Geschäftsgang der Aemter diese miserable Spitzelwirthschaft! Wie viele Existenzen wurden durch die mündliche oder halbbrüchige unterthänigste Mittheilung dieser Lumpenkerle oder feilen Dirnen und nichtsnutzigen Weiber zerstört, vernichtet; denn wer ermißt all das Elend, das mit einer einzigen Aussage (und Aburtheilung) durch Generationen hinaus, über diese oder jene Familie hereingebrochen. Fragt in den neun Bezirken, jeder von ihnen hat seine Märtyrer des Denunziantenthums; freilich sind viele der Gemaßregelten bereits ins Grab gestiegen, gefolgt von ihren, von Gram verzehrten Kindern. — Warum gibt es noch keine Geschichte der Denunzianten?

Weshalb ich dieses widerliche Thema nun berühre? Aus dem Eingangs erwähnten Grunde: damit man mit der Benennung „Gutgesinnter“ vorsichtig sei, weil es eben einst auch ein Spezies gab, die der Gesammtgattung sogenannter plötzlicher „Patrioten“ und dem Namen überhaupt wahrlich nicht zur Ehre gereichte, im Gegentheile für alle Zeiten mit einem unauslöschlichen Fluche beladen bleibt . . .

II.

Zur Naturgeschichte der „Angströhren".

Ich sprach von „plötzlichen" Patrioten. Diese eigenthümliche Sorte Wiener erblickte am 31. Oktober 1848, Nachmittag 5 Uhr, das Licht der Welt und wurde von — Angst, Feigheit und Furcht ausgebrütet.

Die kroatische Besitzergreifung der deutschen Stadt geschah — wie es eben Kriegsgebrauch — etwas ungestüm und die Ueberwundenen fanden kaum Zeit, sich zu demaskiren, d. h. ihr fatales Interimskostüm sammt der Armatur des Aufstandes abzulegen und die Garderobe des unverdächtigen Bürgers, die kleidsamere Tracht des Besteuerten hervorzusuchen, mit einem Worte: in die Toilette der Gutgesinnten sich zu werfen.

Worin bestand nun diese? Die urwüchsigen Schaaren des „heldenmüthigen" Banus hatten, einem höchst glaubwürdigen On dit zufolge, einen fürchterlichen „Pick" auf die ihnen bereits signalisirten Abzeichen der für vogelfrei erklärten Revolutionäre, und konnten diese Merkmale, da man beim siegreichen Eindringen des Militärs die unnütz gewordenen Waffen ohnehin wegwarf, nur mehr in restlichen Kleidungsstücken bestehen. Daß man sich aber auch der Uniformen, passepoilirten Pantalons, Czakos, befederten und bebänderten Kalabreser und Stürmer ꝛc. in aller Eile zu entledigen suchte, war selbstverständlich und so späheten denn die armen Soldaten geraume Zeit vergebens nach den figuralisch gebrandmarkten Subjekten der Empörung und fanden gerade in den ersten Stunden ihrer offiziellen Visite wenig Verdächtiges. Ein sicheres Objekt war zwar der über das Kasernen-Normalmaß reichende Haarschmuck Einzelner, der in seiner wallenden Ueberschwänglichkeit den Ex-Legionär verrieth, aber kurz darauf verschwanden auch die systemwidrigen Locken und sogar viele trotzige Vollbärte fielen der wiederhergestellten Ordnung freiwillig zum Opfer.

Es entstand nun eine für beide Theile peinliche Pause. Einerseits wollte der projektirte Massenfang nicht recht gelingen, und andererseits verkroch sich, was sich schuldig wußte und nicht das Weite zu suchen verstand, in den abenteuerlichsten Verstecken oder in die seltsamsten Vermummungen, die den ältesten Freund unkenntlich machten. Aber auch der Zeitpunkt war gekommen, wo es von höchster Gefahr schien, seine Unbedenklichkeit überhaupt nicht schon völlig gerechtfertigt zu haben und als unbestritten „Gutgesinnter" vor dem Forum der bei dem Wachtfeuer lagernden bewaffneten Kritiker erscheinen zu können. Denn man mußte doch endlich auch auf die Straße gehen und seinen verschiedenen Pflichten nachkommen.

Heute, nach zwei Dezennien und noch wuchtigeren historischen Zwischenfällen nimmt sich die Sache fast komisch aus, wenn ich der zwar wohlmotivirten, aber doch immerhin kläglichen Furcht gedenke, die neun Zehntel der männlichen Wiener Bevölkerung in dem (wenn auch nothgedrungenen) Bestreben erfüllte, für unbedenklich zu gelten! Welche Mittel wandten Viele an, um die rigorosen Bivouaks unbeanständet passiren zu können, und welche ungefährliche, treuherzig-patriotische Gesichter schnitten sie, wenn sie das unerbittliche Fatum zwang, vor einem rothbemäntelten Bassa defiliren zu müssen! —

Denn die Hauptsache bei solch' Gefahr bringenden städtischen Ausflügen blieb vorläufig, d. h. ehe noch die designirten Kriegsgerichte nach Akten arbeiteten, das Aeußere, der „Habitus" des Waghalsigen, die, sozusagen dekorative Ausstattung und Gesinnungsmontur des promenirenden Prüflings, der dem mißtrauischen Auge eines vigilirenden Kordonisten oder Tschaikisten weder durch einen heuchlerischen, weil rasch adaptirten blauen Kaput, noch durch eine erlogen zivilisirte graue Hose einen k. k. Argwohn in das tadellose Vorleben solch' allgemeiner Kleidungsstücke einflößen durfte, vorzugsweise jedoch durch die patriotischeste Kopfbedeckung über allen Zweifel erhaben — glänzen mußte. Denn Rock und Hose konnten, wie angedeutet, wenn auch ihre Farben noch aufrührerischer Ver-

gangenheit wiesen, dennoch mit Schneidergeschwindigkeit einen friedfertig bürgerlichen Schnitt erlangen und deshalb immerhin einen Brutus oder Tausenau (was nach dem Dienstreglement so ziemlich alles Eins) verhüllen, aber erst die Kopfbedeckung war das untrüglichste Symptom eines nach der Adjustirungsvorschrift der guten Gesinnung Gekleideten. Was aber konnte unter solchen Umständen unverfänglicher sein, als die auch unter Metternich gesetzlich gestattete, altehrwürdige, vorkonstitutionelle Form des — Zilinders?!

Ja, der Zilinder war das sicherste Palladium in jenen schwierigen Tagen. War er doch in den vaterländischen Gauen als steifstes Sinnbild der Konstanz, d. h. der Stabilität, längst ebenfalls zum Begriff geworden und wurde nur, weil der Begriff, respektive das System der Unveränderlichkeit momentan unmodern, mit dem antiquirten System zeitweilig bei Seite gelegt, während statt seiner in der Epoche der allgemeinen anarchischen Formlosigkeit der ungestaltete, zerknittete — Kalabreser und ähnliche wachsweiche Mißgeburten, die rechten Zerrbilder des modernen Unbestandes, in Gebrauch kamen. Aber nun, wo die staatlichen Umgestaltungsversuche sammt den frechen Neuerern jämmerlich scheiterten, wo es klar und sichtbar war, daß nur das Altüberlieferte, durch ein Jahrtausend Bewährte, Sinn und Bestand habe, da brach mit der Inaugurirung der früheren Verhältnisse, mit der glücklichen Restauration der alten Zeit und ihrer patriarchalischen Zustände auch sein Reich und seine Herrschaft wieder an, und das „Symbol des Konservatismus" wurde mit Begeisterung aus der Kommode geholt!

Wie glücklich, wer damals dieses „politische Kleinod" in seinem Depositorium (für alle Fälle) aufbewahrt hatte! Wie konnte er, gleich dem Piloten, der von Kindheit an die Sandbänke und Untiefen seines heimatlichen Meerufers kennt, nun gefahrlos den häuslichen Hafen verlassen und durch die Bajonnetklippen auf sein Ziel lossteuern! Wie konnte er (innerlich) lächeln, wenn er mit diesem Amulete durch die stürmisch wogende Brandung der Belagerung wie auf spiegel-

glatter Fläche dahinfuhr, und wie zufrieden lächelten die Küstenbewacher selbst, als sie den braven Mann mit dem weithin sichtbaren, ebenfalls spiegelglatten Signale der guten Gesinnung vorübereilen sahen! So hübsch ausgerüstet und befriedigend uniformirt war der in jenen streng militärischen Tagen für manche Augen häßliche Anblick eines Zivilisten auch einigermaßen gemildert.

Wohlwollende und gemüthreiche Menschen können sich nun nach dem Vorerzählten die pitoyable Lage des Einzelnen, wenn er selbst, oder der Familie, wenn der Hausvater, der Sohn, der Bruder in der Stunde der Gefahr zilinderlos betreten wurde, leicht versinnlichen, und daß demnach das Streben der gesammten männlichen Bevölkerung Wiens nur in dem Besitze eines Zilinders gipfelte. Diese Sorge um den schützenden Zilinder wuchs mit der Minute, der Kampf, der um ihn in der Stille geführt werden mußte, wurde desto leidenschaftlicher, als das Gerücht ging, daß die ganze Auflage bei den Verlegern bald vergriffen, und daß, obschon für einzelne geeignete Exemplare horrende Preise gefordert wurden, dennoch das Lager in Kurzem vollständig geräumt sein dürfte. In dieser höchsten Noth verfiel man nun auf Auswege. Weil der revolutionäre Waffenrock zum philiströsesten Flaus sich umgestalten ließ, so versuchte man eine gleiche Wandlung mit dem in Bann gelegten Kalabreser und seinen verwandten Geschlechtern, indem man diese filzenen Gespenster in die gesetzlichen Formen zwängen ließ und sich mit derlei provisorischen und Interims-Zilindern wie mit einer Nothflagge bedeckte. Wehe! Wehe! Der Flagge fehlte der legale *Glanz*, und ihr *mattes* Aussehen wurde viel eher zum Verräther, als eine dreifarbige Kokarde.

Bei Stockhaus und Windischgrätz! Der *matte* Zilinder wirkte anstatt besänftigend, geradezu verderblich; man sah in ihm nicht nur das Abzeichen der erlogenen guten, sondern sogar das gemeinsame Symbol der — malkontenten Gesinnung und machte deshalb — *Jagd auf ihn*! Und zwar ganz gerechtfertigter Weise. Denn wie oft im Leben der Völker und Nationen just das scheinbar Unwichtigste und Unbedeutendste zum, wie die Geschichte lehrt, welter-

schütternden Anstoße führt, so konnte auch der matte Zilinder das Agens zu neuen, ungeahnten und um desto schrecklicheren Umwälzungen werden, wenn er, was kaum mehr zu bezweifeln, das Bindeglied der kurz vorher niedergeworfenen Verschwörer war. Zu dieser Annahme war man jedoch in maßgebenden Kreisen befugt, indem die Umsturzpartei ihren Zilinder nicht allein gegen alles Herkommen glanzlos, sondern auch — frech genug — mit breiterem Bande trug und mithin eine heimliche Gesellschaft (à la Carbonari) bestand, deren Mitglieder ein gemeinsames Erkennungszeichen hatten und die abermals ausgerottet werden mußten. Umsichtigen patriotischen Organen war mit der Entdeckung der neuen Verschwörung, der teuflischen Verbindung der „Matten" (auch „Breitbänderigen" genannt) eine wichtige Aufgabe geworden; was Wunder, wenn sie in vorkommenden Fällen zwar mit Strenge, aber auch nur nach Amtswegen verfuhren.

Was Wunder auch, wenn jeder, Angesichts des ärarischen Kruzifixes sich doch wieder purifizirte „Matte" (oder „Breitbänderige") nun augenblicklich daran dachte, mit den scharfen Leitern und Exekutoren der Gesetze durch keinerlei „demonstrativ" erscheinende Kopfbedeckung in Kollision zu gerathen und sich ernstlich beeilte, den „Zilinder der Gutgesinnten" sich anzuschaffen. Hierbei geschah nun in der Angst allerdings etwas Uebriges, indem man die Erzeuger beschwor, um nur ja nicht mehr mit einem „passiven Widerstands"- oder „Oppositions"- also auch nicht mit einem vielleicht zu niedrigeren Zilinder ein unnöthiges, obrigkeitliches Aergerniß zu geben, ihn nicht nur in der üblichen Höhe, sondern als Gesinnungsmétre vielmehr möglichst hoch zu formen. Daß dieses neueste vaterländische Wahrzeichen von den exofficio Gutgesinnten augenblicklich benützt wurde, um in dem Wettkampf der patriotischen Nebenbuhler siegreich zu erscheinen, ist erklärlich, aber diese Mode und Methode riefen eine leidige Zilinder-Höhenrivalität hervor, die zwar von den Behörden zur beifälligen Kenntniß genommen wurde, jedoch auch jene langhalsigen schwarzen Ungeheuer erzeugten, die der Fachmann zur leichteren Orien-

tirung künftiger Kulturhistoriker kurzweg unter dem Namen „Angströhren“ verzeichnete.

Wien bot damals einen sonderbaren Anblick. Nicht nur, daß die Stadt überhaupt in Folge ihrer luxuriösen militärischen Besatzung und einer gewissen Atmosphäre, die in ihr herrschte, einem weitläufigen Fort glich, so hatten auch die Paar Zivilisten, die in den Straßen scheu aneinander vorüber huschten, so ziemlich ein uniformes Aussehen, indem Jeglicher jede Auffälligkeit in seiner Kleidung sorgfältig vermied. Dazu kam noch, daß eine Art Staatslenker den jungen Leuten die Haare auf Kosten des allgemeinen Sicherheitsfondes schneiden ließ, und so war denn auch über die zivile, somit fast über die ganze männliche Bevölkerung, die zwar feierlich ernste, aber doch immerhin etwas monotone Kasernen-Physiognomie verbreitet. Nur die, gleich schwarzen Schlotten zwischen den Bajonneten, Czakos und Holzmützen emporragenden riesigen Zilinder ließen in der Montierenmasse die letzten Spuren des bürgerlichen Elementes erkennen, das sonst wie ausgestorben schien. Aber eben diese Zilinder!

Mit welch' ostensibler Hast schaffte man sie an, wie kokettirte man förmlich mit ihnen, die doch nichts anderes als die markantesten häufig exorbitantesten Ornamente der — unmännlichsten Furcht, die klassischen Werthzeichen einer unklassischen Periode — simple „Angströhren“ gewesen! Aber in gewissen Kreisen galten sie als conditio sine qua non der persönlichen Sicherheit, oder als symbolisches Merkmal der protokollirten „Gutgesinnten“, die im Vereine mit dem durchlauchtigsten Diktator das gemeinsame Vaterland vor dem Zerfalle zu retten hatten. Wahrlich, es fehlte wenig, und ein kommunaler Heißsporn hätte in seiner zilinderhaften Verzückung den eigenen Filzdeckel von überpatriotischer dreizehnzölliger Höhe vor seinen verzagten Mitbürgern begeistert geschwungen und dabei ausgerufen: „in hoc signo vinces!“ Leider erlebte dieses zeitweilige Sinnbild der wahren Vaterlandsliebe, der Zilinder, als er siegestrunken später zu gleichem Zweck auf Gastrollen ging, unter magyarischen und czechischen Fäusten einige derbe Niederlagen.

Die unumſchränkte Herrſchaft des Zilinders iſt, wie ſo vieles Andere, mittlerweile längſt gebrochen, er mußte ſeine abſolute Gewalt mit täglich neu auftauchenden Formen theilen; übrigens konnte er auch, trotz momentaner Zauberkraft, die unaufhaltſam rollenden Geſchicke des Vaterlandes nicht bannen. Aber eine hiſtoriſche Merkwürdigkeit bleibt das Ding, das heute ſchon faſt zur Rarität geworden.

III.

Die Frauen und — Jungfrauen.

Das iſt ja eben das Malheur, daß man ſowohl den wirklichen Moralitätsfexen als den Sittlichkeitsheuchlern nicht gut widerſprechen kann, wenn ſie die beleidigſten Amendements ſich erlauben, ſobald von der weiblichen Betheiligung an der Bewegung des Jahres 1848 die Rede iſt.

Und dennoch, wie ſchön war dieſe Theilnahme in den Märztagen! Wie glichen die Frauen doch alle den Manon Roland's und die Mädchen den Charlotte Corday's und wie begeiſterungstrunken leuchteten ihre Augen! Wie eiferten ſie die Helden des glorreichen Aufſtandes an, wie jubelten ſie den todesmuthigen Rednern zu, und welche herrlichen Blumenſträuße flogen den revolutionären Siegern aus zarten Händen entgegen, als ſie mit der blutig erkauften Beute der Empörung: den gewiſſen „Errungenſchaften“ oder ſogenannten (papiernen) „Menſchenrechten“, aus dem Kampfe zurückkamen und ſo trotzig mannhaft, ſo ſtolzen Lächelns im Feſtzuge einhermarſchirten! Ach, nur Thränen der weihevollſten Freude glänzten in jenen ſüßen Augen, die auf den herrlichen Freiheitskämpfern ruhten, und die roſigen Angeſichter, die ſich nach den jugendlichen Recken wandten, waren, wenigſtens in jener Stunde, gewiß nur von dem Feuer der edelſten Gefühle, der reinſten Leidenſchaft geröthet.

Die großen Feſte waren endlich vorüber, aber ſelbſtverſtändlich

blieben ihre Helden — modern, nur, daß die Feier derſelben nicht fortan in öffentlichen Aufzügen beſtand, ſondern in den häuslichen Kreis ſich zurückzog und zum faſt allgemeinen Privatkultus wurde. Student zu ſein, war damals gar ein prächtiges Glück, geehrt und beſungen in allen denkbaren Formen, war ſchon der Name ein Paſſepartout, der den ſtrengſten Kordon der Hausgeſetze durchbrach, ein Wunder wirkender Freibrief für Vieles — für Alles.

Wer neidet der goldigen Jugend dieſe weiteren Siege? Und ſahen ſie doch ſo ſchmuck aus, dieſe Herzenseroberer, und blickten ſo treu darein, ſo bieder, und die Lippen, die an ihnen hingen, waren geſchwellt von unnennbarer Seligkeit . . .

Ich weiß nicht, ob die private Nachfeier der Revolution auf unſere geſellſchaftlichen Verhältniſſe nicht eingreifender wirkte, als die Erſtürmung des Zeughauſes und die Verjagung Metternichs?

Das ich's alſo nur gerade herausſage: es gehörte damals zum weiblichen „Bonton," die „Braut" oder — Freundin eines Legionärs zu ſein. Es war die natürlichſte Modeſache, am Arme eines bekalabreſerten Jünglings zu erſcheinen, und das deutſche Schwert ſtreifte ſogar die ſittſamlichſten Glieder. Mit einem Worte: Das edle „Frauenherz" huldigte in demonſtrativ-inniger Weiſe der Revolution und den „Revolutionären." —

Dann kamen die Barrikadentage. Frauen und Mädchen wurden von den Studenten, Garden und ruſſigen Arbeitern, denen ſie ermunternde Worte zuriefen, denen ſie die Hand mit Wärme drückten, an die ſie Bänder und Schleifen und Blumen vertheilten, denen ſie Erfriſchungen brachten und hunderterlei (patriotiſche) Liebesgaben, über die Steinwälle geleitet, und ein enthuſiaſtiſches „Hoch den Frauen Wiens!" aus hundert und tauſend Kehlen lohnte ihnen ihre Sympathie für die Sache der Freiheit. Daß ſpäter auch einzelne ſchmutzige Hetären dieſen Triumphzug kopiren und ſogar „Barrikadenrollen" ſpielen wollten, liegt in der Natur dieſer Sorte, aber ſie kamen zu keinen Rollen und zogen ſich, von dem Ernſte der Tage verſcheucht, gar bald ſelbſt vor jeglicher öffentlichen „politiſchen" Wirkſamkeit zu-

rück. Als Ladies patronesses, als Schützerinnen der Revolution, fungirte auch hier wie überall, nach wie vor, jene scheinbar — bessere Hälfte der schönen Hälfte des Menschengeschlechtes, die stets die Zauberkraft besaß, wenn sie ein begeistertes „Sursum corda!“ rief, oder in die Ohren lispelte, den Tod für die Freiheit zu suchen und ihn süß zu finden.

Und dennoch war alles Modesache — faible! Man weinte zwar anfänglich noch die heißesten Thränen um die gefallenen Legionärs, man trug schwarze Roben (sehr pikant!) und legte schwarze Kränze auf ihre Gräber, aber — die Armen waren ja todt, oder auch nur flüchtig, oder nur im Kerker, oder nur bei den Strafkompagnien, aber „abgethan“ waren sie doch, wie momentan ihre Sache, es wurde nach und nach unmodern, von beiden zu sprechen, die Sympathie für die Märzhelden schien plötzlich so antiquirt, nachdem ganz andere Helden jüngsten Datums auf die Tagesordnung kamen, und das wunderliche Frauenherz, das so „unergründlich in seinen Tiefen“, akzeptirte denn endlich auch die neueste Mode: den militärischen faible.

Bei all' dem jungen Blute, das damals — ungestüm thörichter Weise für die heilig gehaltene „Sache“ vergossen wurde, ich stigmatisire die Gesellschaft (im Großen und Ganzen) wahrlich nicht! Erinnert Euch doch selbst, wie schnell die interessanten — „Demokratinnen“ verschwanden und dafür die aufdringlichen „Gutgesinnten“ generis feminini in Massen an's Tageslicht kamen. Erinnert Euch doch, wie so bald die altdemonstrativen Trauergewänder abgelegt und die neudemonstrativen Schilderhaus-Farben zur Mode wurden! Erinnert Euch doch, wie Euere Weiber und Töchter und Schwestern von den gewissen dreifarbigen Bändern und Kokarden, die sie so kokett über den wogenden Busen zu tragen wußten, die eine, mißliebig gewordene Couleur so rasch als ... Roccoco erklärten und sich mit zwei Farben zufrieden stellten! Und in wie kurzer Zeit die verlassenen untröstlichen Bräute ꝛc. in den Reihen des „Feindes“ Ersatz suchten und fanden!

Nochmals, ich verleumde nicht. Es gab einzelne rühmliche Ausnahmen, einsam verkümmernde Herzen, aber der Ueberläuferinnen war die lustigste Mehrzahl, und gar bald paradirten die siegreichen neuen Gäste mit den freiwilligen Sabinerinnen, die einen gewaltsamen Raub nicht abwarteten.

Diese neue Gesinnungs- und Herzensmode machte so rapide Fortschritte, daß sie schon nach einigen Wochen zur tonangebenden wurde und man den legal bewaffneten Freund ebenfalls wie eine Trophäe siegesbewußt in die Oeffentlichkeit führte, wobei freilich mitunter eine leidige Chargenrivalität entstand. Der „arme Zivilist" spielte wie ein altmodisches Möbel die kläglichste Figur oder schlich unbeachtet auf dem armirten Korso umher, oft auch noch verspottet, verhöhnt, verlacht von Jener, die erst im vorigen Mondesviertel in die bedenklichste Verzückung gerathen, wenn er den Freiligrath oder einen anderen ihrer „Lieblingsdichter" mit sonorem Bariton deklamirte.

Und eine besonders kouragirte Gattung der plötzlich militärisirten Wiener Schönen ging in ihrer transponirten Inklination so weit, daß sie nicht anstand, den abgedankten zivilen Amoroso, falls sich dieser beikommen ließ, in langweiligen Vorwürfen sich zu ergehen, d. h. überhaupt unbequem zu werden, einfach beim Polizeikommissariate des heimatlichen Bezirkes als „Rothen" zu — denunziren, oder dies Geschäft einem der stets disponiblen „Zünder" für ein paar Einserln zu überlassen. An Beweisen fehlt es ja selten, Briefschaften mit „rothem Inhalte" waren immer vorräthig. „Ehret die Frauen, sie flechten und weben."

Schließlich kam das edle Frauenherz mit seinen unergründlichen Tiefen sogar auf die Marotte, um als „gutgesinnt" zu gelten, eine quasi Damenuniform zu ersinnen, d. h. die Montur des zeitweise Auserwählten zu tragen, und schmückte sich demnach die respektive Julie mit einer soldatisch zugeschnittenen Joppe, genannt „Ulanka" oder „Dolmanka", mit großen metallenen Knöpfen, auf welchen die

Regimentsnummer des bezüglichen Romeo prangte. Daß dessen photographirtes Konterfei nebenbei auf Broche oder Armband glänzte, ist selbstverständlich. So leuchtete denn die normale „gute Gesinnung“ auch weiblicherseits in unzweifelhafter Glorie und das Militär-Gouvernement konnte in jeder Beziehung zufrieden sein.

Auch mir ist's recht; ich muß nur lachen, wenn ich nach den wechselvollen Ereignissen der damaligen Tage an die unstreitig bunten Mysterien denke, die zur Genesis der nachgebornen Generation u. s. w. u. s. w.

Nachtschwärmer.

Geschiedte Frauen bequemen sich meist ohne viel Aufforderung schon bald nach den Flitterwochen zu der Konzession, den Gemahl hin und wieder ein Glas Bier auch außerhalb des Schutzes der häuslichen Laren und Penaten trinken zu lassen. — Die noch Geschiedteren des schönen Geschlechtes murren sogar im Stillen, wenn der Herr der Schöpfung sich seines legitimen Rechtes der abendlichen Exkursionen — sei es aus Feigheit oder aus Apathie, freiwillig entäußert und Jahr aus, Jahr ein jeden geschlagenen Abend (selbst an Waschtagen!) daheim bleibt, mit den vermeintlich so gemüthlichen Pantoffeln unausgesetzt durch die Zimmer schlarft, und der viel Beschäftigten durch eine klettenhafte Anhänglichkeit in der raschen und prompten Erfüllung ihrer Obliegenheiten hinderlich ist. Und die geschiedtesten Frauen, die die Welt von einem erfahrungsreichen und aufgeklärten Standpunkte zu betrachten gewohnt und in ihrer Menschenkenntniß so weit vorgeschritten sind, daß sie überhaupt den Mann, der keinen Bart trägt, nicht raucht und nur Wasser trinkt, geradezu für kein — „Mannsbild" ansehen, werden sich gewiß in den gefährlichsten ehelichen Momenten, d. h. wenn der sonst so zärtliche Gatte moros und übellaunisch zu werden droht, oder wie ein abgestandener Fisch auf der Sanddüne, gähnend im Schlafsessel oder auf dem Divan liegt, zu jenem wahren Seelen-Heroismus aufraffen und den sichtlich Gelangweilten mit der liebevollen Weisung direkt fortschicken: „Warum gehst Du nicht etwas ins Freie? Heitere Dich auf, zerstreue Dich, trinke irgendwo ein Glas Bier, Du trinkst es ja gerne und unterhältst

Dich auch gerne mit ein paar Freunden, aber — komme nicht gar zu spät nach Hause!" Mit diesem Freibrief ausgerüstet, wird er klug thun, von der Erlaubniß, falls kein unlauteres Motiv sie ihm verschaffte, wirklich „irgendwo," d. h. in seiner ehemaligen Stammkneipe ein „Glas" Bier zu trinken, und er wird noch klüger thun, schon um Viertel auf elf Uhr Nachts zu seiner treuen Gattin zurückzukehren, als erst um halb drei Uhr Morgens. —

Mit diesen einleitenden Zeilen wollte ich nur im Allgemeinen den nicht ungewöhnlichen männlichen Usus, ein „Glas" Bier oder ein Paar „Pfiff" Wein außer dem Hause zu trinken, rechtfertigen. Ja, ich gehe so weit und behaupte, daß dieser Gebrauch zu den angeborenen, verbrieften und unveräußerlichen Rechten des Mannes gehört, daß das „Wirthshausgehen" nach des Tages Müh' und Arbeit für seine Gemüthsgesundheit so unentbehrlich, als für gewisse, eben nicht bösartige Frauen eine kleine Medisance inmitten Kaffee trinkender Freundinnen ist, und daß es ihn schließlich vielleicht vor Schlimmeren abhält, wenn er endlich auf dem Punkte angelangt ist, sich (nur dann und wann) „etwas zu zerstreuen." Gestattet eine honette Frau — und vernünftiger Weise kann sie es nicht verwehren, einem anständigen Manne den zeitweisen Besuch des Gasthauses, so wird der Moralist und Kulturhistoriker darin kaum etwas Bedenkliches finden, denn nur erst der Mißbrauch solch' edelmüthiger Lizenz wird verderblich, und deshalb habe ich es auch nur mit den „Ausschreitenden" in meiner kleinen Schilderung zu thun.

Die zügellosen Habitués der Bierbank und enthusiastischen Anhänger des Prinzipes: „Nur nit z'Haus geh'n!" theile ich, die edle Sekte der stylosen Trunkenbolde selbstverständlich ausgeschieden, in drei Klassen: Nachtschwärmer, welche, wie das Sprichwort lautet, „die Nacht zum Tage machen" und nicht wählerisch in den Genüssen, die die Nacht bietet, ihre Trink-Orgien und sonstigen „lauten" Amusements mit einem „Schwarzen mit Eiswasser" beschließen; „Wirthshausbrüder", denen die „Hetz", der „G'spaß", der „Jux", die „Gaudi" unter „guten Freunden" und „Dutzbrüdern" über

Alles geht, und „stille Zecher", die in oft wohlmotivirter Menschenverachtung still in einem Winkel kauern, den Kopf in die Hand gestützt, starr in das Glas blicken und den jeweiligen (Gersten- oder Reben-) Saft mit unleugbarer Andacht tropfenweise — freilich sind es viele Tropfen — und in langen und häufigen Zügen hinabschlürfen. Diese drei stabilen Wirthshaustypen sind in ihren Trieben und Leidenschaften grundverschieden, aber ein gemeinsames Band hält sie doch zusammen, die oberwähnte Parole und Lebensregel: „Nur nit z'Haus geh'n!"

Der „Nachtschwärmer" beginnt seine Tagesordnung, wenn der Tag zur Neige geht. Er sucht ein paar Freunde auf, die er stets zu finden weiß, in diesem Gasthause, in jenem Café. Man bespricht sich. Man macht Vorschläge und verwirft sie wieder als zu langweilig. Endlich einigt man sich. Dort kann's heute „fidel" sein — dort wollte man schon lange hin. Also auf! Man geht hin, mit dem kategorischen Vorsatze, sich unterhalten zu müssen. Man bleibt ein, zwei, drei Stunden. Man trinkt viel und Vielerei; man nöthigt sich und die Freunde zum Trinken und zur Lustigkeit, bis man plötzlich unisono zu der unwiderlegbaren Ueberzeugung kommt, daß man sich trotz alledem und alledem — langweile. Wohin jetzt? Zum Sperl? Könnte verrathen werden. Auf eine Flasche Wein zu Bauer! Gut, aber dort sperrt man zeitlich zu; es ist auch kein rechtes „Leben" dort, und Alles so still, so modest, fast zimperlich sittsam und ängstlich — also wo anders hin, denn es ist erst halb Zwölf und da kann ein vernünftiger Mensch doch nicht schon schlafen gehen!

Da stellt man den gemeinsamen Antrag, es z. B. in der Josefstadt beim * * * zu versuchen, wo man bis 1 Uhr sicher offen hält. Es ist zwar weit, aber die Wanderung wird muthig angetreten. Bittere Enttäuschung. Zufälliger Weise wurde heute früher Feierabend gemacht — mithin rasch in die Alservorstadt zum * * *. Zum Glück ist's dort noch so „halb lebendig," obwohl die Kellner schon ziemlich schlaftrunken herumwanken. Dennoch gelingt es, eine Flasche und sogar noch eine zweite und dritte auszustechen. Aber nun wird's

Ernſt. Man macht Miene zu ſchließen. Der Hausknecht raſſelt mit dem Schlüſſelbund, die Gasflammen werden bis auf eine einzige, die über ihren Häuptern flackert, ausgelöſcht; will man nicht in Gefahr gerathen, zum Aufbruch gemahnt zu werden, muß man nolens volens es ſelbſt thun. Zudem erklärt der Zahlkellner, daß der Keller bereits geſchloſſen und weder Wein noch Bier mehr zu haben ſei. Man verſucht noch einen Ausweg und nimmt die Hiobspoſt von der luſtigen Seite, man macht die kordialſten Späſſe und überredet ſchließlich den Kellner, wenigſtens ein paar Gläſer Slibowitz zu bringen. Das wird doch noch möglich ſein! Es iſt möglich. Man trinkt ihn ſtehend und repetirt die Doſis, bis der Kellner ungeachtet der generoſeſten Honorirung ſich mit den gemeſſenſten Befehlen des „Herrn" entſchuldigt, daß nun — es iſt zwei Uhr vorüber, geſchloſſen werden muß; es iſt auch der Polizei wegen, und „der Herr hat ohnehin ſchon ein paar Mal Straf' zahlen müſſen." So geht man denn in „Gottes Namen", aber man iſt in der Anſicht vollkommen übereinſtimmend, daß in Wien kein rechtes Leben mehr ſei, daß Wien ein Dorf ſei, ein fades Neſt, ein Krähwinkel, wo die Leute beim Ave-Marialäuten in's Bett ſteigen, daß es in Wien nicht mehr auszuhalten ſei u. ſ. w.

Nun ſteht man auf der Straße. Vom Schlafe keine Spur, vom Nachhauſegehen noch weniger. Was jetzt? Wohin jetzt? Im Café *** iſt's vielleicht noch (oder ſchon) offen. Die Marktweiber, die dort den erſten jener vielfältigen Imbiſſe nehmen, zu denen ſie Tagsüber durch ihr anſtrengendes Geſchäft gezwungen werden, ſind ihr Troſt, ihre Hoffnung. Man macht ſich abermals auf den Weg und marſchirt, ungeachtet aller geſetzlichen Warnungsrufe ſingend (man ſingt bereits), in die Stadt zurück. Viktoria! Sie ſehen Licht! Licht! Es iſt „offen!" Wie die Falkoniere auf ihre Beute, ſtürzen ſie auf den erleuchteten Punkt los. Die Thüre auf! Und lachend und lärmend gleich plündernden Koſaken ſtürmen ſie durch das Lokale zu einem Winkeltiſchchen. Man ſieht ſich in den Spiegel, man ſchaut einigermaßen wüſt aus, ja Einer macht ſogar die begründete Bemerkung: „verlumpt!" Aber der Andere lacht und ruft: „Marqueur! Vier kleine

Pünſche und einen Tſchai! Und Zigarren!" Man trinkt auf's Neue, man verſchüttet taumelnd die Hälfte, die Virginier brennt nicht — heiß iſt's auch in dem verfl . . . Loch; — „Waſſer! Marqueur! Friſches Waſſer! Und ein Paar Gläſer Rhum!"

Da kommt man — es iſt bereits 3 Uhr — abermals zu der Ueberzeugung, daß man ſich noch immer nicht, was man ſagt, „ſo recht unterhalten habe". Es werden deshalb neue Vorſchläge gemacht, mitunter ſogar frivole, aber nicht akzeptirt, da Zwei aus der Geſellſchaft zu ſchlafen beginnen. Was nun? Eine Partie Kegel! Nein, Pyramide — große Pyramide, kleine Pyramide — Alles nichts! Beſetzpartie! Auch nichts! Alſo große Kegel! Marqueur! Große Kegel und drei kleine Schwarze! Aber ſchnell! Himmelſakrament, iſt das eine Be—die—nung?

Man reißt die Queues aus der Lade, aber ſchon das Bekreiden gelingt nicht; man fuchtelt mit den Stäben kreuz und quer herum und ſchlägt den Glasdeckel einer Gasflamme herab. Ungeheures Gelächter. Man tupft die ſchnarchenden Genoſſen mit den Queues auf die Naſe, man ſtößt ſie auf den Bauch, die murmeln etwas von „Dummheiten" und ſchnarchen weiter. Nochmals verſucht man zu ſpielen; Einer macht ſogar wiederholt den Kegel, aber ſein Partner nennt das regelmäßig ein „Schwein" und vermag ſelbſt nur „Gikſer" hervorzubringen, oder die Ballen in alle Ecken des Lokales zu verſenden. Die Geſchichte wird endlich ärgerlich. Hol's der Kukuk! Man wirft die Queues auf das Billard und ruft mißgeſtimmt: „Zah—len! Zahlen!" Die ſchlafenden Kollegen werden aufgerüttelt, die Zeche wird, unter fortwährenden differirenden Angaben, beglichen, die Hüte werden nach vielen Verwechslungen von ihren Eigenthümern mühſelig anerkannt, eine friſche Virginier — das andere L—r hat wirklich nicht gebrannt — wird angezündet und — man geht, die Thüre hinter ſich „zuſchlagend", daß die Scheiben klirren. —

Wie die Herren nach Hauſe kommen? Meiſt unbeſchädigt, denn ſie und ihre Aſſimilirten ſtehen ſichtbar unter dem Schutze irgend einer unſichtbaren, wohlthätigen Macht, die all' dieſe Nachtvögel vor Bein

brüchen, Raubanfällen und sonstigen Intermezzos, denen solide Leute auf ihren solidesten Gängen ausgesetzt sind, bewahrt.

Wie sie daheim empfangen werden? Je nachdem. Mit Seufzern, Vorwürfen oder Thränen. Die Mutter des Einen härmt sich schon seit Jahresfrist ob des „unordentlichen" Lebens ihres Karl. Die Gattin des Andern sitzt Nächtelang mit verweinten Augen im Bette und denkt an ihre Jugend zurück und an die unerfüllten Schwüre ihres nunmehrigen so . . . leichtsinnigen Mannes. Dann birgt sie, wenn sie ihn durch das Vorzimmer taumeln hört, ihr Haupt in die Kissen und begnügt sich, wenn sie sanften Gemüthes, bitterlich zu weinen. Der Gemahl versucht es, geraden Schrittes sich dem Bette zu nähern und die Schwergekränkte zu besänftigen. Er will ihr einen Kuß bieten. Sie wendet sich unwillig ab. Er verzweifelt, er fährt sich in die Haare, er wird plötzlich nüchtern und stammelt bebend eine leise Entschuldigung: „Liebe Henriette! Verzeihe mir — es war das letzte Mal — es geschieht nie wieder — ein Paar gute Freunde — ein Geburtstag — lauter Männer — Gott soll mich strafen, wenn ein Frauenzimmer in der Gesellschaft gewesen u. s. w." Er erhält keine Antwort, er hört nur schluchzen und begibt sich kleinlaut und beschämt ebenfalls zu Bette, um am andern Tage nach 10 Uhr mit einem höchst fatalen Katzenjammer zu erwachen. Wird der Nachtschwärmer seinen jüngsten Schwur halten? Nein! —

Einige Herren dieser Gattung treiben den Exzeß noch weiter und bieten sogar einem „guten Freunde", der den Zimmerschlüssel vergessen oder dem seine Wohnung zu entlegen, oder der eine häusliche Predigt scheut, die eigene Wohnung als Nachtherberge an, sie schwärzen ihn „vorsichtig leise", wobei jedoch eine Karambole mit den verschiedenen Möbelstücken unvermeidlich, in das Zimmer und bequartieren ihn auf einen vakanten Divan, so daß die erschreckte Gattin und arme Dulderin, über den ungebetenen Gast und rücksichtslosen Gatten empört, aus dem Bette fährt und im tiefsten Negligee weinend in das Schlafzimmer ihrer Kinder zu flüchten genöthigt ist. —

Der Nachtschwärmer ist so lange inkurabel, als ihn nicht etwa eine Krankheit von dem Uebel heilt und ihm die Sache selbst verleidet. Bis dahin bleibt er seiner Gewohnheit treu; weder Schwüre noch Thränen vermögen die Sehnsucht, Nachts herum zu vagiren, in ihm zu ersticken. Ihm ist nur wohl, wenn er mit den wechselvollen Genüssen der Nacht sich betäuben kann. In den „Armen seiner Amalie winkt ihm vielleicht ein schöner' Glück" — aber es zieht ihn mit magnetischer Gewalt fort und er stürzt sich in den Wirbel der abenteuerlichsten und — schaalsten Vergnügungen.

Er schwärmt nur für die Geheimnisse der Nacht (außer dem Hause), er fühlt sich nur angeregt von den bunten Szenen der Nacht, er lebt nur Nachts und er kennt sämmtliche halbnächtige und ganznächtige Gasflammen, er kennt die Gewölbwächter und die Patrouillen, er weiß, welcher Fiaker und welcher Komfortable am längsten am Platze bleibt, er kennt die meisten Straßendirnen, denen er, wenn er „recht heiter", sogar eine Zigarre anbietet, er treibt allerlei Schabernak mit einsamen ängstlichen Passanten, nimmt die Gewölbschilder herab und stellt sie an die Ecke, läutet an den Glockenzügen, hänselt den Fuhrmann jenes gewissen, wohl verdeckten kommunalen Gefährtes, und was derlei geistreiche Impromptus noch mehr sind, die in dem Kopfe eines angetrunkenen Uebermüthigen erwachen, der es sich par tout vorgenommen, sich zu „unterhalten". Hat er sich unterhalten? Tags darauf muß er zur eigenen Beschämung gestehen, daß all' die Dummheiten nicht werth waren, sein braves, engelgutes Weib oder seine bekümmerte Mutter zu kränken. Warum er es am nächsten Abend doch wieder thut? Ich weiß es nicht, er weiß es selbst nicht, es ist ein psychisches Räthsel.

Wirthshausbrüder.

Ich habe in meiner vorigen Schilderung nachzuweisen versucht, daß sich der „Nachtschwärmer" trotz aller Anstrengungen, und ungeachtet er oft all' sein häusliches Glück und die Herzensruhe seiner theuersten Angehörigen als Preis einsetzt, bei seinen nächtlichen Wanderzügen und forcirten Schlemmereien meist doch nicht „unterhält," ja, daß er, wenn er aufrichtig sein will, Tags darauf gestehen muß, sich sogar weidlich — gelangweilt zu haben. Nun, letzteres Malheur, mit mißlungenen Unterhaltungsversuchen sowohl sich selbst als Andere zu langweilen, passirt der zweiten Gattung der Extrazimmer-Bevölkerung: dem (eigentlich aus der „Stammgastspezies" sich entwickelnden) „Wirthshausbruder" wohl nicht, da dieser nur im Juxe lebt, nur unter der sorgfältigsten Juxpflege gedeiht, sich dann aber auch — fortzupflanzen, d. h. Schüler und neue „Brüderln heranzubilden vermag.

Der Wirthshausbruder ist zwar eine eigene Spielart der Nachtvögel, muß aber dennoch in die Klasse der „Inseparables" gereiht werden, da er nur in „Gesellschaft" (mit Gleichgesinnten) angetroffen wird und, wie das muntere Thierchen dieses Namens, nur aus „Sympathie" mit den (Trink)-Genossen verbunden ist. Das scheidet ihn denn auch zugleich scharf von dem „stillen Zecher" ab, der — wie der „einsame Spatz," sich selbst genug, die stillsten Winkel aufsucht und nur die monotone Melodie des Auf- und Zuklappens des Krügeldeckels zu hören gibt. Eine große Anzahl von Männern beiderlei Geschlechtes, d. h. ledige und verheiratete, sucht nämlich und

findet leider auch nur im Wirthshause Erholung und „geistige Anregung", und in Folge dieser in der That höchst bescheidenen Tendenz konzentrirt sich alles Denken und Fühlen des also Organisirten nur in dem abendlichen Zielpunkte, genannt: „blauer Ochs" oder „rother Stiefel" oder „schwarzer Gattern" oder „goldenes Rössel" und wie die räthselhaften Firmen dieser populären Heil- und Trinkanstalten lauten mögen, und der rechtgläubige Heilbedürftige verzehrt sich bis zur normirten Stunde des Erreichens in unlöschbarer Sehnsucht nach dem Mekka seiner Wünsche, wofür (es ist hier der umgekehrte Fall) der wassertrinkende Giaur freilich kein Verständniß haben kann.

Der enragirte Wirthshausgeher beginnt demnach erst im Wirthshause zu leben, d. h. was er „leben" nennt: unter „guten Freunden" zu sein und unter dem unausgesetzten Akkompagnement ihrer Schnurren und Schnacken, ihrer improvisirten (häufiger noch stabilen) Späße, ihrer harmlosen Neckereien und (meist equivoquen) Wortspiele, ihrer sogenannten „Aufsitzer" und Jux-Verschwörungen, denen abwechselnd immer ein Anderer zum Opfer fällt, sein gewohntes Quantum „Flüssigkeit" zu sich zu nehmen. Und „gute Freunde" sind sie ja Alle untereinander, denn es gibt kein Band, nicht einmal das der Liebe, was — wenigstens für einige Zeit — so fest kettet, als die Wirthshauskumpanie. Und dieses Gefühl wahrer, ungetrübter und „ewiger" Freundschaft kommt allabendlich immer wieder auf's Neue zum schönsten Ausdruck, wenn auf der Höhe des Augenblicks der Bestgeber, an dem nach dem Turnus die Reihe ist, die großen gefüllten Weinflaschen aufmarschiren läßt, sodann unter dem Geklirr der geschwungenen Gläser ein Pelotonfeuer von „Bruderküssen" erschallt und nach den strengen Gesetzen ungeheuchelter Freundschaft die Seitelstutzen mit einem Zuge geleert werden. Mir war in solchen feierlichen Momenten als unbetheiligtem Zuseher stets nicht so sehr um die Küsse, die „daneben gegangen", als um den edlen Rebensaft leid, der im Ungestüm der Umarmung daneben, eigentlich über die Reversseite des respektiven werthen Freundes rann.

Und wie aufopferungsfähig die derart eroberte oder besiegelte

Freundschaft ist! Brauchst Du Geld? Der „Freund" leiht es Dir mit Vergnügen oder weiß es Dir zu verschaffen. Suchst Du einen Pathen? Der „Freund" schlägt es Dir nicht ab. Benöthigst Du einen Reisemantel? Der des „Freundes" steht Dir zu Diensten. Wünschest Du ein Krankheitszeugniß oder irgend ein Zertifikat zu diesem oder jenem Zwecke? Der „Freund" kennt die Mittel und Wege und morgen Früh 8 Uhr bist Du im Besitze desselben. Bedarfst Du eines Protektors für einen armen Teufel Deiner Bekanntschaft oder Verwandtschaft? Es ist der günstigste Zeitpunkt, diese Anliegen vorzutragen, und der „Freund" wird Alles daran setzen, Dir zu willfahren u. s. w.

Dem Wirthshausfreunde ist kein Opfer zu groß, kein Weg zu weit, keine Mühe zu viel, um dem Wirthshausfreunde gefällig zu sein. Für seine eigenen und nächsten Angehörigen ist er vielleicht nicht zu bewegen, den Fuß zu rühren oder ein Wort zu sprechen — für den Wirthshausfreund dagegen ist er im Stande, im schwarzen Frack stundenlang zu antichambriren und von diversen hohen Herren sehr ungnädige mündliche Resolutionen in aller Devotion hinzunehmen. Dem Wirthshausfreund ist er endlich erbötig, jeden anderen Freund zu opfern, denn er kennt ja überhaupt nur eine Gattung Freunde: die Wirthshausfreunde und nur eine Freundschaft: die Wirthshausfreundschaft.

Was knüpfte dieses innige Herzens- und Seelenbündniß? Die gemeinsamen Angelegenheiten der Flasche. So wie er selbst nur in seinem Lieblingsgetränke das Labsal für jegliche Unbill des Tages findet, wie er selbst nur bei und mit schäumendem Schwechater oder perlendem Markersdorfer sämmtliche pia desideria, die etwa in seinem Innern erwachen, zu betäuben pflegt, ebenso und mit gleichen Waffen bekämpfen seine Freunde die Widerwärtigkeiten des Lebens, die großen Schläge und kleinen Nergeleien des Schicksals, und dieser einträchtige Fürgang, diese harmonische Uebereinstimmung verwandter Geister brachte sie beim „blauen Ochsen" oder „rothen Stiefel" oder „goldenen Rössel" zusammen und hält sie beisammen, oft sogar

ſo lange, bis der Tod ſie trennt und eine Lücke in das Bündniß reißt.

Ein Beiſpiel, an das ich mich aus meiner Kinderzeit recht gut erinnere. Es war zu Ende der Zwanziger Jahre, als ein vielbeliebter Wirth einer hieſigen Vorſtadt, der alltäglich eine ganze Schaar von Stammgäſten an ſein Jedlerſeeer Bier zu feſſeln wußte, ein Haus in einem der Vororte Wiens kaufte und ſich dort etablirte. Ein Schrei des Entſetzens entfuhr bei dieſer Hiobspoſt den Meiſten ſeiner „Jünger". Nur ein Häuflein, die Getreueſten der Getreuen ſchwieg, denn in dieſem Kreiſe der entſchloſſenſten Charaktere fand man es ſelbſtverſtändlich, daß im vorliegenden Falle von einer Trennung durch „Zeit und Raum" keine Rede ſein könne. Man ging einfach des anderen Tages hinaus in die neue Anſiedlung und kam nun dort täglich, d. h. pünktlich um die ſiebente Abendſtunde trotz Sturm und Regen, trotz Kälte und Schnee zuſammen, trieb dort die altgewohnten Verſuche des Zeitvertreibs wie vorher, und machte um Mittermacht zu Fuß — damals gab's eben noch nicht ſo viele Verkehrsvehikel wie heut zu Tage, wohlgemuth den weiten Weg nach Hauſe.

Da fehlte plötzlich einmal Einer. Die Geſellſchaft war in Folge deſſen höchſt unwirſch, denn es ſchlug acht Uhr und N. war noch nicht zugegen! Was thun? Ohne vollzählig zu ſein, konnte man ſelbſtverſtändlich die „Unterhaltung" nicht beginnen. Man wartete alſo mit der obligaten „fidelen Stimmung" noch eine geraume Zeit, man ſchwieg, ja, man trank nicht einmal in den üblichen Pauſen, denn das Mißbehagen ergriff ſämmtliche Konventikler. Endlich klopfte der Oberälteſte und Präſes ſeinen Ulmer an der Tiſchecke aus, und ſagte ſeufzend: „Mir iſt leid um ihn — ſo ſchnell — geſtern noch ganz geſund!" — „Was verſtehſt Du darunter?" riefen die Anderen mit Beſorgniß. „Nun, erwiederte Jener, den Ulmer friſch ſtopfend, „ich meine nur, daß mir leid iſt um ihn, daß er in ſeinen beſten Jahren — —." „Dummes Zeug!" lautete die einſtimmige Antwort, muß er gerade — geſtorben ſein, weil er ſeit zehn Jahren einmal nicht kommt? Kann nicht ſeine Frau, eines ſeiner Kinder erkrankt ſein?" — „Ja wohl," murmelte

Ersterer, freilich können die erkrankt sein, aber deshalb wäre er doch gekommen, wenn auch nur auf eine Viertelstunde!" „Das ist wahr!" riefen Alle zugleich, „er wäre gekommen, aber vielleicht ist er selbst krank?" — „Er wird nicht krank, behauptete in feierlichem Ernst der unnachgiebige Menschenkenner — der N. wird nicht krank, der kann nur sterben! — Ich glaube, er ist in diesem Augenblicke bereits — todt!"

Mir kann, als unfreiwilligen Zeugen, diese in grausamer Ruhe vorgetragene Prophezeiung unheimlich vor. Die Gesellschaft blieb von diesem Momente an ebenfalls einsilbig, man sprach zwar noch einige Zeit von den guten Eigenschaften des „Verstorbenen", aber die Stimmung war deshalb auch eine düstere geworden, keinem Einzigen fiel mehr ein Spaß ein, man brach vor der Zeit auf und trat kleinlaut den weiten Heimmarsch an. Tags darauf erfuhr ich, daß der so schmerzlich Vermißte an jenem Abende um halb sieben Uhr auf dem Wege in das Stammgasthaus einem Schlagflusse erlegen war. Sein Freund hatte Recht, nur der Tod konnte ihn aus der Mitte seiner Freunde reißen! . . .

Nochmals, was hält die Leute so fest, gleich Stahl und Eisen zusammen? Die Flasche, die Gewohnheit und der — Jux.

Es ist eine eigene Sache, um den „Wirthshausjux", der Manchem zum Leben geradezu so unentbehrlich, wie die Luft ist. Nehmt ihm den Wirthshausjux und ihr tödtet ihn. Erlauben es ihm seine Verhältnisse nicht mehr, und das kommt mitunter ebenfalls vor, an den Kompagnie-Trinkgelagen mitzuthun, an den gesellschaftlichen Späßen, an den lustigen Szenen seines weinbeladenen Stammtisches theilzunehmen, so stirbt er über kurz oder lang an gebrochenem Herzen. Denn der Wirthshausjux übt eine überwältigende Macht aus auf den eingefleischten Wirthshausgeher, dessen Naturell ja schon von Haus aus zum Leichtsinne neigt, und der nicht selten ein Opfer der mit Trinkbravouren ausgestatteten Wirthshauskameradschaft wird, die den Kindern den Vater, der Gattin den Gatten und einer edlen Beschäftigung ein oft reiches Talent entzieht.

Aber manche Wirthshhausbrüder sind vermeintlich auch schlau. Sie nehmen ihre Frauen, ja sogar ihre Kinder in den lustigen Zirkel mit, damit erstere durch Autopsie sich die beruhigende Ueberzeugung verschaffen, daß man sich nur unter Freunden, lauter „guten Freunden" befinde, die mit ein paar harmlosen Späßen die Zeit verkürzen, daß man stets wisse, was man zu thun und wie weit man zu gehen habe, daß die Schranken des Anstandes nicht übersprungen werden, daß es überhanpt keine Todsünde sei, „ein Glas" Bier oder Wein in Gesellschaft von unbescholtenen Männern zu trinken — und wie derlei selbstbelügende Ausflüchte heißen. Ach, und manche Frauen huldigen leider nur zu bald ebenfalls diesem Kultus, finden an den oft mit höchst sonderbaren Späßen gewürzten Symposien dieser „unbescholtenen" Herren allmälig immer mehr und mehr Gefallen, bis sie ihre Weiblichkeit so sehr verleugnen gelernt haben, daß sie selbst den Ton in der „animirtesten" Männer-Gesellschaft angeben.

All' dies ist natürlich nicht das Zeichen eines soliden Hausstandes, und der vollkommen entwickelte Wirthshausbruder, der Meistertrinker par excellence, wird sich auch nie rühmen können, seinen Wohlstand gehoben zu haben, viel eher wird er sich gestehen müssen, daß es damit unleugbar bergab gehe. Es fällt mir nun nicht ein, den moralisirenden Prediger spielen und durch ein paar „abschreckende," für den Adressaten dennoch aber nur langweilige Beispiele, einen oder den anderen Helden der „Sechz'ger-Säure" oder Mitvertilger der Schwechater Vorräthe bekehren zu wollen. Ach, nein! Die Herren würden schon heute Abends einzig und allein nur wegen Besprechung dieses leidigen Themas um eine Stunde länger beisammen bleiben, denn Niemand ist so unerschöpflich in Auffindung von Anlässen „im Wirthshause zu sein," als der — Gesellschaftstrinker. Ich wollte nur sagen, daß ich die nicht eben lustige Bestätigung meines (übrigens anspruchlosen) Lehrsatzes wiederholt erlebte, und so manche vielbewunderte Stammgast-Größe, so manche Extrazimmer-Honoratioren nicht nur ein körperlich, sondern auch ein finanziell-klägliches Ende nehmen sah. Denn die Geschichte

kostet auch Geld, woran man eigentlich gar nicht zu denken pflegt, und sie kostet sogar viel Geld, wenn man das bedeutend belastete Extraordinarium der zahllosen „Stiefel-Bier" und „Best-Maße" summirt.

Und schließlich begnügt sich der vollendete Wirthshausbruder ja auch nicht mit den vertrunkenen Abendstunden allein. Schon tagsüber weiß er sich, um seiner Leidenschaft zu fröhnen, unter allerlei Vorwänden seinen Berufspflichten zu entziehen. Denn schon um 10 Uhr Vormittags harren die „Freunde" beim Gabelfrühstück des „Freundes." Das usuelle Gollasch oder Krenfleisch oder „Bäuschl" absorbirt unter Assistenz von zwei Krügeln und einem Seitel Pilsner (mehr trinkt er in seiner Bescheidenheit Vormittags nicht) fast zwei Stunden. Bei dieser Gelegenheit werden die Nachmittags-Heurigen-Ausflüge oder die Tags vorher erlebten abnormen Fälle beim Königrufen besprochen. Gleich nach dem Mittagstische eilt man ins Kaffeehaus zum kleinen Schwarzen. Die Freunde warten abermals, der Spieltisch ist reservirt oder eine à la guerre-Partie arrangirt. Diese „unschuldige Zerstreuung" währt bis 7 Uhr Abends, worauf die Karawane das Stammwirthshaus aufsucht, um nach des Tages „Müh und Arbeit" ein paar Stunden unter Freunden zu verbringen. Und bis hierher war auch alles einstweilen Geleistete nur Vorspiel, die große Produktion beginnt erst jetzt.

Der Stammgast und Wirthshausbruder ist natürlich der Busenfreund und Intimus des Wirthes. Zu seinen Prärogativen gehört demnach, daß er nicht nur in der Küche allerlei Schabernak treiben und die üppige Mehlspeisköchin in den fleischigen Arm u. s. w. kneipen darf, er hat auch das Recht, der Wirthin im Uebermaß der Lustbarkeit coram populo ein „Bußl" zu geben, welches kordiale Attentat sich zu Zeiten sogar die stolze Aufschreiberin an der Kasse gefallen lassen muß, obwohl diese von ihren Vorzügen so sehr überzeugt ist, daß sie augenblicklich in einer Wolterrolle an jedem Hoftheater auftreten könnte.

Aber um dieses Selbstbewußtsein schiert sich kein Mensch, am

wenigſten der Attentäter, der lachend zu ſeinen Freunden zurückkehrt, die eben einen Kapitalſpaß in Szene ſetzen, da es gilt, das perpetuirliche Stichblatt der Geſellſchaft — meiſt einen böhmiſchen Schneider, wieder einmal recht „auffitzen" zu laſſen. Der Jux gelingt und das Halloh iſt ein ohrenzerreißendes. In dieſer gehobenen Stimmung ſtellt der „Witzige" der Geſellſchaft den täglichen Antrag: zwei Maß Gumpoldskirchner auszuzipfeln, oder Denjenigen, der den „Juden" bekommt, zu verurtheilen, eine „Latern'" Biſamberger zum Beſten zu geben u. ſ. w.

Unter dieſen anregenden Geiſtes- und Trinkſpielen, wobei zuweilen, beſonders wenn es um „Grad" oder „Ungrad" geht, auch Frauen partipiziren, wird es Mitternacht. Man geht ſodann nochmals in das Café, trinkt zur Abwechslung einen kleinen Punſch oder Schwarzen, ſpielt vielleicht noch eine Kegelpartie und geht um ein Uhr, oder auch zwei Uhr Nachts nach Hauſe. Das Tagewerk iſt vollbracht. Fortſetzung morgen.

Wie die Geſchichte endet? Wie geſagt, nicht immer ſo luſtig, wie ſie begonnen. Hin und wieder verſchwindet Einer aus dem „Freudenskreiſe" auf unerklärliche Art, ein Anderer auf ſehr erklärliche, denn auch das Wirthshaus weiß von „Ausbleibenden" zu erzählen, wie die Börſe. Manchmal begraben ſie auch einen „guten Freund", der räthſelhafter Weiſe an der — Waſſerſucht geſtorben und dem der Wirth die aufrichtigſten Thränen nachweint, denn er war ſein beſter Gaſt. Die Ueberlebenden aber opfern dann dem Dahingeſchiedenen Hekatomben geleerter Flaſchen, denn getrunken wird aus jedem Anlaſſe, und es wird überhaupt getrunken, ſo lange es die ſchlechten Zeiten erlauben. — Proſit!

Stille Zecher.

Von all' dieſem wüſten, lärmenden Trubel und Jubel des ungebundenen Wirthshauslebens bleibt der „ſtille Zecher" allein unberührt. Er verſchmäht die Kamaraderie, er haßt die turbulenten Trinkgelage, die obſzönen Witze, den gedankenloſen Spaß, den ſchaalen Jux, mit einem Worte: den ganzen ſpektakelhaften Apparat überſprudelnder Köpfe, die ſich im Wirthshaus „unterhalten" zu müſſen glauben und denen das Wirthshaus überhaupt nicht mehr iſt, als der Tummelplatz zerſtreuungsſüchtiger Trink-Wüſtlinge.

Dem „ſtillen Zecher" iſt das Wirthshaus mehr. Er trinkt zwar ebenfalls gerne, er trinkt ſogar häufig und — viel, aber mit welcher Weihe trinkt er, mit welcher Pietät führt er das Glas an ſeine ſtummen Lippen und mit welch' lautloſer, aber freudiger Verklärung ſchlürft er in andachtsvollen Zügen das jeweilige Naß! Eine Welt von Gedanken baut er ſich dann bei dem Anblicke der erwählten Flüſſigkeit auf, und Träume, bunter und phantaſtiſcher als ſämmtliche Mährchen der Scheherezade, zucken wie phosphoreszirendes Wetterleuchten durch ſein Gehirn. Dem ſtillen Zecher iſt das Wirthshaus ein Tempel, wohin er flüchtet, um mit ſeinem Gotte allein zu ſein, um ungeſtört und unbeläſtigt von der frivolen, ſkurilen Rotte ſinnloſer Spaßmacher, ſich ganz hinzugeben der Wolluſt des Trinkens und einen unhörbaren Dialog zu führen mit dem unſichtbaren Geiſte im — Glaſe.

Laien werden nun fragen, warum der ſtille Zecher nicht lieber gleich daheim zwiſchen ſeinen vier Mauern in ſicherſter Abgeſchieden-

Aus welchen Elementen rekrutirt sich wohl die Sekte der stillen Zecher? Zuweilen aus ehemaligen Professions- und sogenannten Quartaltrinkern, meist aber aus — Menschenhassern.

Aeltere Wiener werden sich noch eines genialen Violinisten erinnern, der dem Weinglase nicht selten seinen Oberrock, ja mitunter sogar sein kostbares Instrument opferte. Der — eigentlich unglückliche Mann verstand es nicht nur, die in den vier Saiten seiner Violine schlummernden Geister mit sieghafter Gewalt zu wecken und die Zuhörer in Verzückung zu versetzen — er konversirte auch zum nicht geringeren Erstaunen eines — freilich ganz anderen Publikums mit formlosen Phantomen, die aber sein inneres Auge aus den verschiedenen — Alkoholsorten emporsteigen sah. Man nannte den bedauernswerthen Meister, der später seiner Kunst fast verloren und dafür in den kargen lichten Augenblicken, die ihm seine unselige Leidenschaft ließ, mit sich und der Welt zerfallen war, allgemein den „stillen Zecher" — er war es längst nicht mehr, er bot nur einen kläglichen Anblick und starb, gemieden von seinen einstigen Bewunderern. Ein mildes Geschick — vielleicht hat die Muse der Tonkunst für ihn — gönnte ihm übrigens eines Tages einen raschen Tod.

Dann Lyser! Johann Peter Lyser, der taube Musikkritiker, Karrikaturenzeichner, Dekorationsmaler und talentvolle schleswigsche Schriftsteller, der uns die weiland berühmten „Serapionsbrüder" bei Lutter und Wegener so lebendig beschrieb, der einstige Freund Hoffmann's und Louis Devrient's und — Heinrich Heine's, der Gatte der deutschen Improvisatrice Karoline Leonhardt-Burmeister-Pearson-Lyser! Wie mußten wir ihn Alle hier wiederfinden! In den Jahren 1847 und 1848 bereits eine Schreckgestalt für seine ehemaligen Bekannten, irrte er in abgerissenen Kleidern, in geschenkten, rosafarbenen Balletschuhen in den Straßen Wiens umher — taumelnd — wankend — lallend — zuletzt halb geisteskrank. Wohl war er ein „stiller Zecher", aber nicht mehr in der besseren Bedeutung des Wortes, nein, er war ein stiller Zecher in — Branntweinkneipen, und ich selbst sah ihn einmal Früh Morgens, als er aus einer solchen Spe-

lunke eben auf die Straße geſetzt wurde. Dennoch bat er den rauhen Expeditor noch um ein Gläschen, aber man ſchlug die Thüre vor ihm zu, denn er beſaß keinen Heller Geld. Der deutſche Dichter! —

Dann Sauter! Auch ein Poet von Gottes Gnaden aber gleichfalls in dem fürchterlichen Koſtüme eines . . . für die Geſellſchaft Verlorenen. Auch ihn nannte man, beſonders in literariſchen Kreiſen, den „ſtillen Zecher" — Niemand war es weniger als Sauter, der im beſtändigen Verkehr mit Freunden leben mußte, wenn er nicht — das Leben abſchütteln wollte. Der Balladendichter Vogl hielt ihn die letzte Zeit noch einigermaßen „aufrecht" — dann ſank er immer tiefer und tiefer . . . Friede ſeiner Aſche und eine zweite Auflage ſeinen Gedichten!

Sie alle waren keine ſtillen Zecher, obwohl man ſie dafür ausgab. Aber — weil ich gerade und zwar unwillkürlich meine Geſtalten nicht aus dem Spießbürgerthum hervorholte, ſo ſei noch Einer aus der Schaar der „Auserwählten" genannt: — Grabbe war es — Chriſtian Grabbe, der Dichter der „Hundert Tage" und des „Hannibal" und des „Theodor von Gothland"! —

Ich habe nie das — ſchmerzliche Glück gehabt, den Titanen von Angeſicht zu Angeſicht zu ſchauen, aber Freunde, die ihn „draußen" ſprachen, und auch ſeine Biographen ſchildern ihn trotz ſeiner verkehrten Erziehung als einen „ganzen Mann," der ſogar zu lieben verſtanden hätte, aber an der philiſterhaften Kleinbürgerlichkeit ſeiner Verhältniſſe und ſeiner Umgebung zu Grunde ging. Da ſuchte er Troſt bei der Flaſche. Er zog ſich vor aller Welt ſcheu zurück und ſchrieb in dem einſamen Winkel der entlegenſten Weinſtube auf Fidibusſchnitzeln ſeine herrlichen Dramen. So lernte er auch Norbert Burgmüller kennen, den Komponiſten ſeines „Cid."

Burgmüller haßte das „Pygmäengezücht", das in dem Krämerneſt wie Gewürm herumkroch, ebenſo, wie es Grabbe haßte. Beide ſaßen ſich oft Stunden lang ſchweigend, aber im ſtillen Verſtändniß gegenüber und — tranken, nur daß von Zeit zu Zeit ein ſchneidig Wort, ein genialer Gedankenblitz über ihre abgezehrten Lippen fuhr.

Aber auch das war zu viel. Sie kamen überein, auf dieser Welt, die's ja doch nicht verdiene, gar nicht mehr zu sprechen, ja sich selbst nur die nothwendigsten Mittheilungen, und zwar auf den schmalen Fidibusstreifen schriftlich zu machen. Das geschah denn auch. Manchen Abend wurde aber dennoch nicht ein einzig Wort für den stumm gegenüber sitzenden Freund aufgeschrieben, bis einmal um Mitternacht Burgmüller auf einen Zettel, den er Grabbe hinüberschob, die Worte schrieb: „Gehe morgen nach Aachen zu einem Musikfeste, komme in vierzehn Tagen wieder. Leb' wohl!" Grabbe las, seufzte, nickte Norbert zu, reichte ihm die Hand und Beide schieden, ohne ein Wort zu sprechen. Sie sahen sich nie wieder, denn von Aachen kam kurz darauf die Nachricht, daß Burgmüller in einer Badewanne todt aufgefunden worden sei.

Das schnitt Grabbe in's Herz. Oeffentlich machte er dem Dahingeschiedenen die rührendsten Vorwürfe und gab eine Aufforderung, Worte der tiefsten Wehmuth, in ein dortiges Blatt: „Norbert!" so schrieb er, „Du hast Dein Wort schlecht gehalten, bist weiter gereist, als Du solltest und wolltest und kommst nicht wieder, starbst am 7. Mai, welcher diesmal für Alle, die Dich kannten, kein Wonnemond ist... Es vergeht, es stirbt so mancher Trefflicher — man könnte bisweilen wünschen, auch in der Gesellschaft zu sein, schon deshalb, weil die Todten stumm sind und nicht klatschen und nicht verleumden!" — Darauf schlich sich Grabbe, ohne ein einzig Wort mehr zu sprechen, und ohne von seinen übrigen Freunden Abschied zu nehmen, von Düsseldorf weg, begab sich nach Detmold in seine Häuslichkeit und starb nach wenigen Monaten, noch nicht 35 Jahre alt. Die Leute sagten: an Säuferwahnsinn — freundlicher Gesinnte behaupteten: an der Abzehrung....

Weshalb ich gerade diese Gestalten vorführe und in meinen — Vielen vielleicht trivial erscheinenden Rahmen zwänge? Um zu zeigen, daß hin und wieder doch auch ein paar geniale Köpfe dem unseligen Vergnügen des stillen Zechens zur Beute werden können. Weiß man aber auch stets, was sie auf diesen Weg brachte? Kennt Ihr Sitten-

und Splitterrichter die ganze Wucht des Mißgeſchicks, all' „das Herzweh und die tauſend Stöße", die etwa auf den Vielgehetzten losgeſtürmt, die ihn mit Ekel vor der Windbeutelei, Maulmacherei, Hohlheit und Schaalheit ſeiner P. T. Nebenmenſchen erfüllte? Habt Ihr Gewißheit, daß ihn nichts Anderes zum Weinglaſe führte, als die Trinkſucht? Nichts wißt Ihr, Ihr urtheilt nach dem Schein ab und verdammt, obwohl Euer Leben von anderen Fehltritten vielleicht noch mehr bemackelt, den Erſtbeſten, den Ihr in ſolch „verdächtiger" Situation überraſcht.

Mein leider viel zu früh verſtorbener Freund Hamlet pflegte den Tröpfen, die ihn um ſein Befinden frugen, zu antworten: „Vortrefflich von dem Chamäleonsgericht! Ich werde mit Verſprechungen geſtopft, man kann Kapaunen nicht beſſer mäſten!" Nun, das war weislich geſprochen, aber nicht Jedem iſt es ferners vergönnt, auch auf ſo witzige Art Revanche an ſeinen Widerſachern zu nehmen, wie der erlauchte Prinz es ſpäter gethan, um mit Hilfe einiger guter Schauſpieler durch ein wohl ſzenirtes Drama Rache zu üben. Minderbemittelte, denen ſolch' koſtſpieliger dramaturgiſcher Apparat nicht zu Gebote ſteht, müſſen ſich wohl begnügen, ihren „Rachedurſt" auf billigere Weiſe zu „löſchen", d. h. ſie kehren dem ganzen von Lug und Trug zuſammengeſetzten Pack den Rücken und — trinken in irgend einem anheimelnden Verſteck, einem paſſenden Schmollwinkel ein Glas Wein und dann noch eins, und wenn ſie ſich ſo recht in ihren Menſchenhaß verbeißen, reſp. hineintrinken, noch ein drittes und viertes u. ſ. w. Lacht über ſie, wenn Ihr könnt, mich dauern die Meiſten. Denn ich ſehe auch meiſt nur — ſtill Verzweifelnde in ihnen, die, wenn ſchon nichts, vielleicht doch ein zänkiſch Weib vom Hauſe ferne hält.

Uebrigens gibt es ja, wie ich gleich Anfangs bemerkte, nicht nur grollende Finſterlinge, ſondern auch gutmüthige, harmloſe Trinker unter den „ſtillen Zechern", die aus Prinzip und in ſchwärmeriſcher Liebe für das Glas, die trauliche Schänkecke in Beſchlag halten und von dort nicht weiter zu bringen ſind. In dieſer Beziehung

bleibt mir das lustige Bild in den „Fliegenden Blättern“ unvergeßlich, wo nach Mitternacht ein behäbiger Spießbürger bei seinem „Krügel“ sitzt. Niemand ist mehr anwesend, als die schlaftrunkene Kellnerin, die, überdrüssig des Zauderes wegen, die Gläser auszuschwenken beginnt und zornige Blicke nach ihm schleudert. Der aber sieht in olympischer Seelenruhe nach der Uhr und sagt schmunzelnd: „Ein Uhr! jetzt trink ich noch ein halbes Maßl und dann — dann — gehe ich erst recht noch nicht z'Haus!“

Wenigstens ist der stille Zecher, der stundenlang auf ein und demselben Flecke bleibt, aufrichtiger als der heuchlerische „Pfifftrinker“, der in scheinheiliger Geschäftseile nur einen raschen „Stehpfiff“ trinkt — dies Manöver aber auf dem Wege von der Josefstadt nach Erdberg in jedem Lokale produzirt. Oder wie jener, gleichfalls vielbeschäftigte Nachbar eines Wirthes, der stets nur einen bescheidenen „Pfiff“ — aber wie die abgeführte Verhandlung nachwies, im Jahre 12,775 Pfiffe, nämlich täglich 35 trank! Wohl bekomm's!

Und nun zum Schlusse die Versicherung, daß ich mit meinen Schilderungen die verschiedenen Trinkfrevler weder blindlings verdammen, noch Einen oder den Andern parteiisch reinwaschen wollte. Denn es gibt zu viele und oft ungeahnte Gründe und Motore, die den leicht zu Bestimmenden auf Abwege führen. Am ehesten möchte ich aber doch noch (und das nur unter Umständen!!) den stillen Zecher in Schutz nehmen und die Akten zur milderen Behandlung dem obersten Gerichtshofe des allgemeinen Urtheils vorlegen. . . .

Wie dem auch sei, glaubt, was Ihr wollt! Wenn ich mir aber auch selbst einmal das Trinken angewöhnen, d. h. je im Weine Tröstung für manche Unbill, die mir der so „wohlgegliederte Organismus“ unserer sozialen Verhältnisse schon zugefügt, suchen wollte, dann seid versichert, daß ich mich weder zu den wüsten „Nachtschwärmern“, noch zu den leichtsinnigen „Wirthshausbrüdern“ schlagen, sondern ein bescheidener, stiller Zecher sein werde. Und wenn Ihr mich dann, von der Arbeit erschöpft, in einem Winkel mit halbgeschlossenen Augen und bei halbgeleertem Glase sitzen seht, so

glaubt ja nicht, daß ich etwa — angetrunken ſei, denn für dieſe Kunſt fehlt mir die Inklination, aber, daß ich dann müde ſei, könnt Ihr glauben und daß ich vielleicht eben im Halbſchlummer, dieſes oder jenes ſeichten Geſellen denke und träumend ſein erſchlichenes illuſtres Glück — verlache, wie ich zu Zeiten wohl auch wachend lache, wenn mir der ganze Schwindel dieſes ſchönen Planeten, auf dem wir um das tägliche Stück Brod uns herumzubalgen die Ehre haben, ſo recht vor die Augen tritt. — Franz! Eine kleine Flaſche Nußberger! — —

Kunſt und Künſtler vor der Linie.

Wer hat nicht ſchon einmal — wenigſtens in ſeiner Jugend und manchmal auch ſpäter für das leichtſinnige Völkchen geſchwärmt, das Holtei unter dem ſummariſchen Namen „die Vagabunden" ſo lebenswarm beſchrieben, das die Maler Knaus und Schön in einzelnen Epiſoden aus der wechſelvollen Laufbahn ſolch' herumzigeunernder „Artiſten" ſo trefflich zu zeichnen wußten, und das in ſeinen, meiſt abgelaufenen Päſſen als „Akrobaten, Athleten, Seiltänzer, Jongleurs, Kunſtreiter" ꝛc. fungirt. Namentlich die Kunſtreiter! Ich wette mein Honorar gegen den Händedruck des liberalſten Hofrathes, daß unter hundert Repräſentanten des ſtarken Geſchlechtes 99 in ihren Bubenjahren ſich, und ſei's auch nur während eines Augenblicks vorgenommen, mit dieſem oder jenem Direktor oder „Padrone" — heimlich durchzugehen und durch einen tollkühnen Saltomortale oder maleriſchen „Lendenritt" ſein Jahrhundert zu begeiſtern. Ich ſelbſt ſchwankte als kleiner Knirps lange, ob ich einſt Admiral, Papſt oder Kunſtreiter werden ſollte, denn mir gefiel die kleidſame Tracht von allen drei Chargen ganz gleich, im Innerſten meines Herzens hing ich jedoch an der Kunſtreiterei, obwohl mir die Götter damals nur die harmloſen Produktionen bei Peterka und Conſtant vor der Lerchenfelderlinie, oder wenn's hoch herging, bei de Bach und Soulier im Prater zu ſehen vergönnten. Wer weiß übrigens, zu welch' phänomenalem Ruhme ich's bei dieſem, wenn auch halsbrecheriſchen, ſo doch lorbeer- und flitterreichen Metier gebracht hätte, und ob nicht mein Name neben jenen der Kunſtreiter Guerra und Ciniſelli von den

des Mausoleums des
... verewigt worden
... k. k. Philosophie des
... v.
... dem Namen allein schon
... die Glieder fährt und
... ein eigener Zauber in
... selbst den apathischesten
... dem Pfluge auffährt, und
... rufen hört: „Dö eng-
... und auch Wien nahm die
... ein „Circus gymna-
... -romantischen, gru-
... gab, die eben nur
... Reiter und geniale Pferde
... zu bieten vermögen.
... manches „Nochnichtdage-
... oder Franconi und wie
... höheren Kunstreiterthums
... -laien" auf, so kam doch
... zu uns, und brachte
... und die ideale Marie
... und seit einigen Jahren
... seiner Truppe. Wien
... im Fache der edleren
... Herrlichkeit dabei entfalten,
... nobleren und eleganteren
... Manégen.
... Jugend und Anmuth,
... -quirteste Repräsentation!
... -mernden Standes sehen?
... viel bewunderten und viel
... Trapezes? Will man, als

Pendant zur dramatischen „Schmiere" die „Akrobatenschmiere" kennen lernen? Ich bitte, mir zu folgen und einen Spaziergang um das Weichbild der Stadt nicht zu scheuen; vor drei Linien hat die „Kunst" ihre Tempelbaracken aufgeschlagen nnd es wimmelt von „Artisten" und „Artistinnen" auf der ganzen Strecke von Währing bis auf die Schmelz, als ob der gesammte „tiers-état" des Equilibristenthums dort sein Feldlager errichtet hätte. Vor der Währinger-Linie produzirt sich nämlich unter der Direktion der Madame „Wünschhüttel" (!) eine mimisch-plastisch-gymnastische Truppe; zwischen Hernals und Lerchenfeld umspannt ein löcheriges Plachennetz Gregor Zscholli und die Seinen, und auf der Schmelz ist der „Zirkus Brunner" aus ungehobelten Latten zusammengezimmert: alle drei Gesellschaften aber treiben ihre ikarischen, indianisch-malabarischen und chinesischen Spiele unter Gottes freiem Himmel und in Trikots, die der Wäsche des Auditoriums die färbige — Balance halten.

Treten wir ein, gleichviel in was für eines der drei Kunstinstitute, überall haben wir uns durch die angesammelten Massen des bloßfüßigen Nachwuchses der Kolonisten durchzuzwängen, der mit aufgerissenen Augen und Ohren den überschwenglichen Prophezeihungen des an der Kasse postirten Komikers der Truppe, vulgo Bajazzo lauscht, und sehnsüchtig die glücklichen Raufkollegen betrachtet, die den Obolus für den Stehplatz — fünf Kreuzer erlegen können und jubelnd den angewiesenen Raum erstürmen. Wir gehen selbstverständlich auf das „Pater nobel", es kostet freilich „drei Sechserl", allein, was liegt daran, wir haben der Kunst schon schwerere Opfer gebracht, zudem sitzen wir in diesem Range wohl etwas hart und für unsere schafwollene Adjustirung einigermaßen gefährlich, aber sonst sehr bequem und unbeengt, denn wir befinden uns in diesem Rangverhältnisse fast allein, während es sich hinter uns drängt und stößt und um jede Zollbreite lärmend balgt. Schließlich können wir sogar unsere Zigarre unbeanständet weiter rauchen, was aus verschiedenen Gründen sein Gutes hat. Ja, noch mehr, wir könnten selbst soupiren, denn ein

jugendlicher Ziegelofen-Troglodyt offerirt uns „haße Würschtl“ und „a frisch's Bier“, aber wir lehnen dankend ab, weil — nun, weil unsere Souperstunde später fällt.

So sitzen wir denn in ruhigster Gemüthsstimmung und harren der Dinge, die da kommen sollen. Das rückwärtige Auditorium ist ungeduldiger und manifestirt seinen Kunsthunger mit den unausgesetzten, aufmunternden Exklamationen: „Anfanga! Anfanga!“ Endlich wird der Lärm über die Verzögerung bedenklich, eine Meuterei droht auszubrechen, die bretterne Umzäunung, die nothdürftig aneinander gefügten hölzernen Balken und Pfosten ächzen und stöhnen, wie ein Schiff, das, vom Sturm hin und her geschüttelt, in all' seinen Fugen erbebt. In solch' gefährlichen Momenten ist es an dem Kapitän, seine Geistesgegenwart zu zeigen und die Empörer zu Paaren zu treiben. Wie Nelson bei Trafalgar im heftigsten Kugelregen furchtlos stand, so steht hier der Entrepreneur, die Hundspeitsche in der Seitentasche, die Arme kreuzweis am Rücken, den dampfenden Holzstummel zwischen den Lippen, ernst und schweigend inmitten der Wogen des beginnenden Aufruhrs und läßt sein zürnend Auge über die Menge schweifen. Der „Bulldogg der Gesellschaft“ steht neben seinem Herrn und fletscht die Zähne und sieht bald diesen, bald die ungeberdigen Dränger mit klugen Blicken an und bellt laut auf. Ein sanftes „Still Boxl!“ weist diesen in die Schranken der Mäßigung, und ein energisches: „Wann's ka Ruah gebt's da hinten, karwatsch i eng alle aussi!“ mahnt Jene in gefälligsten Formen und faßlichster Textirung an ihre Publikumspflichten. Und es wird wirklich wieder mäuschenstille „da hinten“, während vorne am Proszenium noch allerlei Vorrichtungen zu machen, die Seile straffer zu spannen, die Oellampen aufzustellen sind u. s. w.

Da bricht der Sturm neuerdings los. Die jungen „Wilden von Wah-Ring“ und die noch Wilderen von Hernals und Neu-Fünfhaus, stampfen wie feurige Rosse, welche Morgenluft wittern, den Boden, aber nur auf kurze Zeit, denn ein freudiges Ah! entringt sich plötzlich den verschiedenen Busen und wirbelt wie Lerchengesang empor in die

Lüfte Lerchenfeld's und Konkurrenz, und der Vorhang schiebt sich nach sieghafter Ueberwindung der hämischesten Hindernisse zwar langsam aber doch in die Höhe, und der erste Künstler betritt die Bühne.

Es ist ein Akrobat. Er lächelt wohl und verneigt sich dankbar grüßend nach allen Seiten, aber wie mich dünkt, ist das obligate Lächeln diesmal ein schmerzliches und ist der Mann innerlich etwas verstimmt; er ist übrigens auch nicht mehr jung, seine Wangen sind bereits durchfurcht und welk, seine einst gewiß robusten Arme nun abgemagert, seine weiland drallen Schenkel sind spindeldürr, das wilde Feuer seiner Augen ist erloschen, nur manchmal blitzt es noch auf, wenn er seiner schöneren und besseren Tage gedenkt, wenn er der Triumphe gedenkt, die er an der Newa, an der Seine und am Bosporus erlebte, wenn die aristokratischsten Händchen im Cirque imperial zu Petersburg oder Paris oder Konstantinopel ihm entgegenklatschten und die versengendsten Blicke ihm entgegenleuchteten; wo er von üppigster Pracht umgeben, und selbst in reich geschmücktem Kostüme erschienen, wo noch Mäzenaten-Champagner floß und es Dukaten regnete; wo schöne Weiber um seine Gunst buhlten und elegante Diener, die er fürstlich belohnte, ihm zärtliche Billetdoux überbrachten. Ach! Alles vorüber! Der Champagner, die Dukaten und die schönen Frauen, die ihn heute wohl nimmer erkennen würden. Mit der Jugend ist das Glück entflohen und mit dem Alter das Elend hereingebrochen und die bitterste Armuth und Noth, und nichts ist ihm geblieben, als die Erinnerung und — Rosetta, sein Weib, die Tochter der Abruzzen, einst schön wie ein flammend Schwert und nun — — Doch zu solch' elegischen Meditationen ist jetzt der ungeeignetste Moment, die Musikanten blasen, daß es in den Ohren gellt, aus dem disharmonischen Charivari erkennt er mit Mühe die altgewohnten Weisen, und er klettert die dreißig Fuß hohe Stange hinan, wirft nochmals seufzend einen Blick über sein Publikum in Hemdärmeln, und beginnt mit dem unerläßlichen Lächeln seine Künste. Der Aermste!

Nun springt, wenn die Nummer zu Ende, der Beifall sich gelegt

und die erſchreckten ſchreienden Säuglinge auf die natürlichſte Weiſe geſtillt worden, der Bajazzo hervor, bewillkommt von dem Halloh aus hundert nur allzu friſchen Kehlen. Der gute alte Burſche! Auch ihm geht es, wie Lear's Narren, dem das Weinen näher war als das Lachen, aber wenn ihm heute die zeitweiſe ſchon ungelenken Glieder abermals den Dienſt verſagen, wenn ihm wieder kein Spaß einfiele, ſo weiß er, daß er morgen kein Stück Brot zu eſſen hat, weil ihn ſein Prinzipal davonjagt. So macht er denn, in Gottes Namen! „Spaß" und ſchneidet Geſichter, daß den Jungens die hellen Freudenthränen über die Backen träufeln und ſie lachen müſſen, daß ihnen „Alles weh thut!" Von welcher Facon die Späſſe dieſes obligaten Humoriſten ſind? Vom ſchwerſten Kaliber. Seine Fertigkeit beſteht nämlich in — Prügeln und in der fixfingerigen Applikation von zahlloſen Maulſchellen, zu welchem Behufe er ſeinen „Couſin", d. h. den zweiten Bajazzo auf die Bühne ruft, deſſen vis comica mit jener ſeines Kollegen identiſch iſt, und nun beginnt das Ohrfeigen-Duett, dem ein ebenbürtiger Dialog zur Unterlage dient. Wien ſah während eines Zeitraums von dreißig Jahren wohl die trefflichſten Künſtler der „Zirkuskomik": Manus Viol, den Gründer der neuen Clown-Schule, dann den graziöſen, delikaten Stonette, und Little Wheal, den drolligen Shakespearekenner und vielleicht geiſtreichſten Komentator des großen Briten: aber ein ſolches Ohrfeigenkonzert brachten jene Lieblinge des Jokus doch nicht zuſammen und ſie mußten ſich mit minder klatſchenden Beweiſen ihrer Laune begnügen. Die naiven Zuſeher jedoch in dieſen primitiven Arenen, die meiſt ſelbſt noch in der Schopfbeutel- und Ohrfeigenperiode ſich befinden, ergötzen ſich gerade an dieſer ſinnbildlichen Darſtellung ihrer Erlebniſſe und es freut ſie, wenn auch erwachſene Leute geprügelt und mit Rippenſtößen und Fußtritten traktirt werden. Sobald nun gelacht wird — und es wird viel gelacht, hat der Bajazzo ſeine Aufgabe gelöſt und dies berechtigt ihn, als erklärter Günſtling des Publikums, ehe die Vorſtellung zu Ende iſt, vor dieſes, mit dem Teller in der Hand, hinzutreten und unter den derbſten Späſſen und ungenirteſten Im-

promptu's das übliche „Trinkgeld" zu verlangen. Und die Opfergaben fließen gern und reichlich und es verläßt Niemand den Platz, ehe er nicht — wenigstens einen Kreuzer als freiwilligen Agiozuschlag zum Eintrittsgeld erlegt hätte.

Inzwischen ist es Abend geworden, die Schatten der Nacht senken sich hernieder, ein zerlumpter Junge schwingt sich über die Barriere und zündet mit einem brennenden Span die im Kreise aufgestellten Oellämpchen an. Welch ein Bild entfaltet sich nun vor unseren Augen! Die flackernden Flämmchen dringen mühsam durch den Qualm, der sie umgibt, und ihr röthlicher Schimmer fällt auf lachende oder staunend vergnügte Gesichter, Gesichter, wie sie Ostade, Teniers oder Rembrandt sich nicht drastischer wünschen konnten; er erhellt die grotesken Toiletten des manchmal nur halbbekleideten Publikums, das in unplastischesten Attitüden dem Schauspiele lauscht. Dazu die bizarre Staffage der Arena, das angehäufte Holzgeraffel der Anrainer, die Leiterwagen und Misttruhen, die Schindeldächer der vielen Baracken und „Rettungshäuser", die auf den Planken reitenden Gratisblitzer, welche von der furiosen Direktrice unablässig bekriegt werden, u. s. w.

Trotz der mitunter unheimlichen Szenerie und des beinahe erstickenden Rauches der brenzelichen Lampen harren wir furchtlos bis zum Schlusse aus, da uns die verheißene „Pantomi" interessirt. Bis diese kommt, können wir den Kautschukmann bewundern, den Kugellauf, die Bastonade mit den Schweinsblasen, ein seriöses „Pas de deux", wobei die hochgeschürzte Ballerina auf der „großen Zeechen" tanzt, wie meine rückwärtige Nachbarin enthusiastisch bemerkte, das Kunststück auf der freistehenden Leiter und ähnliche Unglaublichkeiten.

Die „Pantomi", von Allen sehnlichst erwartet, weil eine Menge „Bekennte" mitspielen, ist die alte Geschichte, die ewig neu bleibt: das Wirthshaus in Terracina mit den bärtigen Räubern, die durch eine Fallthüre ab und zu gehen, die Wirthin als Megäre, die brave Tochter, der trappfarbige Engländer, der edle Unterlieutenant und das

sonstige Karabinieri- und Banditen-Gefolge. Es wird viel gemimt und noch mehr geschossen und todtgestochen, denn selbst der Schneider Pawliczek, der, wie meine rückwärtige Freundin mir explizirte, zu „die Guaten g'hört, die 'n Engländer befrei'n möchten," konnte den armen Lord von seinem prädestinirten wälliſchen Schicksale nicht erretten. Friede seiner Asche! — —

Aber ich konnte an jenem Abende doch nicht recht lachen, so sehr auch das Opfer des verabscheuungswürdigen Brigantenthums mit den Füßen zappelte. Ich konnte nicht lachen, selbst wenn noch ein Pas de deux getanzt worden wäre, oder wenn der persische Hofkünstler noch ärgere Zaubereien getrieben hätte. Eine melancholische Stimmung beschlich mich, wenn ich mir die Leute betrachtete, wie sie in ihren abgeschabten Wämsern, in ihren unzählige Male gewaschenen und geflickten Trikots so unverdrossen sich abmühten, um für die fünf Kreuzer Entrée nur recht viel und ihr Bestes zu bieten. Für fünf Kreuzer Entrée konnte Jedermann das aufregende Schauspiel genießen, wie Einer sein Leben der Haltbarkeit eines angefaulten Strickes anvertraut. Gewiß gruselig!

Und die Sache ist wahrlich nicht spaßig. Binnen acht Tagen haben die Blätter drei Unglücksfälle erzählt, wobei drei Akrobaten ihr Leben eingebüßt. — Jüngst auf der Floridsdorfer Wiese Einer, der sich das Genick brach und eine Schaar weinender Kinder zurückließ, und am letzten Dienstage Biermann und Kolbe in Berlin, die sich ebenfalls zu Tode fielen. Man spricht so viel von dem opfermuthigen Heroismus des Soldaten, der um sechs Kreuzer Löhnung in den Tod geht — nun, hier thun's die Leute gar nur um fünf Kreuzer und man weiß nicht einmal Fälle von subordinationswidrigem Benehmen gegen den kommandirenden Prinzipal. Wenn Ihr deshalb hinausgeht, und das sollt Ihr auch, denn die Leute bedürfen schon ihrer vielen, mit ungestilltem Appetit gesegneten Kinder wegen einer Unterstützung, so lacht mir nicht, sondern applaudirt, und dann seht, wie freudig ihre Augen in den von Kummer und Sorgen durchfurchten Gesichtern leuchten! —

Aus dem „Loch."

(März 1868.)

Das alte, fast möchte ich sagen: weltbekannte, dramaturgische „Loch" im Jesuitenhof, die unzähligemal beschriebene Kasernkantine und Herberge der vazirenden Priester Thaliens und Melpomenens, besteht, wie ebenfalls sattsam bekannt, seit einigen Jahren nicht mehr. An die Stelle des beinahe verfaulten Gebäudes wurde das Palais der Genie-Direktion und der Kriegsschule erbaut, vielleicht auch deshalb, damit das Balletpersonale des Wiedner Theaters vom Probezimmer aus ein Objekt für den Kokettir-Unterricht erhalte, und vice versa die Söhne des Mars einen vortheilhaften strategischen Punkt für ihre speziellen Eroberungspläne gewinnen sollten. Das Kantingeschäft übersiedelte unter der bewährten artistischen Leitung des Herrn Schodl in die nicht minder historisch wichtigen Räume des gegenüber befindlichen Gasthauses zum „Wasen", und hier, wo schon vor einem halben Jahrhundert die klassischsten und unklassischsten Mimen hausten, wo der unvergeßliche Melchthal, der bis in sein hohes Alter burschikos gebliebene Fritz Demmer, die Wände mit Tabakqualm schwärzte, wo der schweigsame Jaromir Heurteur seinen Pfiff Wein trank, der unglückselige Küstner still brütend saß, der geniale Vagabund Reitzenberg seine tollen Abenteuer erzählte, Hasenhut die kindischsten Späße trieb, und später auch Wilhelm Kunst seine merkwürdigen Gelage hielt, da — kommen auch jetzt alljährlich in der stillen Woche, in welcher die Musen-

tempel und Scheunen geschlossen, die Vertreter der (wilden) dramatischen Kunst von allen Breite- und Längegraden, soweit die deutsche Zunge reicht und Kotzebue's „Hussiten vor Naumburg" bekannt sind, zusammen, um sich von den diversen Direktoren, Direktricen und Agenten während der bevorstehenden Sommersaison für — Bukarest oder Neutitschein, oder selbst (hol's der Teufel!) für Waidhofen „gewinnen" zu lassen. Das „leichte Völkchen" hat nun wieder einen Ort, wo es sich findet und zu finden ist, aber — das „Loch" ist's doch nicht! —

Und auch die Leute sind anders geworden. Ich rufe Meister Löwe*) zum Zeugen an, der vor fünfzig Jahren das erste Mal und seitdem alljährlich wehmüthig-heiterer Erinnerungen voll, die wüst-romantische Theateragentur zum „Loch" aufsuchte, und an dessen Ohren oft genug die bramarbasirenden Deklamationen der abenteuerlichsten „Kunstgenossen" schlugen. Welch' buntes, bewegtes Bild einst, und wie zahm und eintönig heute! Damals war's wohl nicht selten, daß ein „Direkteur" aus Nikolsburg, in Ermanglung anderer Fußbekleidung in den hohen Wallensteinstiefeln erschien, daß ein Kosinsky aus Güns oder Strebersdorf in braunledernen Unaussprechlichen auf einem Kälberwagen eintraf, daß eine Johanna von Montfaucon aus Zwettl oder Wieselburg, die ein barmherziger Strohbauer mitbrachte, in rothen Sammtschuhen sich vorstellte, und ein Czar Peter den weiten Weg von Stadt Steyr trotz grimmigster Kälte und heftigstem Schneegestöber in einem blauen Werther-Frack gar zu Fuß machen mußte und noch froh war, wenn er nur vor Schluß des „Theatermarktes" im „Loch" anlangte.

Das Alles ist nun wohl anders geworden. Die „Künstler" und „Künstlerinnen" reisen nun mittelst Eisenbahn oder Dampfschiff, logiren in den Vorstadt-Hotels sich ein und besuchen, auf's Stattlichste herausgeputzt, mitunter selbst mit funkelnden Uhrketten und

*) Der unvergeßliche Künstler stand damals, obwol hochbetagt, aber noch in eherner Kraft und lachend, inmitten der bunten Truppe.

Brillantringen geschmückt, Tags darauf die Gasthauslokalitäten zum „Wasen“ und besprechen im natürlichsten Deutsch ihre Angelegenheiten. Die absonderlichen Gestalten verschwinden immer mehr, Alles verflacht in der Alltäglichkeit, Alles wird von der Kultur beleckt — ach, sogar der deutsche Künstler!

Ja, dieses einstige wilde Zigeunervölkchen ist heute eine fast bürgerlich-solide Genossenschaft geworden und die Leute zahlen sogar ihr Bier und ihr Gollasch. Dann sind sie alle so unausstehlich anständig gekleidet, sie tragen keine vertretenen Absätze und durchsichtigen Ellbögen zur Schau, sie haben weiße Wäsche, veritables Linnen und keine Vatermörder aus Briefpapier, sie rauchen Cabannos und keine Porzellanpfeifen, und sie haben schließlich — was das Befremdendste an der Sache — Respekt vor den Wiener Kunstgrößen und glauben, daß das Burgtheater noch immer die erste Bühne Deutschlands sei, und der „einseitige“ Lewinsky unstreitig doch besser spiele, als Herr Feigl in Rötz, der sämmtliche Fächer spielt. Auch Fräulein Emma, soeben aus Scheibbs angekommen, gibt zu, daß sie die Wolter, obwohl sie etwas „ratscht“, doch nicht erreiche und daß diese eine „große Künstlerin“ sei.

Nochmals, die Leute (d. h. die stets mobilen Mitglieder der wandernden „Schmieren“ oder kleineren Provinzbühnen) sind bescheiden geworden. Die lärmenden Histrionen sind zum größten Theile ausgestorben, recte: verdorben; die dramatischen Trunkenbolde und brutalen Pumper werden immer seltener und ein Flodoardo, der Dir Dein Bier austrinkt und Dich um eine Zigarre anbettelt, gehört beinahe zu den Raritäten am Theaterhorizont.

Wie sich das Alles so rasch verändert. Noch vor zehn Jahren spektakulirte ein „Heldentenor“ in der Charwoche im „Loch“ auf's Heldenmäßigste. Er schlug zwanzigmal nacheinander das hohe C an, daß die Fensterscheiben zitterten. Er war sternhagelvoll besoffen, wie er selbst gestand, aber dennoch packte er mich laut auflachend bei der Brust und schrie: „Bruder, gib Geld her, auf Bier, nur fünf

Sechserln! Du bekommst sie nie wieder — ich schwör's, außer, es müßte mir einst saumäßig gut gehen, was aber nie der Fall sein wird! Denn meine gottselige Mutter sagte zu mir, ehe ich ihr die Augen zudrückte: Karl, sagte sie, Du bist ein Lump und bleibst ein Lump, und die brave Frau — sie hat's überstanden, hat Recht gehabt. Franz noch eine Halbe!" — Der entsetzliche Bierkünstler wollte damals nach Berlin und Wachtel todtsingen — ich habe nie wieder etwas von ihm gehört, in welchem Spitale mag er seine Künstlerlaufbahn geendet haben?

Und vielleicht zwanzig Jahre sind's, daß ich ebenfalls in der Charwoche im „Loch" saß, neben mir ein Mann, nothdürftig, ja fast schäbig gekleidet, mit einer Karfunkel-Nase und unheimlichen Augen. Der „Künstler", der von Gott weiß wo zu kommen vorgab, von Tieck und Goethe und anderen „Bekanntschaften" schwadronirte, dabei unablässig nach Schnaps rief, der leider nicht zu haben war, schimpfte endlich weidlich über das elende Nest Wien, über Direktoren und Theater-Agenten u. s. w. Diese heisere Stimme, diesen perfekten Ranke-Jargon hatte ich schon einmal auf den Brettern, so die Welt bedeuten, gehört, diese schielenden Augen schon einmal gesehen. Plötzlich dämmerte es in mir auf — ja, ja, ganz recht, ein Bild aus meiner Kindheit Tagen: die Fahrt mit dem Onkel, der damals unvermeidliche Achsenbruch, das Uebernachten in einem kleinen Orte — Wolkersdorf war es, wenn ich nicht irre, die anwesende Schauspielertruppe — Othello und mein Mann neben mir, der „Freund Goethe's und Tieck's", mein unvergeßlicher Jago. Ich erinnerte ihn daran, er sann etwas nach und gab die Möglichkeit zu. Dann fuhr er sich mit der Hand über die Stirne, strich die dünn gesäeten, bereits grauen Haare zurück und sagte mit stolzem Lächeln:

„Nanu, Männeken, wat jloben Sie mal, wer mich den Jago so jottvoll einstudiert hatte? S' war, mit permissiong zu melden, niemand Jeringerer als der selige Devriängh selbst. Ja, der jroße Louis sagte millionenmal zu mich: Fritze, sagte er, ich bitte Dir um

Jotteswillen, jeh' zum Theater, aber wenn Du mich eenen Jefallen erweisen und Deen Jlück machen willst, jeh' zur Oper, mit Deenem ochsigen Baß biste der erste Saraſtro der Welt. Ich war een Rindvieh, daß ich's nicht that, ich hätt' meene blanken 10,000 Thaler jetzt, was sich 'n Schauspieler nie verdient, außer durch Jastrollen, wie der Dawisong, der mich 'n Dresden usjestochen hat, der Ränkeschmied, der Kabalist!" — „Wohin gehen Sie von hier aus?" frug ich den Künstler. — „Nach Stettin, und wenn's mich dort nich jefällt, nach Reval, dort bin ich mit 'n Direktor „Du!"

Mit diesen Worten stand er auf, in der Zerstreuung meine Zigarre anzündend und nach einem herzhaften Zug aus meinem Glase sich zu einem andern Tische setzend. Eine Stunde später schloß er nach Kaiser-Ebersdorf ab, obwohl er, wie er mir sagte, diese Teufelsnester schon satt habe und der Direktor in Reval „ejentlich uf ihn warte." Allein, dem Manne hier sei er auch noch zu einigem Danke verpflichtet, weil er ihn heute „cavaliermang" traktirt und auch sonst „Manches usjejlichen" habe. Ich wünschte ihm glückliche Reise.

Derlei drollige Figuren findest Du heute kaum mehr. Solch kolossale Unverschämtheit ist antiquirt und man „schneidet" nicht mehr auf, als eben nöthig, um die mitgebrachten Rezensionen gewisser unparteiischen Organe und Provinz-Lessinge glaubwürdig zu machen. Auch ist die sprichwörtliche Misère eines wandernden Komödianten nicht mehr so herzzerreißend, wie ehedem. Unter der Direktion der Frau Amalie Bernard zum Beispiel, die beim „schwarzen Adler" in Klosterneuburg während des vergangenen Winters theatralische Vorstellungen gab, erhielten die Mitglieder je 3 fl. für einen Abend. Gewiß eine brillante Bezahlung, wenn es nicht in Berücksichtigung des Umstandes geschah, daß vis-à-vis der Klosterkeller sich befindet, der manchen Kunstjünger zu extraordinären Auslagen verleiten kann.

Aus all' dem erhellt, daß sich der Schauspielerstand, im Ganzen

genommen, gehoben hat. Wohl saßen hie und da einzelne halb Verzweifelte, die für die untergeordnetsten Fächer sich anboten, oder auch Souffleur- oder Inspizientendienste versehen zu wollen erklärten und keine „Nehmer" fanden. Dagegen gingen langhaarige „Wagner's" stark ab, nach „Lewinsky's" ebenfalls Begehr, „Schöne Helena's" wurden mit 80 bis 90 monatlich gehandelt, „Camelliendame" mit 75 notirt. Böhmische Kapellmeister flau, „Blaubart" wenig vorräthig, Anstandsdamen drückten sich bis auf 25, auch Bobéches wichen, da viel davon am Platze, bis 40 u. s. w.

Einen etwas deprimirenden Anblick gewährten unter den vielen lustigen, sorgenlosen Gesichtern nur ein paar im Halbdunkel scheu postirte Jünglinge. Man sah es ihnen nicht gleich an, daß sie „Künstler" seien, allein der Pack Theaterzettel, den sie vorwiesen, ließ an der Angabe nicht länger zweifeln. Sie gehörten einer gleichfalls im Halbdunkel der Monarchie wirkenden mobilen Truppe an, die in raschen Zügen längs der Karpathen bis in's Banat vordrang und auf dem Retourwege durch Kärnten, Krain, Steiermark und Niederösterreich erst in der Nähe Simmerings sich auflöste.

Diese Fragmente einer Muster-Schmiere, die Ueberreste einer Deklamations-Armada, die in Luttenberger- und Kerschbacher-, Villaner- nub Karlowitzer-Fluthen nicht unrühmliche Siege erfocht und nur auf den Sandbänken bei Schwechat auffuhr, resp. in der prosaischen Zone der Müller kein kunstsinniges Auditorium fand, sahen allerdings ein Bischen trübselig aus. Ich frug sie um ihr Repertoire. Sie huldigten noch der alten Schule und waren nur auf „Pfefferröschen," „Fridolin," „Lenore" und „Wer wird Amtmann?" eingerichtet. „Lenore" gaben sie, wie sie versicherten, besonders schön. Auf einem Zettel stand es auch schwarz auf weiß gedruckt: „Zum Schlusse der Vorstellung erscheinen Wilhelm und Lenore als Gespenster zu Pferde bei bengalischer Beleuchtung." — Dennoch glaube ich, fanden die Aermsten diesmal kein Engagement, wenn sie nicht etwa für das „Herkulanum" gewonnen wurden, dessen Principal die disponiblen Kräfte eindringlich musterte.

Engagementslos? Was liegt übrigens daran, wenn's nicht lange währt. Ein Künſtler, der ein paar Rollen und ſonſt noch Grütze im Kopfe und ein paar ſchwarze Hoſen hat, ſchlägt ſich ſchon durch. Was anders iſt's mit einem überzähligen Direktor. Der luſtige Jungwirth, der auch anweſend war, führte mir wenigſtens einen Herrn mit den malitiöſen Worten auf: „Herr N., Direktor von N., dermalen vazirend.“

Sonntagsschmarotzer.

Naturforscher, Fiaker und Gastwirthe haben sich wiederholt mit der Frage beschäftigt, warum es zu Sommerszeiten meist an — Sonntagen regne? Die beiden letzteren Gattungen der Witterungsgrübler waren und blieben natürlich rathlos, Erstere hingegen brachten in ihrer peinlichen Verlegenheit und wissenschaftlichen Begriffsverwirrung, um doch ein paar stichhältige Gründe dafür aufzufinden, die nicht mehr wegzuleugnende Thatsache mit verschiedenen tellurischen und astronomischen, nach ihrer Ansicht wahrscheinlich gerade wöchentlich wiederkehrenden Erscheinungen in Verbindung, schwatzten von der Einwirkung der Mondesphasen, und obwohl Olbers die abstruse Lehrmeinung längst ad absurdum führte, sogar von der Tagesordnung der Planeten und deren Einfluß auf die Luftmassen.

Lächerlich! Weder die angehäufte Luftelektrizität noch sonstige Konstellationen sind die Ursache des beinahe normalen Sonntagsregens, sondern — und ich vindizire mir die Entdeckung: der Herr des Erbarmens läßt Sonntags regnen, um — nun, um die armen Sommerparteien auf dem Lande vor der gastlichen Invasion der Städter zu schützen. Das ist mein nicht wegzudisputirender orthodoxer Glaube und ich lasse mir dieses Sonntagsregen-Dogma nicht von hundert Humboldt's mit ihren sogenannten atmosphärischen Gegengründen anfechten.

Wen die Götter mit den dazu gehörigen Mitteln begnadet und dessen Berufsgeschäfte es gestatten, entflieht, sobald der erste Lerchengesang an sein Ohr schwirrt, um seine Lungenflügel nicht mit dem

Mehlthau des kommunalen Sommerstaubes belegen zu lassen und die Nachtheile einer irrationellen Kanalisirung nicht direkte zu empfinden, hinaus in die würziger duftenden Gefilde, wo das liebliche Grün der Zuckererbsen seine Heimat, und das „Jungschweinerne" seine Geburtsstätte hat, und lobpreist (vielleicht sogar in einer Jasminlaube) die weise Organisation des Weltalls, welche es ermöglicht, kuhwarme Milch fast an der Quelle beziehen zu können.

Ach, wie sehnst Du Dich, die freundlich süße Gewohnheit des Daseins in Neuwaldegg oder in der Hinterbrühl so recht empfinden zu können und Dein durch „Rigoletto" und „Traviata" auf die raffinirteste Weise gequältes Ohr an den unschuldsvollen Melodien des Halters wieder heilen zu können! Wie sehnst Du Dich nach frischem Heu- und Stallgeruch, wenn Du mit Esbouquet und Patchouli durch sieben Monate krank geräuchert worden; ja wie sehnst Du Dich sogar nach den schmucklosen Expektorationen des ungrammatikalischen Nachtwächters, wenn Du während des Winters ein Dutzend wohlstylisirter Kandidatenreden mit den heiligsten Versicherungen liberaler Tendenzen verdauen mußtest! Darum auf und hinaus! Hinaus „ins Grüne", so bald und so schnell als möglich! Du machst Deine unausweichlichen Abschiedsvisiten, schüttelst Diesem und Jenem die Hände, sagst das übliche: „Aber Sie besuchen mich doch einmal?" und machst Dich aus dem „Staube".

Nun siehst Du; ich weiß, daß Du mit dem obligaten: „Aber Sie besuchen mich doch einmal?" nichts, als eine leere Redefloskel verbraucht hast, und daß es Dir nicht im Schlafe einfallen würde, diesen langweiligen Gesellen, jenen Vielesser oder gar jenen „zahlreichen Familienvater" Dir in Deinem Tuskulum einzulagern; aber Du vergißt, daß es über alle Beschreibung — naive Naturen gibt, die in ihrer Harmlosigkeit oder in ihrem Selbstbewußtsein die schön textirte Aufforderungs-Formel wirklich für baare Münze, ja für eine dringende Bitte erklären, Dich nicht zu „vernachlässigen", und die dann daheim die loyale Gesinnung aussprechen: „Der X. hat mich (oder uns) eingeladen, ihn nur „recht oft" zu besuchen, ich muß (oder

wir müſſen) ihm doch an einem der nächſten Sonntage die „Freude“ machen!“ — Da haſt Du die Beſcheerung! —

Wie bequem und wohlig ſitzeſt Du hierauf eines Tages unter dem ſchattigen Lindenbaum, den Tſchibuck friſch ſtopfend und Dich auf die „jungen Backhendl“ freuend, mit denen Dein ehelicher Himmel ſchon in einer halben Stunde geſchmückt werden ſoll. Da bellt plötzlich der Haushund, das Gitter öffnet ſich leiſe und ebenſo leiſe, nur um Dich recht zu überraſchen, treten der Herr von Huber und die Frau von Huber herein, gefolgt von der kleinen „Lepoldin“, dem kleinen Alfred und dem noch kleineren Peppi, dann der Amme, welche den kleinen Franzi am Arme trägt. Der Klavierlehrer der „Lepoldin“ bleibt beſcheidener Weiſe vorläufig draußen vor dem Gitter ſtehen, um das Freudentableau von der Ferne zu bewundern.

„Ah — das — iſt — ſchön!“ rufſt Du, den Tſchibuck bei Seite legend, den alſogleich der kleine „Fredi“, ein „munterer“ Knabe, als Spielobjekt in Beſchlag nimmt, aber das Malheur hat, den Echttürkiſchen fallen zu laſſen, worauf er die einzelnen Stücke verlegen aufließt. „Wirſt Du's ſtehen laſſen!“ ruft Frau von Huber, nun wohl etwas zu ſpät — „garſtiges Kind, man kann mit Dir nirgends hingehen!“

„Ah — das — iſt — ſchön!“ wiederholſt Du nach dieſem kleinen Intermezzo die vorgeſchriebene Anrede. „Freut — mich — außerordentlich, daß Sie einmal — Wort — gehalten!“ Und nun ſchüttelſt Du dem Herrn von Huber und der Frau von Huber zum Willkomm die Hände, ſtreichelſt die kleinen Rangen, begrüßeſt die Amme u. ſ. w. und lädſt die Sippſchaft ein, Platz zu nehmen.

„Nein, nein! das geht nicht!“ entgegnet die Frau von Huber, „wir wollen nicht im Geringſten inkommodiren! Sie werden nun bald ſpeiſen und da wäre es unſchickſam, Sie zu beläſtigen. Wir wollten ja nur im Vorbeigehen einen kleinen Beſuch abſtatten und auch der Frau Gemalin unſere Aufwartung machen, weil Sie ſo gütig waren, uns „ſo oft ſchon“ einzuladen, und dann gehen wir augenblicklich; wir gehen ja auch erſt eſſen, freilich nicht viel, denn, mein Gott! auf dem

Lande darf man nicht viel Ansprüche machen, aber, wenn man beim Ochsenwirth nicht schon um Viertel auf Eins eintrifft, bekommt man nichts mehr!"

„Nun," meinst Du, „auf einen Löffel Suppe werden Sie uns wohl beehren? Mit viel können wir zwar nicht dienen, weil wir nicht vorbereitet waren — warum haben Sie uns auch nicht geschrieben — —?"

„Ja," erwidert die sprechgewandte Frau v. Huber, „mein Mann wollte Sie überraschen!"

„Sehr schön, sehr schön!" ist Deine verfl. . . schuldige Antwort. „Aber da draußen steht ja noch ein Herr, gehört er zur Gesellschaft?"

„Ja," bestätigt die Frau v. Huber, „es ist der Klavierlehrer der Leopoldin', der Herr v. Niemetz. Ah, sie könnt' schon recht gut spielen, wenn sie nur möcht', denn der Herr v. Niemetz ist ein tüchtiger Lehrer!"

„Aber so lassen Sie doch den Herrn eintreten," rufst Du, „er kann doch nicht auf der Straße stehen bleiben!"

„Zu gütig, allzugütig!" replizirt die Frau von Huber, worauf sie ruft: „Herr von Niemetz! Herr von Niemetz!" Und die Kinder laufen dem Gitter zu und schreien: „Herr von Niemetz! Herr von Niemetz; Sie sind auch zum Essen eing'laden!" Und Herr von Niemetz erscheint unter hundert Bücklingen und hundertzehn Entschuldigungen, und Du reichst ihm die Hand zum Gruße und heißt ihn in T. . . . . Namen gleichfalls willkommen. Der Haushund kriecht hierauf knurrend wieder in seine Hütte zurück.

Mittlerweile erscheint Deine Gattin, um Dich zu benachrichtigen, daß gedeckt sei. Sie sieht die unerwartete feindliche Besatzung und wird vor Schreck kreidebleich. Ein Blick von Dir genügt, um sie zu beruhigen.

Gegenseitige Vorstellungen, Küsse und Handküsse ꝛc. ꝛc. Du entfernst Dich unbemerkt auf einem Moment, um der Magd den Auftrag zu geben, schnell sechs Portionen Suppe, fünf Rindfleisch, vier

Kalbsbraten und vier Backhühner vom Ochsenwirth zu holen. Sodann ersuchst Du die ehrenwerthe Gesellschaft, „abzulegen," warnst den kleinen „Fredi," der mit dem Kettenhund fortwährend kokettirt, ihm nicht zu nahe zu kommen, und nach einem Viertelstündchen, das mit verschiedenen Komplimenten über die freundliche Lage des Häuschens ausgefüllt wird, geht es zu Tische.

Das Essen ist „delikat!" wie die Frau v. Huber wiederholt bestätigt und beifügt: „Beim Ochsenwirth hätten wir bei Weitem nicht so gut gespeist!

Lieber Gott! Man nimmt auf dem Lande ohnehin mit „Wenigem" vorlieb — aber diese Wirthe sind selbst auf das Wenige nicht eingerichtet!"

„So ist es!" erwiderst Du. Nach beendigter Mahlzeit führst Du die Gesellschaft im Garten spazieren, die „Lepoldin'" und der „Fredi" pflücken sich je ein wunderhübsches" Bouquet von Deinen schönsten Rosen und Nelken, und als Dich tödtliche Langeweile über die geistreichen Aperçus der Frau von Huber, die „schon ewig lang auch ein so schönes Landhaus haben und für ihr Leben gern auf dem Land wohnen möchte", erfaßt, schlägst Du in Deiner Seelenangst eine Kegelpartie vor, welcher Antrag mit Freuden acceptirt wird, denn — höre es und verzweifle — „man hat ja Zeit bis halb neun Uhr Abends, weil man die Plätze für den „allerletzten" Stellwagen genommen hat!"

Die Kegelpartie ist sehr animirt. Du hast zwar heute keine ruhige Hand, dafür schieben aber Herr v. Huber und Herr v. Niemetz ausgezeichnet, und als auch diese „Unterhaltung" zu Ende, hast Du an Ersteren 1. fl. 80 kr. und an Letzteren 3 fl. 40 kr. zu bezahlen.

Nachdem Du nun auch Deiner Bier- und Käse-, dann Kaffee- und Kuchen-Verpflichtung nachgekommen, rüsten sich die Gäste zur Abreise. Zahllose Danksagungen! Aber es ist etwas kühl geworden. Man ersucht Deine Gattin um einen, wenn auch alten Shawl und ein Paar Halstücher für die Kinder. Auch das noch wird gewährt.

Endlich sind sie fort und Du athmest auf. Deine arme Frau hat jedoch leider die Migräne, Du selbst etwas Kopfschmerz, Euer Sonntags-Programm wurde Euch gründlich ruinirt und Ihr legt Euch übellaunisch zu Bette. Gute Nacht! — Nach zwei — drei Wochen bringt man Euch (um die Kaffeestunde) die drei Halstücher zurück — den Shawl vergaß man, (wie ärgerlich!) und wird ihn dafür an einem der nächsten Sonntage im Vorbeigehen (denn man kommt ja oft in diese Gegend!) „mit Dank" zurückstellen. Später hat man dann wieder einmal ein schmutziges Sacktuch, das die „Lepoldin'" vergessen, abzuholen und sofort bis Ende September. — —

Der nicht mit Familie belastete Sonntagsschmarotzer, der „gastirende Garçon" ist in gewisser Beziehung noch gefährlicher, denn er ist meist vollkommen unabhängig, hat über beispiellos viel freie Zeit zu verfügen und ist sogar in der Lage, bei Dir zu „übernachten," um Tags darauf mit Dir zu frühstücken. Er ist natürlich ebenfalls von dem Wahne befangen, von Dir nicht nur gern gesehen, sondern Dir beinahe unentbehrlich zu sein, von Dir „wenigstens Sonntags" erwartet zu werden, und fragte man ihn Samstag was er für den nächsten Tag vorhabe, so antwortet er, sich die Kravatte ordnend: „Morgen ist's nichts mit mir; morgen bin ich vergeben — ich bin geladen — man erwartet mich in Ober St.-Veit!" — Weißt Du Etwas davon? Gewiß nicht.

Aber Du bist versöhnlichen Gemüthes und heißest den sich freiwillig bei Dir Einquartierenden sogar herzlich willkommen. Ist er doch über alle Maßen artig und bringt er Dir doch stets eine kleine Neuigkeit, die letzten Kurse oder ein Fluchblatt, eine Brochüre, die nur in wenig Exemplaren abgezogen, soeben erschienen und in verwaltungsräthlichen oder anderen Kreisen ungeheures Aufsehen gemacht haben soll, mit. Auch Deine Gattin sieht ihn schließlich — Gewohnheit ist ja unsere Lehrmeisterin, nicht ungern, denn er ist mit Freuden bereit, etwaige Aufträge an die Putzmacherin aufs Prompteste zu erfüllen, auf den Bazar zu abonniren ꝛc. Und wenn ihm ferners selbst Deine Kinder jubelnd entgegenspringen, so hat dies

seinen Grund darin, weil sie wissen, daß er aus seinem Paletot eine Bonbonsdüte oder ein Schächtelchen Backwerk hervorzieht und sie darum sich balgen läßt.

All' diese kleinen Liebenswürdigkeiten Deines stabilen Sonntagsgastes sind jedoch nichts Anderes als kluge Manöver, taktische Coups, maskirte Attentate auf Deinen Mittagstisch, der das Endziel seiner Mühen ist. Als praktischer Rechner subtrahirt er die Auslagen von den Einnahmen und — der Reingewinn ist ein superbes Diner. Denn in was bestehen seine Auslagen? Vielleicht in der Bestreitung der Fahrkarte und im Ankauf von drei Loth „Zuckerln" für Deine Kinder. Das sind die reellen Ausgaben; was er sonst noch verwendet, hat nur imaginären Werth, wie etwa: das verbindliche Lächeln, ein paar Anekdoten und die Leistungsfähigkeit im „Handküssen" vis-a-vis den Damen des Hauses. Der professionelle Sonntagsschmarotzer hat es nämlich zu einer unbewußten Virtuosität im „Handküssen" gebracht und wie er Deine Kleinen zur Augenweide der Mutter auf den Knieen zu schaukeln versteht, so ergreift er zur Augenweide der Großmama bei jeder nur halbwegs passenden Gelegenheit die Hand Deiner Gattin und drückt in ritterlicher Galanterie die begeistersten Küsse darauf. Dein Stubenmädchen und die Mägde regalirt er mit „Schönheiten," die er ihnen als „Freund des Hauses" ungefährdet ins Ohr lispeln darf, und Dich selbst endlich belohnt er für die liberale Atzung mit dem Zugeständnisse, daß — Deine Zigarren vortrefflich seien.

Das Geschäft des „Dinerschnorrers" blüht zwar während des ganzen Jahres, aber an Sommer-Sonntagen doch am üppigsten. Er hat demnach noch vor Beginn der Schmarotzer-Saison die nöthigen strategischen Vorkehrungen mit Sorgfalt zu treffen und seinen Feldzugsplan so einzurichten, daß die zu überlistenden Opfer unbewußt und willenlos in seine Falle gehen.

Es handelt sich nämlich vor allen Dingen um deren zweckmäßige Dislokation; es müssen ihnen Sommerfrischen anempfohlen werden, die nicht zu nahe seinem Hauptquartier, der Residenz liegen, da die Konkurrenz der übrigen Parasiten zu gefährlich wäre. Er verlegt

deshalb die „abzunagenden Familien" an, zwar von ihm, aber nicht von den anderen Freibeutern ordinärerer Sorte, allzuleicht zu erreichende Punkte, z. B. nach Böslau. Ist es ihm möglich, gleich zwei oder drei Familien an ein und demselben Orte unterzubringen, desto besser, da die Vertheilung seiner Gestionen: Mittagsmahl, Jause und Abendbrot eine leichtere und er für drei „Visiten" nur eine Fahrgelegenheit benöthigt. Hat er die Sache im Großen und Ganzen geordnet, ist sie in ein System gebracht, dann beginnt die Attaque. Er kauft sein unentbehrliches Requisit: das Skarnitzel „Zuckerln" zum Geschenke für die Kleinen — (mit einem Vierting „Weinscharl'n" kommt er bei ökonomischer Gebarung einen ganzen Sommer aus), studiert die Fahrpläne der respektiven Bahn — und — warst Du je so unvorsichtig, die Eingangs erwähnte Phrase, die eigentlich keine Bedeutung haben sollte, nämlich das unglückselige: „Aber Sie besuchen mich doch einmal?" hingeworfen zu haben, so bist Du als Opfer in seinem Notizbuche vorgemerkt. Nichts rettet Dich am nächsten Sonntage, als ein ausgiebiger Regen! —

Und so sehe ich Dich denn im Geiste, wie Du Samstag Abends, o Bedauernswerther! mit bebendem Herzen das sternenhelle Firmament betrachtest, höre, wie Du ahnungsvoll Deiner Gattin zurufst: „wenn es morgen schön bleibt, bekommen wir wieder einen Besuch!" und ich höre Euch Beide, ehe Ihr von Morpheus Armen umschlungen, Euer Samstag-Nachtgebet beten, das da lautet: „Gütiger Himmel! laß es morgen regnen . . . regnen . . ."

„Untröſtliche" Witwen.

Man kennt das luſtige Märchen von der „trauernden Witwe von Epheſus", das der, wenn auch etwas frivole, aber eminente Menſchenkenner Lafontaine ſo überaus hübſch erzählt. — Der neugierigen Leſerin, welcher die Geſchichte vielleicht noch fremd ſein ſollte, ſei in Kürze berichtet, daß eine Wittwe über den Tod ihres Mannes ſo untröſtlich wurde, daß ſie beſchloß, in der Gruft, in der er beigeſetzt war — Hungers zu ſterben. Wirklich begab ſie ſich dahin und vollbrachte eine geraume Zeit mit Weinen und Wehklagen um den „Unerſetzlichen". In der Nähe der Gruft war jedoch ein Miſſethäter an den Galgen geknüpft und ein Soldat ſtand dabei Wache, damit die Leiche nicht geſtohlen würde. Als nun der „rauhe Krieger" das jammervolle Winſeln aus der Höhle vernahm, ſpürte er nach und kam auf die in Thränen aufgelöſte Todeskandidatin. Er tröſtete die ſchöne Unglückliche. Er rieth ihr von dem aberwitzigen Beginnen ab, er fand ſchließlich ein willig Gehör, und als mit dem Tröſtungswerke eine Stunde verrann und er zu ſeinem gehängten Verbrecher zurückkehrte, war die Leiche von deſſen Genoſſen richtig geſtohlen. Der Tröſter der Witwe war nun ſelbſt untröſtlich, er war in Verzweiflung, denn ſein Kopf ſtand auf dem Spiele. Da kam die ſoeben geheilte untröſtliche Witwe auf ein einfaches Auskunftsmittel: ihr Mann war todt, was liegt an dem Körper eines Todten? Sie rieth, ihren Mann ſtatt der entwendeten Leiche an den Pfahl zu binden; es geſchah, ihr edelmüthiger Tröſter war gerettet, ſo wie ſie ſelbſt von dem Wunſche, zu ſterben, bereits gründlich kurirt war.

Ich weiß nicht, ob der „Fall" je geschehen, oder nur von einem gewissenlosen Lokalkorrespondenten zu Ephesus damals erfunden und von Lafontaine später in zierliche Verse gebracht wurde. Ich weiß nur so viel, daß die untröstlichen Witwen der Neuzeit, wenn sie auch gerade nicht unsere Leichen an den erstbesten Pfahl knüpfen, so doch an unserem Grabe nicht Hungers sterben wollen, aber auch gegen die wohlklingenden Worte der allzeit bereiten Tröster meist ihre Ohren nicht ganz verstopfen. Die „trauernde Witwe von Ephesus" bleibt demnach doch ein Warnungsruf für alle sterbenden Ehemänner und zugleich ein, obwohl grelles Signalement der interessanten Spezies: „untröstliche Witwe."

Dieses im Beginne seines neuen Standes, laut gedruckten Partezettels unglücklichste und laut Inschrift auf dem Grabsteine des „Unvergeßlichen" trostloseste Geschöpf der Erde, das nur in dem Gedanken an das baldmöglichste Wiederfinden im Jenseits, sein thränenreiches Dasein zu fristen, schwarz auf weiß vor aller Welt erklärt, ist, wenn es seinen geliebten und liebenden Ernährer verloren (ich habe nämlich eine Witwe aus dem besseren Mittelstande im Auge), in der That anfänglich zu bemitleiden. Das arme Wesen! Es wurde ihm „Alles" geraubt, der sogenannte „Himmel auf Erden", und nun steht es vielleicht wirklich allein und verlassen auf der weiten, weiten Welt, die „so kalt und so helle", und es verbirgt sein Antlitz, und ist blind und taub selbst für die harmlosesten Zerstreuungen und weint aufrichtige, wohlmotivirte Thränen. . . .

Und so vergehen Tage und Wochen und die obligate Trauerzeit naht fast ihrem Ende. Da kommt ihre „Freundin" — denn so ganz verlassen ist kein Weib der Erde, daß es nicht wenigstens eine offiziöse Freundin hätte — und die Freundin versichert, daß der Unglücklichen — das Schwarz so gut stehe. Die Unglückliche lächelt schmerzlich, sie streicht die Locke hinter das Ohr, die ihr zu weltlich dünkt und wehrt der Freundin ernstlichst, solch' frevelhafte Worte zu sprechen. — Dann wirft die Unglückliche im Vorübergehen einen Blick in den Spiegel, einen langen, langen Blick — sie seufzt tief auf, ihr Busen hebt sich

und droht das Mieder zu zersprengen, dann sinkt sie an den Hals ihrer Freundin und schluchzt: „Mein guter Ferdinand! Wie liebte ich ihn! Keinen Mann der Welt könnte ich so wieder lieben. . ."

Die Trauerzeit ist vorüber, aber die Unglückliche bleibt in „Schwarz". Schwarz paßt für ihren Kummer und für ihren Teint. Niemand ist im Stande sie zu trösten, nicht einmal ihre eifrige Freundin, obwohl ihr diese wiederholt — Sperrsitze ins Carltheater angeboten und sie fort und fort animirte, sich zu zerstreuen. Sie sei das ihrer Gesundheit schuldig. Aber die Unglückliche vermag nur zu weinen, Ferdinand ist todt — was kann ihr diese Welt noch bieten? —

Und nun tritt ein neuer Wendepunkt in ihrem Geschicke ein. Sie vergaß in ihrer Untröstlichkeit bis jetzt an die Sicherung ihrer Existenz zu denken, sie vergaß auf ihre Zukunft, d. h. auf die Beschaffung der Mittel zur Fristung ihres Lebens bedacht zu sein und glaubte überhaupt nur vom Schmerze leben zu können. Und jetzt schon klopft, wenn auch erst leise, dann aber immer mächtiger und mächtiger der Mangel an ihre Thüre. Eine fürchterliche Perspektive eröffnet sich ihr plötzlich: Noth und Elend in den künftigen Tagen. Noch hält die „Alleinstehende, die Niemanden von ihrem Thun und Lassen Rechenschaft zu geben braucht," an ihren Grundsätzen fest. Man räth ihr dies und das, sogar mit dem trivialen Auskunftsmittel ist man bei der Hand, die überflüssigen Zimmer zu vermiethen: ein junger Doktor und ein ältlicher frommer Herr wären geneigt, die Wohnung mit ihr zu theilen — aber sie perhorreszirt den Gedanken, mit fremden Männern, und seien diese noch so fromm, in Gemeinschaft zu leben. Endlich macht man ihr sogar den sublimen Vorschlag, sich — nochmals zu verehlichen. Ein Blick voll tiefer Verachtung ist die Antwort. „Ich, meinem Ferdinand untreu werden? Niemals, niemals, niemals!" Gewiß höchst edel! —

Aber eines Freundes, eines Beschützers, eines Rathgebers bedarf sie doch in dieser Welt voll Lug und Trug, voll Gefahren und Kümmernissen. Das sieht sie ein. Eines solchen (natürlich in jeder

Beziehung uneigennützigen, aber treuen) Freundes kann sie deshalb auch nicht länger mehr entrathen. Ihre Lage wird immer peinlicher, die finanzielle Deroute, in welcher sie ihr Ferdinand zurückließ, tritt in ihren entsetzlichsten Folgen nun an sie heran. Bisher gelang es ihr, sich durch den Verkauf einiger leicht entbehrlicher Schmuckgegenstände „durchzubringen". Rasch veräußert sie nun auch die überflüssigen Möbel, und verläßt endlich, wenn auch mit schwerem Herzen und Thränen in den Augen die große, ihr so lieb gewordene Wohnung und miethet sich ein kleines, bescheidenes Zimmerchen. Sie will ja so wenig. Ein Plätzchen nur, wo sie ungestört an ihren Ferdinand denken und um ihn weinen kann.

In dieser ihrer noch immer (es sind bereits ein paar Monate) andauernden „Untröstlichkeit" vergaß sie auf das Dringendste: durch Arbeit einen anständigen Unterhalt sich zu gründen. Ihr ewiger Schmerz ließ sie an die Arbeit und das Arbeiten gar nicht denken. Sie hatte übrigens bis jetzt auch keine Zeit, zu arbeiten. Sie ging bald zu dieser, bald zu jener theilnahmsvollen „Freundin", um ihr Herz auszuschütten, und wenn sie da ihr Schälchen Kaffee trank (den sie mit ihren Thränen vermischte) und von ihrem Manne sprach, so vergingen die Stunden, man wußte gar nicht, wie. Und an regnerischen Tagen, wo sie nicht ausging und daheim blieb, um über ihre trostlose Lage zu seufzen, da kam eine oder die andere Freundin zu ihr und man trank da den (mit Thränen vermischten) Kaffee und sprach von dem „Seligen". Wer konnte es der Unglücklichen verargen, wenn sie bei derlei Diskussionen über die vortrefflichen Eigenschaften des Unersetzlichen an keine Arbeit dachte — zudem arbeitete ja auch keine ihrer Freundinnen.

Bei diesem Freundinnen-Verkehr ist es natürlich, daß sich der Kreis solcher weiblicher Bekanntschaften immer mehr und mehr erweitert. Man lernt Frauen kennen, die nicht allein für das Jenseits schwärmen, sondern — selbstverständlich in den anständigsten Formen — recht weltlich gesinnt zu sein pflegen und auch weltlichem Umgange mit dem andern Geschlechte nicht abgeneigt sind. Auch die unglück-

liche Witwe verliert allmälig ihre Schüchternheit und fühlt sich sogar sehr erleichtert, als sie eines Tages einem gerade „zufällig" anwesenden, pensionirten Major, einem Freunde des Hauses, von ihrer traurigen Lage erzählen kann. Und nun beginnt der zweite Akt der Tragikomödie: der „Witwen-Major" tritt auf und greift in die Handlung ein.

Der „Witwen-Major", höre ich meine verehrten Leser fragen, „was ist das für eine Charge?" Darauf erwidere ich, der Witwen-Major ist, wie der „Table d'Hote-Major", eine im Organisirungs-Statute unseres sozialen Haushaltes eigens systemisirte Charge. Wie der „Table d'Hote-Major" die stillkauende Gesellschaft mit Wachtstuben-Abenteuern, schwierigen Wintermärschen, Rekruten-Anekdoten und den fabelhaften Duellen seiner Lieutenants-Epoche zu amüsiren hat, und sein scheinbar schnurriges, in der That aber nur strategisches Erzählertalent wohlweise dazu benützt, die fleischigsten Poulardtheile für seine Teller zu erobern — ebenso hat der „Witwen-Major" die freundliche Mission übernommen, alleinstehende und hilflose, (junge, hübsche) Frauen mit Rath und That zu unterstützen, ihre kleinen Bedürfnisse zu bestreiten, sie zur unumgänglich nöthigen Zerstreuung nach Vöslau oder ins Krapfenwaldl zu führen, und was sonst noch zu den ritterlichsten Pflichten eines Mannes „von Welt" gehört, dem es seine Mittel und viel freie Zeit erlauben, einem schwachen Weibe seinen starken Arm zu leihen.

Der „Witwen-Major" hat, zum Segen der hilflosen Frauen, nämlich meist auch die Mittel, seinem Wohlthätigkeitsgelüste fröhnen zu können. Das Relutum zahlloser erübrigter Fourageportionen, die ihm ein generoses Gebühren-Reglement bewilligte, kann der edle Menschenfreund nun zum Ankaufe von Seidenmantilles und Schnürstiefletten für verlassene Witwen verwenden, und damit neuerdings den loyalen Satz erhärten, daß der „Staat" eigentlich doch für Alles und Alle sorge. Was die für solche Ritterdienste erforderliche freie Zeit betrifft, so ist bekannt, daß die gütige Vorsehung und selbst der strengste Dienst einen Major damit stets aufs Reichlichste dotirten,

um wie viel mehr besitzt davon erst der pensionirte Major, der Tag und Nacht seinem Samaritanerwerk obliegen kann. Der Witwen-Major hat deshalb, wenn er die Leidensgeschichte einer Verlassenen angehört, die humane Antwort in Bereitschaft: „Schöne Frau!" (oder je nach dem Rangsverhältnisse auch: „Gnädige Frau") Ihr Schicksal rührt mich. Wenn Sie etwas benöthigen, wenden Sie sich an mich, es wird mir ein Vergnügen sein, Ihnen dienen zu können!" — Ach, und die arme Frau benöthigt so viel und so vielerlei!

Durch diesen großmüthigen Freund und Beschützer ist sie nun neuerdings der Gefahr entbunden, durch Arbeit und sorgenvolle Thätigkeit sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Ihre einzige Sorge ist jetzt nunmehr die Vervollständigung ihrer Toilette und — den „Freund" so lange als möglich zu fesseln. Der aber verläßt sie nach längstens dreiviertel Jahren, um seine Trösterpflichten bei anderen Untröstlichen fortzusetzen. —

Und nun beginnt der dritte Akt des Dramas. Die abermals Verlassene, die das so angenehm wie natürlich fand, daß sich ein starker Mann ihrer, des schwachen Weibes, erbarmte, die selbst dem Bilde ihres „unvergeßlichen" Mannes in die Augen zu sehen lernte, obwohl sie dem Freunde wärmer, als sich's für einen Freund gebührt, die Hand drückte, hat es bereits verlernt, im Kampfe des Lebens ohne „Beschützer" zu bleiben, und die Stimme ihres besseren Ich so rasch erstickt, daß sie nicht länger ansteht, die Beschützer nun selbst zu suchen. Sie findet sie. Es gelingt ihr, manchen der Freunde ein volles Vierteljahr zu interessiren, und ehe wieder ein Jahr um ist, hat ihr Gedächtniß mehr Freunde aufzuzählen, als sie ihrem Manne Eide geschworen, ihm treu zu bleiben.

Aber, wie sie selbst gesteht, ist sie ihrem Manne im Herzen ja nicht untreu geworden; sie liebt ihn noch immer wie einst und hat nie einen andern Mann geliebt. Ihren Freunden und Beschützern ist sie nur dankbar für die vielen Beweise ihrer Güte — weiter nichts. Sie ist nur namenlos unglücklich. Die Noth hat sie gezwungen, dem jeweiligen Schutze irgend eines Freundes sich anzuvertrauen, hätte

sie irdische Glücksgüter, hätte sie Vermögen, sie würde die Männer sammt und sonders hassen und sie verachten, aber so ist sie nur ein hilfloses, alleinstehendes Weib, das, zu schwach zur Arbeit, fremder Beihilfe bedarf . . .

So belügt sich die Bedauernswerthe selbst. Und wenn sie an gewissen Tagen des Jahres an dem Grabe ihres unvergeßlichen Mannes kniet und die Inschrift liest, die den Schmerz der „untröstlichen Witwe" verkündet, da überzieht keine Schamröthe ihre Wangen und es fällt ihr auch nicht ein, sich ihres Leichtsinnes und ihrer begangenen Fehltritte wegen anzuklagen — sie klagt nur ihr Geschick an, das eine Kette von Täuschungen und unverschuldeten Unglücksfällen sei.

Manche dieser sogenannten Schicksalsopfer erhalten sich auf der Oberfläche und wissen wenigstens den äußeren Anstand zu bewahren. Einigen gelingt es sogar, sich durch die „Poesie des Witwenstandes" zu idealisiren und sich eine romantisch gefeite, Achtung gebietende soziale Position zu erringen. Viele sinken jedoch bis an den Abgrund sittlicher Korruption, sie begannen als Zimmervermietherinnen für Studenten und endeten als Zimmervermietherinnen für — das andere Geschlecht. — —

Was ich mit dieser ernsthaften Schilderung bezwecken wollte? Theils ein kleines Musterbild bringen von der sprichwörtlichen Arbeitsscheu gewisser „unglücklicher" Witwen, andererseits aber auch zeigen, daß es mit der angeblichen „Untröstlichkeit" nicht gar so arg sei, und daß bald getröstet ist, was sich trösten lassen will. Oder begehe ich etwa einen statistischen Lapsus, wenn ich behaupte, daß unter hundert „untröstlichen Witwen" 66⅔ Perzent als sattsam getröstet herumwandeln? Ich will den Dr. Glatter fragen.

Zwei Freikarten.

Nicht einmal die schwarzen Blattern können solch' Unheil und solche Verwirrung in einer sogenannten „armen Familie" anstiften, als — zwei Freibillete zu irgend einem „geschlossenen" Ball. Es gehört demnach nur ein Zug Neronischer Grausamkeit und Windisch-grätz-Haynauischer Brutalität dazu, an Leute, denen es sozusagen an allen Ecken und Enden fehlt, die Zumuthung zu stellen, die theuren Freuden des parquettirten Paradieses, in welchem etwa auch noch einer der „Sträuße" die Schlange spielt, zu kosten, und sie zu Opfern nöthigen, an die sie ohne das Danaer-Geschenk der verführerischen „Freibillete" all' ihr Lebtag nicht gedacht hätten.

Nehmen wir ein Beispiel. Du bist so unvorsichtig, oder vielmehr rücksichtslos, einen Deiner Jugendfreunde und Studiengenossen, dermaligen „armen Teufel", den Amtsauskultanten X., bei einem zufälligem Zusammentreffen und nach der stabilen, an Dich adressirten Faschingsfrage: „Nun, schon viel getanzt?" und nach dem gleichfalls permamenten Stoßseufzer eines obligatorischen, abgehetzten Ballreporters — nun selbst zu fragen, ob er vielleicht einen Ball besuchen wolle, und händigst ihm unter Einem ein paar Karten ein, mit der Versicherung, daß es „dort" außerordentlich hübsch sein werde. Der Andere nimmt dankend und freudigen Auges die Gabe an und Du entfernst Dich, unbekümmert um das fernere Geschick Deines nun in tausend Nöthen befindlichen Freundes, nicht ohne ihm auch noch die landläufige Phrase nachzurufen: „Grüß' mir Dein liebes Weibchen und — unterhaltet Euch Beide recht gut!"

Ehrlich gesagt, wie schlecht ist es von Dir, so brave und ordentliche Leute ins Unglück zu stürzen, und wie wenig unterscheidest Du Dich von dem geschichtlichen falschen Freund Jago, der die notorisch „gute Haut", den Herrn General Othello, auf Dinge aufmerksam machte, auf die dieser bei seiner aufreibenden strategischen Beschäftigung und stadtbekannten Naivetät wohl nie gekommen wäre, aber — einmal in Kenntniß des Ungeahnten, in namenloses Elend gerieth. Freilich that Jago das Seinige nach einem teuflischen, wohl angelegten Plane, während Du nur unüberlegt gehandelt, allein daß Du Deinem Freunde ebenfalls Gift ins Ohr geträufelt und den Aermsten ebenfalls hilflos stehen läßt, das macht Dich und Deine That ebenso verwerflich, wie das Gebaren jenes venezianischen Fähnrichs.

Hilflos? Ja wohl, denn zwei Freikarten zu einem „eleganten Ball" sind hier Nichts und Alles. Sie sind in ihrem nominellen Werthe Nichts im Vergleiche zu den endlosen kostspieligen Bedürfnissen einer Familie, die für einen Ball nicht „hergerichtet" ist, und sie sind Alles, um die schmerzlichsten Szenen im Gefolge zu haben und vielleicht sogar den ehelichen Himmel zu trüben. Wenn Du nun als Versucher in solche Kreise trittst und die Lockspeise, die Brosamen zweier Eintrittskarten, auf den leeren Tisch legst, so wäre es eigentlich Deine verdammte Schuldigkeit, die unabweislichste Menschenpflicht, Deine kümmerlichen Gaben zu ergänzen und Deine Schützlinge insofern in Schutz zu nehmen, daß Du ihnen keine unerschwinglichen Lasten auferlegst, vielmehr die „Ball-Onera" selbst trägst, mit anderen Worten: das Fehlende vom Claquehut bis zu den Lackstiefletten, von der Coiffure bis zu den weißatlasnen Ballschuhen sammt allen übrigen Toiletteabgängen und kostümlichen Defiziten, nebst dem üblichen Fiaker in und vor das Haus stellst, und schließlich sogar für die kleinen Ballexpensen, wie Souper, Garderobe- und Sperrgeld ꝛc. ꝛc., ein approximatives Pauschale bewilligst, Alles nur, auf das Deine Protegés zu keinen unpräliminirten, unbedeckten und — unrefundirbaren Auslagen verleitet würden. Thust Du dies nicht, so werden Deine zwei

kärglichen Freikarten für die Beschenkten zu zwei Vesikatorien, die ihnen in dem mühselig geordneten Budget vielleicht für ein ganzes Jahr und darüber, die brennendsten Blasen ziehen.

Fast zehn Jahre sind es, daß die Gattin unseres Konzeptmärtyrers keinen Ball besuchte und in keinem Seidenkleide paradirte. Letzteres geschah überhaupt nur einmal, als sie nämlich den „kleinen Beamten" mit den großen Hoffnungen die Hand reichte, der die Schwüre seiner ewigen Liebe mit den Versicherungen einer „demnächstigen" Gehaltsaufbesserung oder unzweifelhaften Statusregulirung zu versüßen wußte. Ach, von all' diesen melodisch klingenden Gelöbnissen erwiesen sich nur die Betheuerungen einer perpetuirlichen Zuneigung für seine angebetete Emma als echt, das Uebrige verschwand in nebelhafter Ferne oder tauchte als trügerische Fata Morgana in den Coupletstrophen der Lokalpossen und Volkssänger sporadisch empor. Das Pärchen befand sich deshalb — der Diätenklasse angemessen, nicht im Ueberfluß, es lebte „schlecht und gerecht", und als gar des Himmels Segen in Folge einer Reihe von fruchtbaren Jahren die Stube bevölkerte, da war selbstverständlich Schmalhanns Küchenmeister und es verging den Leuten sowohl die Lust nach einem Balle, als der Gedanke, in einer rauschenden Seidenrobe einherzustolziren. Man blieb hübsch im Kattunkleide.

Nun naht der Versucher mit den zwei Ballkarten. Während die Suppe aufgetragen wird, langt sie der Glückliche aus seiner Tasche und legt sie seinem Weibchen auf den Teller. „Da sieh' mal, was ich bekommen! — Das soll heuer der glänzendste Ball der Saison werden. — Emma! wie wär's, wenn wir die Geschichte mitmachten, ich möchte für mein Leben gern wieder einmal mit Dir tanzen!"

Wie das so unverfänglich aussieht, wie sich das so lieblich hört! Wieder einmal mit ihr tanzen! Für sein Leben gern! Und die Möglichkeit ist ja vorhanden, die Ballkarten sind da, man braucht sie nur zu benützen. Aber die Angeredete ist klüger als der Redner; sie nimmt wohl die zwei lithographischen Prachtexemplare in die Hand, sie liest und liest und in ihrer Seele dämmern holde Erinnerungen auf und

ihre Wangen überzieht eine leichte Röthe, aber sie schüttelt sanft das Haupt und erwidert mit einem fast wehmüthigen Lächeln: „Freilich kann es schön werden, aber . . . aber für uns ist es nicht!“ —

Jetzt ist Feuer im Dach. Der Refusirte umgürtet sich mit dem ganzen Stolze seines k. und k. Beamtenbewußtseins, schnellt vom Sessel empor, wirft den Kopf in die Höhe und fragt in leidenschaftlicher Erregung: „Warum ist das für uns nicht?“ — „Weil es nicht paßt!“ — „Warum paßt es nicht? Hab ich mich vielleicht zu schämen? Nehme ich nicht, wenn auch nur eine bescheidene, so doch eine geachtete Stellung ein? Bist Du nicht immer noch ein hübsches Weib? (Sie erröthet und schüttelt abermals das Köpfchen.) Was heißt das also: es paßt nicht für uns? Aber so bist Du! Wenn ich Dir eine Freude bereiten will, so weisest Du sie kalt zurück. So ein schönes Fest! Tausende würden sich glücklich schätzen — uns kostet es nicht einmal einen Heller . . .“

„Karl, sei kein Kind und überlege, was Du sprichst! Weißt Du, was zu einem Balle gehört, um nur halbwegs —“ „Was zu einem Balle gehört? Nun? Was gehört denn dazu? Hast Du nicht Dein blauseid'nes Kleid? Hast Du nicht . . .“ „Was habe ich sonst noch? Nichts! —“

Nun merke es Dir, freundlicher Leser und nachsichtige Leserin: ein seidenes Brautkleid oder ein schwarzer Frack in dem Depositorium eines kleinen Haushaltes wird stets zum Unheil, wie das goldene Vließ in Jason's Haus; das vermeintliche Prachtstück wird zum Verhängniß, denn es wird immer und immer wie Banquo's Geist zitirt, man weist erforderlichen Falles immer wie auf einen noch unbehobenen Schatz nach dieser Hilfsquelle, aber — ziehst Du das Kleinod an das Tages-, resp. Abendlicht, so fühlst Du Dich innerlich zerschmettert ob Deiner äußerlichen Niederlage.

Auf das kleinmüthige „Nichts“, mit dem die arme Frau ihre peinlichen Geständnisse schloß, folgt eine drückende Pause. Die Suppe ist kalt geworden und bleibt unberührt. Auch die folgenden „Gänge“ werden nicht beachtet, nur die Kleinen werden in Eile abgefüttert, die

ſtreitenden Parteien jedoch zeigen eine gänzliche Appetitloſigkeit. Wie thöricht, ſich die Mahlzeit zweier Freibillete wegen, zu verderben und Zwietracht ins Haus zu bringen. Aber die Debatte iſt noch nicht beendet. Der mit Blindheit geſchlagene Gemal, in den plötzlich der Balleufel gefahren, und der nun mit großen Schritten das Zimmerchen durchmaß, oder mit ſchweren Seufzern in den Schlafſeſſel ſich warf, meldet ſich abermals zum Wort und wiederholt wie der unermüdliche Cato ſeinen Antrag.

In dieſer verzweifelten Lage greift die Gepeinigte zu einem verzweifelten Mittel und richtet, wenn auch im herzlichſten Tone, die vorwurfsvolle Frage an den Peiniger: „Ja, biſt denn Du in All' und Jedem für einen ſo glänzenden Ball — vorbereitet?" Das iſt Oel in's Feuer! „Was vorbereitet?" ſchallt es von der anderen Seite. „Hab' ich nicht meinen ſchwarzen Frack, der noch ... genug, ich will's und nun kein Wort mehr!" „Noch Eines, was iſt's mit den Kindern?" „Die wird die Großmutter hüten!" — Damit ſind die Amendements erſchöpft, die Debatte iſt geſchloſſen und es bleibt jedem Einzelnen überlaſſen, die nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Ach, die Vorbereitungen! Das iſt's ja eben, was die Lücken erſt recht ſichtbar werden läßt und die Betreffenden mit ungeahnten, ſelbſt geſchaffenen Sorgen erfüllt.

Nun gibt's in dem kleinen Haushalt alle Hände voll Arbeit. Das bewußte blaue Seidenkleid, das als Unikum der Gattung faſt melancholiſch in der Kommode hing, wird hervorgeſucht. Trübſeliger Anblick! Form und Schnitt und Aufputz ſind für heute ein ſchreiender Anachronismus, zudem iſt die Farbe ſo abgeſtanden, ſo verblaßt, ſo glanzlos. Auch der Frack, der dem Grabe des anderen Schrankes entſteigt, erſcheint in ſeinem Baue wie eine Reliquie aus längſt entſchwundenen Zeiten, ja untergegangenen Jahrhunderten, aber er erhärtet auch zugleich durch die fremdartigen Konturen der Schöße die Lehre von dem Unbeſtand alles Beſtehenden, d. h. der Wandelbarkeit und des raſchen Umſchlages irdiſcher Moden. Dieſe beiden ehrwürdigen Hochzeitstrophäen ſind nun die Grundpfeiler, auf denen der

fabelhafte Aufbau der tadellosesten Balltoilette fortgeführt werden soll. Aber das weitere Materiale fehlt und man wäre mit seiner Weisheit beinahe zu Ende, wenn nicht zum Glücke plötzlich zwei rettende Gedanken die angsterfüllten Köpfe erleuchtete, welche Jedes für sich und im Stillen auszuführen gedächte, und zwar: Ein Rundgang zu Freundinnen und — ein kleines Anlehen.

Gedacht, gethan. Freundinnen sind in gewissen Angelegenheiten noch immer die beste Ressource. Sie plaudern wohl gerne das heimliche Anliegen aus, und trätscheln auch gerne und bringen Einen in die weitesten Mäuler, aber dieses bescheidenen Vergnügens wegen helfen sie auch gern, wo es zu helfen gibt, und hier war Hilfe in der That dringend nöthig. Und so machte sich denn die erzwungene Ballkandidatin mit klopfendem Herzen auf den Weg und machte hier eine Visite und dort, und allüberall war man der seltenen Erscheinung wegen überrascht, und es gab Küsse ob des endlichen Wiedersehens und Fragen tausenderlei Art. Aber der schlechten Schauspielerin merkte man es auch zugleich an, daß sie ein Anliegen im Hinterhalt habe. Und als sie so verlegen um sich blickte und fast zitterte, da drang man in sie, in die Jugendgespielin, zu gestehen, mit was man ihr dienen könne.

Auf solch' liebreiche Fragen war eine Beichte natürlich. Und so unterbreitete denn die arme Frau seufzend die textlich stereotypirte allerunterthänigste Bitte: ob es nicht möglich sei, ihr — da sie mit ihrem Manne irgendwo geladen, und da die Anschaffung für ein Vergnügen von einigen Stunden für sie doch zu kostspielig wäre, mit dieser oder jener Kleinigkeit aus dem reichen Repertoire der Toilettegegenstände der glücklicheren Freundin auszuhelfen. Mit Freuden! lautete allüberall die Antwort und man kramte seinen Besitz aus. Und so wurden denn hier eine seidene Mantille und dort eine Schleife und einige Bänder, hier ein Blondhäubchen und dort ein Paar Atlasschuhe, hier ein Battisttuch und dort Ohrgehänge u. s. w. u. s. w. als freundschaftliches Darlehen unter Küssen und Händedrücken in Empfang genommen, und die Beladene ent-

fernte sich, verwirrte Danksagungen stammelnd. Die Freundinnen jedoch beeilten sich, sich allsogleich gegenseitige Visiten abzustatten, es gab ein Gelaufe und Zischeln, wie schlecht es der Emma seit ihrer Verehelichung gehen müsse, weil sie nicht einmal solche Kleinigkeiten sich anschaffen könne, und wie unerklärlich es sei, daß „derlei Leute" doch noch einen Ball besuchen mögen. Freund X. hingegen schloß mittlerweile zur Bestreitung der kurrenten Auslagen und Ergänzung seiner Toilette das Anlehen ab: Dreißig Gulden auf sechs Monate, zu 12 per mese, mit dem Giro zweier Kollegen und dem Gehaltbogen als Pfand.

So kommt denn der von einer Seite heiß ersehnte, von der anderen gefürchtete Ballabend heran. Ein frugales Abendbrod sollte nicht nur die Grundlage, es sollte vielmehr die vollständige Wegzehrung und die complete Verköstigung der zwei Balllaien sein. Und es war es auch. Die Kleinen sitzen staunend bei Tische, ob der fremden Herrlichkeiten, die seitwärts ausgebreitet liegen und von der erfahrenen Großmutter kopfschüttelnd geprüft werden. Endlich naht die entscheidende Stunde. Man kleidet sich schweigend an. Nur der Herr Gemal intonirt zeitweilig einige Flüche über dieses oder jenes mesquine Knopfloch oder eine fatale Falte im Hemde, das nicht von Battist ist. Man ist fertig. Emma sieht nach der Versicherung ihres freudestrahlenden Karl „zum Küssen schön" aus, und er applizirt ihr auch zur lauten Bekräftigung seiner Lehrmeinung ein Paar innige Küsse. Auch die Kinder sind der Bewunderung voll und betasten mit rührendem Stolze das herrliche Seidenkleid. Der Wagen fährt vor. Es ist der 999er, mit dem Karl schon seit fünf Tagen unablässig unterhandelt, der aber schließlich doch eingewilligt, für sechs Gulden die Nacht zu opfern „obwohl der Habern so theuer und a Viechkälten is." Nun kommt es zu den endlosen Umarmungen, der Einschärfung der Vorsichtsmaßregeln wegen des Lichtes, der nöthigen Instruktion über die etwaigen nächtlichen Bedürfnisse der Kleinen, und sonstige leicht mögliche Vorfallenheiten, und man entfernt sich, wobei sich Emma die Augen trocknet. Beim Thore angelangt, erinnert sich Karl, die

verhängnißvollen Karten im Kasten liegen gelassen zu haben, eilt über die finstere Stiege zurück, stößt sich den frisch gebügelten Hut an dem Mauerwerk ab, flucht nochmals über sein Mißgeschick, worauf endlich die mühevolle Expedition von Statten geht. Ohne ein Wort zu sprechen langt man an dem Ort der Bestimmung an.

Hunderte Wagen halten längs einer weiten Strecke bis zu dem festlich erleuchteten Thore. Frostdurchbebt, gelingt es dem Pärchen vorzufahren, man steigt aus und schreitet einigermaßen zaghaft über die mit kostbaren Blumen reich geschmückten Stufen empor. Man legt die winterliche Umhüllung ab und tritt in den Vorsaal, wo das Ballkomité in vollständigster „Ausschußwichs" die Ankömmlinge empfängt und sie mit kritischem Auge mustert. Bestehen sie vor diesem unerbittlichen Areopag? Karl, momentan konsternirt, hat die feierliche Stimmung wieder gefunden, er tritt festen Schrittes, sein „wundersauberes" aber zitterndes Weibchen am Arm vor, man verneigt sich und sie sind im Saale. Ach, warum so plötzlich! — —

Den Beiden flimmert es vor den Augen. Der ungewohnte Glanz der zahllosen Flammen blendet sie, das Parquet ist spiegelglatt und die Blicke der Anwesenden bohren sich wie Dolche in ihr Inneres. Nicht um ein Königreich hätten sie es gewagt, durch die Mitte des Saales zu schreiten, sie biegen unwillkürlich seitab und schleichen mit vorsichtiger Bedächtigkeit an den Pfeilern vorüber, nach einer traulichen Nische, froh, hier ein Plätzchen zu finden, wo sie möglichst unbemerkt und unauffällig die „Freuden einer Ballnacht" genießen können. In diesem Asyle sitzen sie lautlos eine geraume Weile.

Der Kotillon beginnt. Karl erhebt sich und ergreift die Hand seiner Gattin. Sie zaudert, aber er ermuthigt sie und sie postiren sich in den aufgestellten Reihen. Das Pärchen benimmt sich etwas ungelenk und dankt innerlich dem lieben Himmel, als die schwierige Produktion ohne gar zu grelle Unglücksfälle zu Ende ist. Nun promenirt man im Saale, unser Paar natürlich hübsch bescheiden an den Seitenwänden. Welche Pracht, welcher Glanz, welche schimmernden

und flimmernden Toiletten! Unbeachtet wandeln die Zwei an den schön geputzten weiblichen und männlichen Notabilitäten vorüber und haben auch Gelegenheit, den üblichen „Kranz reizender Damen" zu bewundern. Keine Seele bekümmert sich aber um die Beiden, Niemand spricht mit ihnen, nur ein Aufwärter beginnt mit Karl ein ziemlich familiäres Geplauder, bis ihm dieser den Rücken kehrt. Nun fällt ihr Blick in den Spiegel. Sie ordnen sich Dies und Jenes und haben Muße, auch sich zu bewundern. Wie kommt es, daß sie plötzlich keinen Gefallen an sich finden? Ihre Toilette ist zwar nicht, wie der triviale Wiener Ausdruck lautet, „schofel", aber so unleidlich ... antiquirt, so „unzusammengehörig", so sehr das Gegentheil von dem, was man „brillant" nennt, ja eine innere Stimme sagt ihnen sogar, daß die Geschichte etwas „zusammengestoppelt" aussähe.

Da fühlen sie sich mit einem Male gedemüthigt, sie fühlen sich vereinsamt und fühlen, daß sie nicht hieher gehören. Es dünkt ihnen, als ob die Genesis jedes einzelnen Stückes, das sie am Leibe tragen, allseits verlautbart wäre, und selbst das Kainszeichen der zwei „Freibillete" wie ein Brandmahl auf ihre Stirne gedrückt sei. Mit einem verständnißinnigen Blicke und ohne vorherige Verabredung theilen sie sich nun ihren einzigen Wunsch mit und der lautet: „Gehen wir!" Und sie gehen ...

Es war eine langweilige Heimfahrt. Schweigend und in sich gekehrt saßen die Beiden im Fond des Wagens und hüllten sich fröstelnd in ihre alten Mäntel. Zu Hause angelangt, seufzten sie auf, als ob ihnen ein Zentnergewicht von der Brust genommen wäre, und sie waren überglücklich, Alles in bester Ordnung zu finden. Die Kleinen schliefen nämlich den gesundesten Schlaf und die brave Großmutter saß bei dem flackernden Oellämpchen und las im — Telemach. „War es schön?" frug die Matrone. „Sehr schön!" war die Antwort, worauf sie sich schweigend entkleideten und zu Bette begaben.

Ob sie schlafen konnten? Ich glaube nicht. Vielleicht fühlten sie erst jetzt das kleine Fiasko, das sie erlebt und sich selbst geschaffen,

jedenfalls aber, daß die zwei Freibillete der Mühe und Opfer und Selbſtdemüthigung nicht werth waren, und daß ſie bei einigem Nachdenken ein paar Wochen lang an einem „Gemüthskatzenjammer“ zu laboriren hätten. — Nun, „edelmüthiger“ Leſer, ſei denn Du ſo barmherzig, „derlei Leuten“ keine „Freibillete“ zu geben, beſonders ſolchen nicht, die nicht ſo klug ſind, ſie weiter zu verſchenken oder — lächelnd ad acta zu legen.

V.

Wiener Blut.

Unsere Lehrbuben.

Nach meinem Dafürhalten gibt es in Wien doch nur zweierlei Nationalitäten in der bloßfüßigen Diätenklasse des vielköpfigen Lehrbubenstandes: den „reinen" Czechen und das unverfälschte „Wiener Blut". Alle übrigen Volkerstämme und Racen des gemeinsamen Vaterlandes sind in dieser vielgebeutelten Menschenbranche in Wien nur sporadisch vertreten, denn mir wenigstens ist beispielsweise auf dem hiesigen Pflaster noch kein illyrischer oder polnischer Lehrbub' begegnet und ich hörte auch bisher nur die zwei (übrigens gleich unnachahmlichen) Idiome aus Czaslau's oder des Alserbach's Revieren, wenn in einer bewegten Debatte den Betreffenden „lange Reden von den Lippen floßen". — Nebst diesen zwei Hauptsprachen des Christenlehr-Publikums wird freilich noch ein Separatdialekt, nämlich von den akklimatisirten jugendlichsten Czechen das Rothdeutsch, vulgo „Böhmakeln", als Umgangssprache für Röhrbrunnen und Greißler in Anwendung gebracht; allein diese Versuchs-Germanen gravitiren doch wieder nach der weitläufigen Nation der „Wenzelsbrüder" und ich halte deshalb an meinem kulturhistorisch-statistischen Dogma fest, daß es in Wien nur zweierlei Lehrbuben-Gattungen gibt: den „böhmischen Buben" und das „Wiener Kind".

Diese Nationalitätenscheidung ist nicht ohne Wichtigkeit, weil sie die Doppelnatur des hiesigen Lehrbuben erläutert, und nicht nur zur Charakterisirung der einzelnen Individualität und der heterogensten natürlichen Anlagen dient, sondern auch manche Räthsel des öffentlichen Verkehrs und der Werkstätte löst.

Schon die oberflächliche Bezeichnung „Lehrbub" (im Schönbeutschen: Lehrling oder Lehrjunge) versinnlicht den Begriff und läßt uns eine Spezies zweibeiniger, mit menschlichen Neigungen und Bedürfnissen, ja selbst mit allgemeinen menschlichen Fähigkeiten ausgestatteten Geschöpfe ahnen, welche theils als Novizen des Knieriems, theils als Eleven der Hobelbank oder des Bügeleisens, oder als Praktikanten des „Malterschaffels" u. s. w. in die ersten Geheimnisse ihrer respektiven Profession einzuweihen sind, bevor sie als reif erklärt werden, um z. B. für einen Buckeligen einen Frack anzumessen oder sonstige gewerbliche Meisterstücke zu vollenden.

Der „Lehrbub" wäre deshalb eigentlich nur ein Geschäfts-Zögling und seine Aufgabe die: durch eine bestimmte Anzahl von Jahren sozusagen an den Brüsten der Zunftweisheit zu saugen und die Offenbarungen des Zuschneidens ꝛc. unter der „leitenden Hand" des kundigen Gesellen in sich aufzunehmen, mit einem Worte: die Grundzüge der erwählten Fachwissenschaft auf dem Dreifuß oder „Werkbankel" zu studieren. Das wäre nun, wenn auch gerade nicht amüsant, so doch nicht um verzweifeln zu müssen, oder sich mittelst einer Rebschnur oder eines Sprunges vom Schanzel aus, in ein besseres Jenseits zu befördern, aber die Mission des Wiener Lehrbuben ist eben eine ganz andere.

Es geht die sinnige Volkssage, daß einst der Teufel, als er am ungeberdigsten gewesen, nahe daran war, verurtheilt zu werden, sein wohlgeheiztes Domizil verlassen zu müssen und in irgend einer Gestalt ein Jahr lang in diesem frostigen irdischen Jammerthale zuzubringen. Der geängstigte Teufel bat nun mit aufgehobenen Händen um die eine Gnade, wenigstens nur nicht als „Fiakerpferd" oder „Wiener Lehrbub" seine Strafzeit verbüßen zu müssen. Dieser hübsche Mythos erklärt zur Genüge das Loos des Wiener Lehrbuben.

Der „Wiener Lehrbub" ist nämlich meist alles Andere, nur kein Lehrling in seinem Geschäftszweige, und theilt mit dem ihm assimilirten Mitgeschöpfe, dem Fiakerpferde, das Geschick, bei schlech-

ter Kost fortwährend auf den Füßen sein zu müssen und nebstdem unabläßig — geprügelt zu werden. Seine Lehrzeit umfaßt deshalb eigentlich nur das Studium, welche Nationalitäten unter seinen Vorgesetzten und Gesellen-Chefs ausgiebiger zu „beuteln" verstehen, und ob das „Kopfstückel" eines wüthenden Hannauers intensiver wirkt, als der Rippenstoß eines Breslauers, oder ob der Puffer eines besoffenen Lippe-Detmolders mehr schmerzt, als die „Backpfeife" eines grollenden Thüringers. Der Wiener Lehrbub hat, wenn die Vorlagen seiner Tagesordnung erschöpft und er auf dem Dachboden, in einer Kellerspelunke oder einer Küchenstellage, für ein paar Stunden auf einer Strohmatratze das Nachtlager aufgesucht, die tagüber gemachten Erfahrungen überdenkt, und die abermals gewonnenen Resultate dieses Lehrplanes nachzählt, einen in seinen Details zwar bunten, in seiner Hauptsache nach aber doch einfachen Ueberblick: zwanzigmal bei den Ohren, zehnmal bei den Haaren gerissen worden, einundzwanzig Ohrfeigen, darunter sechs doppelte, vierzehn Faustschläge ins Genick, fünf Fußtritte ꝛc. ꝛc. erhalten. Schluß-Ergebniß: Wieder nichts gelernt, aber viel geprügelt worden! —

Die Beschäftigung des Wiener Lehrbuben ist nämlich eine vielseitige und abwechselnde. Er hat Früh Morgens beim ersten Hahnenruf die Milch für die „Herrschaft" und den Schnaps für die Gesellen zu holen, er hat Holz zu spalten, Stiefel zu putzen und ähnliche kleine Proben seiner Anstelligkeit und Brauchbarkeit abzulegen. Später holt er nochmals Schnaps, dann Schnaps und Speck, aber während er mit der Gesellenverproviantirung noch vollauf beschäftigt, und eben mit einem, unter der Brimsenkäs-, Würstel-, Schusterlaibl- und Bierkrügel-Last ächzenden Tragbrette, in die Werkstätte tritt, erhält er schon unter der Thüre von der keifenden Meisterin eine „Dachtel", der ein Duplikat des Meisters folgt, weil der „faule Mistbub" nirgends zu finden gewesen, und die zwei jüngsten Sprößlinge des Lehrherrn, die ganz der Obhut des Vielumworbenen anvertraut sind, bereits ihr schreiendes Morgenkonzert begonnen hatten.

Nun legt er die Rolle des Frühstück-Ganymeds zurück und tritt in das ältere Charakterfach des Kindsweibes über. Er hat den einen plärrenden Nachwuchs auf den Armen zu schaukeln und den anderen noch in der Wiege befindlichen mit dem Fuße zu „hutschen". Aber die kleinen Sänger beenden ihre schmetternden Solfeggien leider nicht. Dem geplagten Ajo rinnen die hellen Schweißtropfen über die Stirne, er schaukelt und hutscht und hutscht und schaukelt, ja er beginnt in seiner Herzensangst sogar ein Wiegenlied zu präludiren, oder auch ein Couplet der Ulke, das er vom Altgesellen gehört, aber es hilft nichts, seine ebenfalls schon hungrigen und durstigen Zöglinge schreien aus Leibeskräften fort, bis die erzürnte Meisterin aus der Küche ins Zimmer stürmt, und dem ungeschickten Burschen, der die Kleinen so lange schreien läßt, ein paar tüchtige Kopfstückeln versetzt.

Nun beginnt das Stiefel-Intermezzo. Die die Schule besuchenden Kinder erheben ein Höllenspektakel, weil ein Stiefel oder ein Schuh noch nicht gewichst sei. Der Meister hört die schwere Anklage, er findet, daß hier nur die Bosheit des faulen, nichtsnutzigen Schlingels den schlimmen Streich gespielt, er ergreift das corpus delicti, den ungeputzten Stiefel und schlägt ihn dem Verbrecher ein viertelbutzendmal um den Kopf, worauf erst die normale Züchtigung auf der Reversseite des Märtyrers exekutirt wird.

Das ist so die Ouverture zu dem Tagesdrama eines „ordentlichen" Wiener Lehrbuben. Es ist nun möglich und hoffentlich sogar wahrscheinlich, daß Einzelne einer sanfteren und delikateren Behandlung sich erfreuen oder erfreuten, und nicht einmal zu der üblichen, fast legalen „Auffrischung des Haarbodens" kondemnirt werden oder wurden — aber die Mehrzahl dieser (freilich schmutzig-) weißen Sklaven, dieser Opfer eines barbarischen Werkstatt- und Küchen-Reglements hat diese Prügelschule unstreitig durchzumachen. Denn es gibt Meister und Gesellen, die gerade deshalb dem Prügelsystem anhängen, weil — sie selbst, wie sie gestehen, seinerzeit „genug" geprügelt wurden.

Und nun beginnt das eigentliche Rührstück, dessen Entr'akte wieder nur mit „Prügeln" ausgefüllt werden, dessen Musik klatschende Maulschellen, und dessen Ausstattung blutige Ohren und ausgerissene Haarbüschel bilden. Der Lehrjunge hat die Einkäufe für die Küche zu besorgen, er muß, um 2 kr. Neugewürz zu holen, oft fünf Stockwerke auf- und absteigen und hat diese Leibesbewegung auf Verlangen nach Saffran um 3 kr., und später bei dem plötzlichen Bedarf von einem halben Seitel Milchrahm fortzusetzen. Er hat Holz und Wasser zu schleppen und die Kinder in's Freie zu tragen, er hat die Geschäftsgänge zu verrichten und dem „Herrn" das Essen in die Stadt zu bringen, er hat unausgesetzt zu laufen und zu schaffen, er ist das unentbehrlichste Faktotum der „gnä' Frau" und der Gesellen, er ist das lebendige Perpetuum mobile des Hauses, und galoppirt nebstbei doch auch durch alle Vorstädte. So vergeht der Tag, die Woche, der Monat, das Jahr — die Jahre. Seine Erholung besteht darin, daß er Sonntags ein Kinderwagerl in den Prater oder auf den Galizinberg zu ziehen, oder ein müdes oder launenhaftes Kind auf den Rücken stundenweit zu transportiren hat.

Nochmals, so vergehen die Jahre! Endlich kommt die Zeit der Freisprechung und sein Lohn für vier- und fünfjährige Dienste: das Freigewand. Hat er nun einen herz- und gewissenlosen Meister, so entledigt sich dieser selbst dieser winzigen Verpflichtung und jagt den armen Teufel vor seinen „Rigorosen" unter irgend einem beliebigen Vorwand davon, und der um sein sauer verdientes „Freigewand" also Betrogene hat, will er kein Vagabund, kein Dieb, kein „Strizzi" werden, die ganze Prügelrolle-Laufbahn an einem anderen Orte auf's Neue durchzumachen. Aber gesetzt den Fall, der Meister ist so „edelmüthig" und läßt die feierliche Funktion der Freisprechung vollziehen, und beglückt den Vielgeprüften mit der Donation eines adaptirten schwarzen „G'wandels", so wird er sich doch hüten, den zum Gesellen avancirten Burschen zu behalten, da dieser, wie er nur zu gut weiß, bei ihm für das Geschäft nichts gelernt hat und erst jetzt irgendwo sein Metier zu erlernen hat. Natürlich gibt es auch

in dieſer Beziehung einzelne lobenswerthe Ausnahmen, aber der national-ökonomiſche Grundſatz, daß der billigſte „Dienſtbot" ein Lehrbub' iſt, hat ſeine Berechtigung.

Wenn aber der Humaniſt die vorſorgliche Frage aufwirft, wie es ſelbſt dem abgehärteſten Habitus möglich ſei, aus den Fährlichkeiten einer derlei vier- bis fünfjährigen Paſſionsgeſchichte unverſehrt hervorzugehen, ſo weiß ich keine andere Antwort, als: daß das Naturell des — ganz eigenthümlich organiſirten Lehrjungen im Allgemeinen ein ſo glückliches iſt, daß das Schickſal es immerhin riskiren kann, auf ihn nach Herzensluſt loszupaucken. Uebrigens hat der paſſive Theil ebenfalls ſeine Waffen, und in der Wahl und im Gebrauche der Waffen tritt dann der Unterſchied der beiden Nationalitäten am merklichſten hervor.

Der „böhmiſche Bua" — wie der abendländiſche Einwanderer, der mit einem Rudel nationaler Kollegen durch einen „Dorfweiſel" bei der Taborlinie hereingebracht und in den erſtbeſten Gaſſenladen geſchoben wurde — von ſeiner feindlichen Umgebung genannt wird, ſchweigt in ſpekulativer, meiſt untrüglicher Berechnung der einſtigen Revanche, wenn „die Pfeil' und Schleudern des wüthenden Geſchicks" in Form der energiſcheſten Schopfbeutler ꝛc. auf ihn losſtürmen. Er verſchließt vorläufig in ſeinem Rache brütenden Schädel die hämiſchſten Pläne, aber wenn der Moment der Wiedervergeltung naht, dann kommt ſeine Individualität zum Durchbruch, er ſchleicht wie ein beuteſuchender Tiger Nachts in die Küche, er öffnet mit geſchickter Hand das „Speiskaſtel", er erfaßt ſein Opfer in Geſtalt einer Extrawurſt oder eines Schinkenbeines und ſchiebt Tags darauf die verruchte That auf die Köchin oder ihren kriegeriſchen Amanten, oder gar den Hauskater.

Oder er rächt ſich für die erlittene Unbill an der Menſchheit überhaupt, durch einige Kunſtgriffe beim nächſten „Anmäuerln", bei „Kopf oder Wappen", oder wie die Hazardſpiele im Rayon des Stärkmacherſteges heißen, und ſprengt triumphirend die Bank, beſtehend in ſo und ſo viel Sechſerln.

Oder er hegt — natürlich immer nur in der Absicht, sich „an der Menschheit überhaupt" zu rächen, die teuflische Ambition, irgend einen prügelsüchtigen Gesellen bei „Madel seiniges" unter Berichterstattung haarsträubender Vorfallenheiten anzuschwärzen und — die Geschichte kennt solche Beispiele — den Verdrängten selbst zu ersetzen. Denn Rache ist süß! —

Anders das leichte „Wiener Blut." Der präsumtive Deutschmeister greift in seiner Aspiranten-Periode, wenn noch der Knieriem über ihn geschwungen wird, zu keinen schmählichen Rachemitteln. Er wird, weil er in steter oratorischer Opposition, zwar noch mehr geprügelt, als sein geschmeidigerer nationaler Antipode, dennoch beschränkt sich sein ganzes Wiedervergeltungssystem auf die Ausklügelung einiger lustiger Streiche, wodurch etwa die „Bisgurn, d'Masterin" ihre „Krämpf' kriegt", oder „da Alte im Zurn um a paar Seitl Sturm" mehr trinkt, als gewöhnlich, „fuchsteufelswild" die häuslichen Penaten aufsucht, und „'s Weib" und die Kinder prügelt. Diese zu Zeiten vielleicht sogar ersprießliche Gemüthsemotion seiner Peiniger ist die ganze Revanche des Original-Wiener Lehrbuben, der nichts von gemeiner Rache weiß, selbst seinem brutalsten Widersacher keinen nachhaltigen Schaden zuzufügen strebt, und höchstens einen drolligen Schabernack und zur Abwechslung noch einen Schabernack ersinnt.

Dennoch dürft Ihr auf die Gutmüthigkeit und Versöhnlichkeit des Wiener Lehrbuben nicht zu viel sündigen. Er hat eine furchtbare Waffe: den Witz, und seiner schneidigen Dialektik fiel schon so mancher geschniegelte Dandy zum Opfer. Das Herz des Wiener Lehrbuben sehnt sich auch nicht vorzeitig nach „Liebe", wie das des schmeichelnden czechischen Amoroso — „a Hetz" mit einer bärbeißigen Oebstlerin, „a Zigarl" und eine Gratisfahrt in die Stadt als „blinder", rückwärtiger Passagier eines feschen Fiakers, ist ihm trotz aller möglichen Peitschenhiebe tausendmal lieber, als die „Dummheiten" unter'm Hausthor mit einer vakanten Marianka. Dazu, das fühlt er, hat er noch Zeit und das Versäumte wird er noch einholen. In

ſeinem Elemente iſt er jedoch, wenn er beim Röhrbrunnen die Schlachtordnung der aufgeſtellten „Schaffeln“, „Butten“ und Krüge in Verwirrung — oder auf der „Schleifen“ die Kette ſeiner „Vordermänner“ durch einen improviſirten Stoß oder Ruck wie Kartenhäuſer zum Falle bringen kann.

Seht, dort ſchlendert der luſtige Knirps dahin. Barfuß und barhaupt in drückender Hitze und grimmiger Kälte, zerlumpt und zerriſſen, zerzauſt und zerpufft, hängt er ſich wohlgemuth die fertigen Stiefeln über die Achſeln und pfeift, um das Knurren des Magens zu übertäuben, ein keckes Lied. Da liegt ein Zigarrenſtummel, er hebt ihn auf, er bittet einen vorübergehenden martialiſchen Küraſſier-Wachtmeiſter um Feuer — der iſt gutmüthig genug, ihm zu willfahren; der dreiſte Burſche pafft und pafft, endlich ſchreit er laut auf: „Es brennt, es brennt!“ und läuft davon. Alles ruft erſchreckt: „Wo brennt's?“ Man reckt die Hälſe nach allen Rauchfängen, man wartet eine halbe Stunde auf die hervorbrechenden Flammen, bis man merkt, daß man — aufgeſeſſen. „Ein dummer Schuſterbubenwitz!“ murmelt die Gruppe und geht auseinander. Dumm? Verſuchts, und ſeid bei ſo viel Ungemach noch ſo luſtig, Ihr langweiligen Kopfhänger, Ihr! —

Wiener Bettler.

So paradox der Satz klingt, aber man kann ihn verfechten, wenn man sagt, daß es Leute gibt, die von ihrer Armuth leben. Von ihrer äußerlichen natürlich. Denn wie der geniale Schwindler von dem Scheine seiner Wohlhabenheit, seiner äußerlichen Eleganz, seiner gentilen Großmuth sich den meist nicht unbedeutenden Bedarf an Poulards und Regalias, ja selbst die übermüthige Dividende und Superdividende an Austern und Cliquot herausschlägt, so weiß sein kontrastirender Kompagnon in dem Geschäfte der Dupirung, der hinwieder in der ungenirten Rolle des Bettlers, in der Maske der himmelschreienden Armuth, in der Grimmasse des herzzerreißenden Elendes zu brilliren versteht, sich das Relutum für den nicht minder bedeutenden Konsum an Kleinschwechater und Danziger, an Rostbraten und Gugelhupf, an schwarzem Dreikönig und Markersdorfer mit vollster Sicherheit zu verdienen. Namentlich in Wien, der Weltstadt der — Gutmüthigkeit.

Ich habe bisher wiederholt die Gelegenheit benützt, die mir geboten ist, um für die Armuth, die unser Mitleid verdient, einen Appell an die Herzen meiner verehrten Leser und Leserinnen zu richten. Ich werde deshalb nicht mißverstanden werden, wenn ich der Unverschämtheit im Gewande der Armuth, der Heuchelei und Scheinheiligkeit, der Nichtsthuerei und Herumlungerei, der frechen Lüge, die mit dem erbettelten Kreuzer einen maskirten Diebstahl begeht, ebenfalls die verdiente Würdigung angedeihen lasse.

Wer sich für das Bettler-Geschäft (als permanenten Erwerbs-

zweig) entschließt, muß selbes, soll es von Erfolg „gekrönt" sein und die Mühe lohnen, rationell und mit Talent betreiben. Ich sage Talent, weil immerhin einige schauspielerische Befähigung dazu gehört, um der Rolle treu zu bleiben, ja um überhaupt nur das der eigenen Individualität und den natürlichen Anlagen zusagendste Charakterfach aus dem großen Bettler-Repertoire sich auszuwählen. Nicht Jeder taugt z. B. für die spezifische Rolle des „soeben aus dem Spitale entlassenen" brodlosen Webergesellen — nicht Jeder für die des „armen Abschieders". Für erstere gehört das unumgänglich nöthige bleiche Gesicht, die hagere Gestalt, Demuth und Zaghaftigkeit — und der Parfum der „Weberschlicht"; für letztere: biedere Treuherzigkeit, ein zutraulicher Ton, eine offene, wenn auch kurz angebundene Redeweise und der soldatische Schnurrbart. Als ich vor einiger Zeit um Mitternacht aus der Druckerei ging, stand am Kärntner-Ring ein baumstarker Mann, in Gesellschaft eines Weibes, das in eine „Gugel" gehüllt war und am Arme ein wimmerndes Kind trug. Der Mann vertrat mir den Weg mit den rasch gesprochenen Worten: „r Gnaden! a armer Abschieder von Heß, der g'rad von St. Pölten awa kummt; 's Weib is krank, 's Kind hungri — kan Nachtlager, kan Bissen z'essen — — i bitt' unterthänigst nur um a Klanigkeit auf a Schalerl Suppen." — Ich gab dem Mann, während das Kind jämmerlich zu schreien und das Weib zu stöhnen begann, was ich an Kleingeld besaß — es reichte hin für ein Strohlager und auf Suppe für alle drei.

In einer der nächsten Nächte fand ich jedoch die „soeben von St. Pölten Angekommenen" noch immer an demselben Flecke und hörte, wie die Vorübergehenden mittelst derselben Anrede gebrandschatzt wurden; später stellte sich der Vagabund mit seiner rührend stöhnenden und wimmernden Staffage am Stubenring auf, ein ander Mal in der Jägerzeile u. s. w., immer wieder den gleichen Speech loslassend. Ist der Kerl kein Dieb an unserem Mitleide?

Die Branntweinkneipen waren von jeher die Herbergen des faullenzenden Bettlergesindels. In neuester Zeit haben ihre Insassen

sich eine neue Rolle zurecht gerichtet: den „armen Handwerksburschen," und sind mit den nöthigen Requisiten für dieses Charakterfach auch vollkommen ausgerüstet. Diese Requisiten bestehen in ein Paar zusammengerollten, mit Fetzen gefüllten Ranzen und dem unentbehrlichen Wanderstock. Diese Gegenstände liegen in der Fuselspelunke in einer Ecke, die Gäste spielen Karten und rauchen aus langen Pfeifen. Sobald ein Paar das Mariagen nicht mehr freut und die „Stamperln" geleert sind, stehen die Herren auf, werfen sich die Ranzen, für welche sie eine kleine Leihgebühr von 2 kr. per Viertelstunde zahlen, über die Achsel, greifen zu dem „Wanderstock" und gehen in's Geschäft. Das heißt, einige hundert Schritte — denn weit zu gehen, ist nicht der Mühe werth, dann warten ja auch die Anderen auf die „Requisiten". Ich kenne einen blauen und einen grünen, eigenthümlich geflickten Ranzen und ein Paar auffällige Knotenstöcke, die besonders im Stubenviertel „fungiren" und seit Jahr und Tag mindestens von hundert „armen Handwerksburschen" benützt wurden.

Eine eigene Sorte von Bettlern (beiderlei Geschlechtes) und Bettelkindern hat Früh Morgens in der Nähe des Domherrenhofes ihr Hauptquartier aufgeschlagen. Die spekulative Bettelindustrie hat nämlich ihre Augen auf die dortigen geistlichen Bewohner geworfen und wartet unter den Hausthoren auf die zur Messe gehenden violett gekleideten Passanten. Nun freut es mich, wenn diese hochwürdigen, alten Herren von den für sie eigentlich doch unnützen irdischen Gütern einen winzigen Theil an die Hilfsbedürftigen abzugeben Willens sind, aber noch mehr würde es mich freuen, wenn die frommen Wohlthäter sich nicht durch bigotte Scheinheiligkeit irre leiten ließen und — Musterung unter ihren Schützlingen halten möchten. So aber werden diese freundlichen alten Herren täglich von demselben gleißnerischen, faullenzenden Gesindel überfallen und ausgebeutet.

Zu einem „Domherrnbettler" und einer „Domherrnbettlerin" taugt nicht Jeder und nicht Jede. Um sich einem gräflichen und fürstlichen Gönner nahen zu können, darf der Petent nicht zerlumpt

nen Pantoffeln, gestickter Mütze, mit einer silberbeschlagenen Meerschaumpfeife und den sonstigen äußerlichen Attributen eines wohlhabenden Mannes. Er kam zu seinem gewöhnlichen Frühstücke. „Hab die Ehre, Herr v. X." rief der Kellner, „mit was kann ich dienen? Beuschel, Gollasch, Rostbraten, Schnitzel, kaltes Gansel?" — „Bringen Sie mir ein Schnitzel. Natur, mit Lemoni, und ein großes Seitel Rötzer — dann die „Wiener Zeitung," lautete die Antwort. — Der Mann schien mir bekannt, ich zerbrach mir den Kopf, wo ich ihn schon gesehen und gesprochen, zuletzt hielt ich ihn für den Hausherrn und wurde in meinem Glauben noch bestärkt, da er mit mir ein Gespräch anknüpfend, über den schlechten Stand der Pardubitzer lamentirte. Als ich mich im Fortgehen beim Kellner erkundigte, wer der Mann sei, von dem ich nicht wußte, „wo ich ihn hinthun soll," sagte man mir: „Herr v. X., Private, wohnt bei uns im ersten Stocke, aber das kleine Haus weiter oben soll ihm gehören." Abends in meiner Stammkneipe war ich jedoch nicht wenig überrascht, als um die gewohnte Stunde der gewohnte Bettler im abgeflickten Rocke erschien und mit der gewohnten Floskel: „Ein alter, armer Mann thät unterthänigst bitten," sich von unserem Tische das gewohnte Zehnerl holte. Das war mein Mann von heute Morgens, mit dem Naturschnitzel und dem großen Seitel Rötzer. Ich fuhr in die Höhe und stellte ihn, entrüstet über seine Heuchelei, zur Rede. Der aber war nicht weniger über mich indignirt und mit den geflügelten Worten: „No, was soll ich denn Abends thun? Soll ich vielleicht wie Sö im Wirthshaus sitzen und s' Geld anbringen? Is nit g'scheidter, wann i a Geld verdien?" verließ er auf Nimmerwiedersehen das verrätherische Lokale.

Der „Zuspeisbettler" ist der Schützling der Köchinnen. Er überhebt sie der Mühe, ihre Krautration oder den alten Kohl zu essen, er bringt selbst das Opfer und würgt das verhaßte Gericht hinab, wenn es ihm nicht gelingt, „den Quark" unbemerkt in den „Ausguß" zu schütten, und erhält von der dankbaren, für jede Dienstleistung erkenntlichen Herdnymphe ein Stück Brot (das im nächsten Branntweinhause verkauft wird) als Zulage und außerdem noch ein paar Kreuzer.

Es würde zu weit führen, die noch übrigen Chargen der weit verzweigten profeſſionellen Bettlerzunft, wozu ich nicht nur die zerlumpte Kirchenthürſteherin und Roſenkranzbeterin, ſondern auch die diſtinguirte arbeitsſcheue Kaffee- und „Audienzſchweſter", die ſich im ſchwarzen Seidenkleide und Schleier in einem „Seſſel" an den Ort ihres Bettelattentates tragen läßt, rechne, zu ſkizziren; ich will nur noch einmal flüchtig der patentirten Wirthshausbettler gedenken, die, da ſie allabendlich die nämlichen Orte beſuchen, mit ihren Kundſchaften endlich im kordial-vertraulichſten Tone verkehren. Der alte „Hameaubettler" iſt bekannt, der unumwunden geſteht, daß es ſich jetzt kaum mehr rentire, zu betteln, weil ſchon „die ganze Welt a Bettelvolk is und ka Menſch mehr was hat," — aber ein Prachtexemplar von einem „loyalen" Bettler lernte ich einſt in einem Vorſtadt-Wirthshauſe kennen. Der Mann kam ſeit Jahren in das Lokale, er kannte Wirth und Kellner und alle Gäſte auf's Genaueſte und erhielt insbeſondere von einer ſtabilen Tarockgeſellſchaft ſtets ein ſplendides Almoſen. Das machte den Mann intim mit ſeinen Gönnern, er erlaubte ſich mit der Zeit kleine Scherzreden und ging bereits ſo weit, den luſtigen vier Königrufern mit einer Priſe Tabak aufzuwarten. Man lachte und verzieh dem „kindiſchen" Greiſe die „launigen" Einfälle. Als aber eines Abends von den vier Tarokiſten Einer fehlte und der Sechſerlſammler hörte, wie man troſtlos die Abweſenheit des „Herrn v. Mayer" beklagte, da wendete ſich der „kindiſche Greis" an den Wirth und ſagte: „Sie, Herr Gaſtgeber, wann die Herren da drinnen vielleicht an „Vierten" brauchen — i hab' Zeit, i bin ferti, i geh heut' nirgends mehr hin." Und als der freundliche Antrag abgelehnt wurde, meinte er: „No wann's nit woll'n, ſoll'n ſie's bleib'n laſſen, geb'ns mir a Seitl Wein, da is gleich mein Geld!" — Der Mann war und blieb „bös" auf die Geſellſchaft. Ja, brutal ſein darf man mit unſeren Bettlern nicht, ſonſt verdirbt man ſich's mit ihnen.

Unsere Köchinnen.

Jean Paul sagt: „Ein Kind kann leichter eine ganze Familie versalzen, als versüßen.“ — Dasselbe, meine ich, gilt wohl auch in der weitesten Bedeutung des Wortes vom „Dienstboten“, dessen Berufsthätigkeit und soziale Stellung zu sehr in unser Familienleben eingreift, um nicht einer der wichtigsten Faktoren unserer häuslichen Ruhe, ja oft unseres häuslichen Glückes oder Unglückes zu sein.

Unter „Dienstboten“ rechne ich nach dem Muster vornehmer Häuser natürlich Alles, was um Lohn dient. Ich zähle dazu die mit den Kenntnissen eines Gelehrten ausgerüstete Gouvernante, den manchmal nicht minder gebildeten Hofmeister, die französisch plappernde Schweizerbonne, den Stiefelputzer, das Abwaschweib, den Kammerdiener, die Köchin, den Leibjäger, das Stubenmädchen u. s. w., ja unter gewissen Bedingungen sogar das Gesellschaftsfräulein, wenn es auch in der Equipage mitfahren, in der Loge mitlorgnettiren und im Salon die Honneurs machen darf. Eines Tages erscheint doch der Moment, wo die Vielbeneidete trotz ihrer äußerlichen Würde als „Dienstbote“ behandelt und einfach — davongejagt wird.

Aus diesem vielköpfigen Domestiken-Status wähle ich mir nun für meine dermaligen Betrachtungen die „Köchinnen“, d. h. speziell jenes Geschöpf, das in der Region des Herdes waltet, unserm Magen und mithin auch unserer Gemüthsstimmung zum Segen oder zum Fluche werden kann, und ungeachtet dieser schwierigen Mission von oberflächlichen Charakteren mit dem leichtfertigen Namen „Kucheltrabant“ titulirt wird. — Kucheltrabant! wie geringschätzig, wie un-

dankbar, wie unvorſichtig — und die alſo Geſchmähte hat doch Dein Leben in ihrer Hand und kann Dich mit einem angebrannten Kohl zu Tode ärgern, mit einem ſchmuckloſen „Haar in der Suppe" Dir ein ſchleichendes Fieber an den Hals hetzen, oder Dich mit einer verdorbenen Haſenſauce vergiften.

Damit habe ich denn auch nicht nur den Wirkungskreis, ſondern vielmehr die ganze, furchtbare Macht angedeutet, welche mit den ſcheinbar ruhmloſen Geſtionen der irdiſchen Stellung einer „Köchin" verbunden iſt. Sie kann, will ſie nebſt der „Zuſpeis" etwa auch noch „Rache" kochen, ohne gegen einen Paragraphen des Strafgeſetzbuches zu verſtoßen, Dich „umbringen" — hüte Dich deshalb, den Geſchmack nach dieſer Art Kocherei in ihrem oft energiſchen Buſen zu wecken!

Die praktiſche Köchin kennt wohl auch den Werth ihres Berufes und ihrer perſönlichen Dienſtleiſtung. Nicht immer zu der proſaiſchen Aufgabe verurtheilt, Erdäpfel zu ſchälen und Knödel zu ballen, lächelt Einzelnen aus dieſer Aſchenbrödel-Charge doch ein freundliches Geſchick und betraut ſie dann mit wichtigeren Obliegenheiten, deren natürliche Konſequenz die iſt, daß die Begnadete allmälig ihrer Subordination entkleidet, zur Primadonna der betreffenden Haushaltung avancirt. Denn die „Köchin" iſt oft nicht nur die erſte (platoniſche) Liebe des „jungen — ſie iſt auch noch öfter die letzte Liebe ſo manches „alten Herrn," der die geſchätzte Verfaſſerin ſeiner Lieblingsgerichte vorerſt mit einem großmüthigen Legate bedenkt, und — was noch generoſer, am Schluſſe ſeiner Tage ſogar eigenhändig zum Traualtare führt.

Mit ſolch herrlicher Entlohnung ſchließt jedoch nicht jede Köchin-Karriere. Obwohl Brautkleid und Myrthenkranz die Zielpunkte auch dieſer weiblichen Spezies ſind, und die Mehrzahl der unabläſſig das Feuer des Herdes und der Liebe ſchürenden Pſeudo-Veſtalinnen, wenn ſchon nicht ein ſanguiniſches zweiſtöckiges Hausfrau-Gelüſte, doch die verzeihliche Tendenz hegt, daß ſich nur irgendwo, und ſei's im dürftigſten Vorſtadtwinkel, einſt „am eigenen Herd die eigenen

Pfühle heben" — so erlebt heute doch nur mehr die Minorität dieses kirchliche Prämium der jungfräulichen Prüfungsjahre, denn die Majorität beendet den wechselvollen Lebenskampf meist schon frühzeitig im Spitale oder im — Findelhause.

Das Herz der Köchin ist nämlich am reichsten mit Liebe ausgestattet. Kein Geschöpf erfreut sich eines solch' unerschöpflichen Vorrathes von Liebe, keines ist so glücklich organisirt, daß es z. B. nach „Transferirung" des Ideals augenblicklich ein neues Ideal zu rekrutiren versteht. Die Köchin liebt stets und kann sie auch nur alle vierzehn Tage legaler Weise beim „Stadtgut" oder bei der „Hühnersteige" ihr Haupt an einen Ueberschwungriemen lehnen, unter dem ein gleich warmes Herz schlägt, so weiß sie doch auch die restlichen dreizehn Tage, resp. Abende in ähnlich beseeligender Stimmung zu genießen, wenn sie den zivilen Schwüren beim Hausthore lauscht oder auf der „Schlapfen-Promenade" den Causerien einiger peripatetischer Schustergesellen ihr Ohr leiht.

Gründliche Naturforscher wollen diesen nie zu löschenden Liebesdurst der Köchinnen von deren theilweise aufregender Beschäftigung in der Küche, d. h. der Herdhitze, von dem Anblicke des siedenden, brodelnden Wassers, das an die stürmische Suada des Auserwählten erinnert u. s. w. ableiten. Ich will jedoch in die Begründung dieses Causal-Nexus nicht näher eingehen und erkläre mir Ursache und Wirkung überhaupt auf eine viel natürlichere Weise, indem ich das Motiv der innerlichen Köchinnen-Glut nicht auf Rechnung der Glut des Sparherdes, sondern auf die unter Köchinnen übliche, wechselseitige Rapportirung der eigenen Glückseligkeit, auf die alarmirenden, mitunter beängstigenden Traumauslegungen beim „Miliweib," oder der „Kräutlerin", auf die verwirrenden Impromptus des „Aufhackknechts" und der vertraulichen Communiqué's der Greißlerin oder der „Brodsitzerin" bringe. Diese Fluth von Nachrichten, welche selbstverständlich stets halbstündige Dialoge der frappantesten Textirung im Gefolge haben, dieser rückhaltlose Ideenaustausch verwandter Seelen, diese freigeisterliche Konversation über die heiklichsten Themata

müſſen auch noch ſtärkere Nerven, als ſie einem „ſchwachen" Weibe zu Theil geworden, in Aufregung, das Blut in Wallung bringen und die Sinne beſtricken.

Dazu kommt noch zum Ueberfluſſe die „Anfechtung" in nächſter Nähe. Es gilt, den Verſucher, der manchmal ſogar in Geſtalt des „gnädigen Herrn" naht, zurückzuweiſen und ſeinen Schmeichelworten zu widerſtehen. Es gilt, für die ſchmachtenden Blicke des Zimmerherrn blind zu ſein und den begeiſterten Schwüren des Hauslehrers zu mißtrauen ꝛc. ꝛc. Derlei ſtürmiſche Epiſoden in den Memoiren einer Köchin treten freilich nur dann in ihrer ganzen folgenſchweren Wichtigkeit zu Tage, wenn die Heldin „jung und ſauber" iſt. Bei jenen unglücklichen Geſchöpfen, die von der öffentlichen Meinung in die Rubrik „ſchiache Raffel" rangirt werden, zeigt dagegen die Tages- und Wochen-Chronik die monotonſte Einförmigkeit, verfließt das Leben freuden- und ereignißloſer — und der unbeachteten Dulderin blüht, wenn ſie durch ein halbes Jahrhundert ſchmutzige Wäſche gewaſchen und Mehlſpeiſe gewalkt, für ſolch' tragiſches Erdenwallen vielleicht nicht einmal der viel erſehnte Tugendpreis, ſondern nur die proſaiſche Dienſtbotenprämie als Summe des Erreichbaren und ſie kann in der Reſſource zum „blauen Herrgott" zur Mumie vertrocknen.

Und da bin ich auf jenem Punkte angelangt, von dem ich ausgegangen, als ich die Köchin als zeitweilige Miſſionärin für ehelichen Hader und häuslichen Unfrieden erklärte. Die ſaubere natürlich, oder auch die nur diplomatiſche. Von dem Momente an nämlich, wo die Köchin merkt, daß ſie „Gnade vor dem Herrn" gefunden und dieſe, die Magd betreffende Diagnoſe auch von der Frau des Hauſes geſtellt wird — oder umgekehrt, wenn es plötzlich wie Schuppen von den Augen des Hausvaters fällt und er in ſeinem Quellenſtudium und ſeinen kritiſchen Forſchungen über ſo manche dunkle Partien in der „Geſchichte ſeines Hauſes" mit einem Male die Wahrnehmung macht, daß ſeine eheliche Genoſſin die Verſchwiegenheit der Magd zu erobern wußte, und in beiden Fällen trotzdem vielleicht ſogar das Verbleiben der Mitſchuldigen zur Conditio sine qua non bei Ab-

schluß der Friedenspräliminarien gemacht wurde, dann ist's mit der häuslichen Ruhe vorbei und die Zwietracht öffnet ihre Schleußen, um das unsäglichste Elend zwischen Deinen vier Mauern auszugießen. Und diese Schlange, die Du, theuerste Leserin oder freundlicher Leser, an Deinem Busen genährt, erhebt dräuend ihr Haupt und macht Dich zu ihrem willenlosen Gefangenen, Du verstehst ihr höhnisches Züngeln und gedenkst zitternd des Giftes, mit dem Du dieses Ungeheuer in Krinoline und Wellenscheiteln durch ein fatales Geheimniß selbst bewaffnet hast.

Zu dieser hervorragenden Stellung einer stets „drohenden Gewitterwolke", einer, sozusagen dominanten Obermacht im Hause, gelangen jedoch bei den gegenwärtigen, meist äußerst toleranten Hausgesetzen nur mehr wenige aus der Küchenbranche. Es ist theilweise nicht mehr nöthig, und die tragischen Konflikte, welche das Fatum in Gestalt einer üppigen „Juli" oder einer verschmitzten „Hanni" zwischen ehelichen Gesponsen sonst so häufig aufgethürmt, sind auch längst aus der Mode — theils hat die Köchin der neuesten Aera selbst das Verlangen nicht, zu dieser oft undankbaren sozialen Bedeutung sich emporzuschwingen. Die moderne Kochin kompetirt auch nicht mehr um die mühevolle Gloire eines „schönen Zeugnisses" und des Rufes einer langen Dienstzeit an „ein und demselben Platze". Sie benützt ihr Küchennoviziat meist nur, um sich einige Platzkenntniß zu erwerben, sie reibt zwar, um den Schein zu retten, sogar die Schaffel und putzt das Eßzeug, aber ihr Bestreben geht doch dahin, sobald als möglich die schmutzige Schürze abzulegen und — sich selbstständig zu etabliren ....

Es dünkt nämlich Vielen nicht opportun, Windeln zu waschen und Kraut einzubrennen, wenn man sich „ob schön, ob Regen" beim Sperl oder in der Walhalla amusiren kann. Nebstbei erlösen sie sich durch solche Emanzipation von den Chikanen einer mißtrauischen oder knauserischen Gebieterin, die ihnen das Mehl vorwiegt, die Zündhölzel vorzählt und das traditionelle „Körbelgeld" bemängelt. Sie finden die Melange bei Fritzmann sodann auch viel schmackhafter,

als das „G'schlader", das ihnen die „gnä' Frau" komponirte, und die Kotelettes bei Lindwurm nahrhafter, als das „G'fraſt", welches ihnen im letzten „Schnackerldienſt" vorgeſetzt wurde. Auch eine Polka mit dem Schani iſt luſtiger, als die Sekatur der „kecken Fratzen" u. ſ. w.

Aber da komme ich auf ein Gebiet, das einer eigenen Beſprechung werth wäre, nämlich: „wie Köchinnen in manchem Hauſe gehalten werden" — ein Kapitel, das ich mir für eine ſpätere Gelegenheit reſerviren will. Wie dem auch ſei, ſo viel ſteht feſt, daß die Demoraliſation unſerer Dienſtboten in vielen Fällen keine freiwillige, ſondern beinahe eine oktropirte iſt. Wenn — wie es vorkommt, es in gewiſſen Häuſern ſogar Sitte iſt: der Köchin trotz elender Koſt keinen Lohn zu zahlen und ſie nur mit der Erlaubniß zu regaliren, über ihre Abende frei zu verfügen, dann ſind eben auch die Konſequenzen ſolcher bequemer Einrichtungen nicht allzu überraſchend. Es fällt mir nicht ein, zum Apologeten einer modernen Köchin zu werden, welche häufig nur zur Aſpirantin für das Penſionat in Neudorf wird — aber wenn man billig iſt, ſo könnte man einen bekannten Satz Shylock's variiren und beinahe ſagen: „Die heutige Köchin haben erſt die „Herrenleut'" ſo gemacht!" —

Der Hausmeister.

Aufmerksamen Beobachtern kann die Wahrnehmung unmöglich entgangen sein, daß der allweise Schöpfer in seinen stets wohlmotivirten Verfügungen einer ganzen Menschenkaste eine Gabe absolut verweigerte, nämlich dem Geschlechte der Hausmeister die heitere Gabe des — Witzes. Der Hausmeister ist nie witzig!

Er ist, was sonstige menschliche Fähigkeiten und Talente betrifft, gerade nicht stiefväterlich ausgestattet, es können sich in ihm die verschiedensten menschlichen Eigenschaften, z. B. hündische Demuth, oder bärenmäßige Grobheit bis zur Virtuosität entwickeln, er kann zänkisch und nachgiebig, verleumderisch, oder offen und aufrichtig, ehrlich oder unehrlich bis zu einem nur denkbaren Grade sein, aber — witzig wird er nicht sein. In diesem Punkte meistert ihn die gesammte ebenbürtige „Gesellschaft". Die über dem „Gluthäferl" thronende „Fratschlerin" vernichtet ihn bei halbwegs unüberlegten Anfragen mit den schlagfertigsten Aperçu's, der Fiaker persifflirt, d. h. „frozzelt" ihn mit den tiefsinnigsten Stylwendungen, und spitzt der Schusterbub die Lippen, um ein geflügeltes Wort, eine aphoristische Gedankenblüthe seinem natürlichen Feinde, dem Hausmeister, an den Kopf zu schleudern, da fühlt dieser erst recht, daß er nur ein „Kind gegen solche Waffen" und es erübrigt ihm nichts, als sich besiegt zurückzuziehen und seinen unbefriedigten Rachedurst im nächsten Wirthshause mit einem Seitel Achtundvierziger zu löschen. Bei diesen Löschversuchen gedenkt er dann noch einmal der ganzen Schmach seiner dialektischen Niederlage, er fühlt die schmerzliche Ohnmacht, die drastischen Einfälle seiner hänselnden Widersacher mit einem gleich werth-

vollen Trumpf unſchädlich zu machen, der Manko an Witz ärgert ihn, und um das Aergerniß und den Aerger ganz zu vergeſſen, iſt er gezwungen, ſich noch ein Seitel Achtundvierziger geben zu laſſen.

Warum iſt der Hausmeiſter nicht witzig? Ich glaube ſeine „Stellung“ und ſeine Berufspflichten hindern ihn, es zu ſein. Der Hausmeiſter iſt, ſo zu ſagen, der Zenſor des Hauſes, und das Gewicht dieſer Würde zwingt ihn gewiſſermaßen, unter allen Umſtänden „ernſt“ zu bleiben, ſich aller leichtfertigen Gemüthswandlungen zu entäußern und den Ernſt ſeiner ſozialen Miſſion mit dem Relief der ungeheucheltſten Brutalität zu illuſtriren. Dieſe Brutalität iſt aber, um figürlich zu ſprechen, eben das Emblem, das „Porteépée ſeiner Charge, ſie erhält ihm den Nimbus des „Gefürchtetſein,“ und wer ſich mit der Errungenſchaft „gefürchtet“ zu werden, begnügt, hat es nicht nöthig, witzig zu ſein.

Warum der Hausmeiſter gefürchtet wird? Aus Anlaß ſeiner Berufspflichten, welche ſich in materielle und intellektuelle theilen und von deren ſtrikter Erfüllung, reſp. autonomer Auslegung das Wohl und Wehe der ihm preisgegebenen häuslichen Inſaſſen abhängig iſt. Dem diktatoriſchen Willen des Hausmeiſters und ſeiner Verſchwärzungsgewalt iſt das jus gladii der „Kündigung“ überantwortet, von ſeinen variablen Launen droht Dir ſtündlich das Mene tekel einer anderweitigen Vermiethung Deiner Dir vielleicht liebgewordenen irdiſchen Niederlaſſung, und eine durch externe Kräfte geſchlichtete Klafter Holz zwingt Dich vielleicht ſchon im nächſten Quartale, in den entfernteſten Bezirk vor dem Grimm des Beleidigten Dich zu flüchten. Seinem Wohlwollen haſt Du die beſten, und ſeiner Mißſtimmung die ſchlechteſten Keller- und Bodenräume zu danken, und ſeiner jeweiligen Inklination bleibt es überlaſſen, einen „rauchenden“ Kachelofen Dir zu oktroyiren oder Dich von ihm zu befreien. Denn ſeine Macht über die inneren Angelegenheiten des Hauſes iſt eine unbeſchränkte, und ſeinen drakoniſchen Ordonnanzen fügt ſich ſogar der unbeugſamſte Hausherr.

Weitaus furchtbarer iſt jedoch die Amtswirkſamkeit des Hausmeiſters in jenen Fällen, wo deſſen intellektuelle Thätigkeit zum Aus-

druck kommen soll. Diese Thätigkeit ist vorwiegend kritischer Natur und beruht auf einem ausgeprägten Klassifikationstalente, auf dem Vermögen, die gesammte Menschheit nach einem flüchtigen, oberflächlichen Blick in ihren einzelnen, oft maskirtesten Exemplaren richtig abzuschätzen. Geschehen hierbei auch mitunter etliche (mohl verzeihliche) Mißgriffe und rangirt der wenig Umstände machende, rasche Taxator auch die tugendreichste Familie unter „Bagaschi" — oder umgekehrt, und erhält der wortkarge Zimmerherr auf der hinteren Stiege einzig und allein seiner „Schmutzerei" wegen, in der Privatkonduitliste der Inwohner sein verdächtigendes „Klampfl", während der splendidere Herr von X, der zugleich „Gönner" der jungfräulichen „Hausmeisterischen" ist, als leuchtendes Vorbild für enthusiastische Patrioten proklamirt wird, so werden ungeachtet dieser (freilich nur kleinen) Abweichung von der Wahrheit, die mündlichen Relationen des Hausmeisters unter einigen Himmelsstrichen doch mit Vorliebe bei Verfassung von „Auskunftstabellen" benützt.

Und warum nicht? Um den Werth oder Unwerth irgend eines Sterblichen zu bestimmen, genügt in unserem aufgeklärten Jahrhundert für den gewissenhaftesten Forscher schon die Kenntniß von dem nur äußeren Thun und Lassen des Betreffenden. Wer kann aber darüber den „verläßlichsten" Bescheid geben, als der Hausmeister, dessen Argusaugen nichts entgeht, was das Objekt seiner Beobachtung unternimmt, ja selbst was es zwischen seinen vier Mauern ißt oder trinkt? Nun ist es allerdings möglich, daß der Hausmeister, der in gewissen Beziehungen und trotz seines häßlichen Beinamens „Cerberus" doch auch Mensch ist, menschlich fühlt und denkt und von menschlichen Leidenschaften geleitet wird, hin und wieder nicht ganz klar sieht, nicht mit nüchterner Ruhe aburtheilt und nicht mit vollends unbenebeltem Blicke die Gründe wiegt, die zu Gunsten oder zum Nachtheile seines Klienten sprechen. Es ist ferners aus den rein menschlichsten Motiven denkbar, daß der Hausmeister dem „niederträchtigen, elendigen, miserabligen Haderlumpen," der an jedem Abende zehn Minuten vor 10 Uhr beim Thor hereinhuscht und auf diese Weise ihm sein wohl-

verdientes, vor Gott und der Welt gehöriges Zehnerl so zu sagen aus der Tasche stiehlt, nur deßhalb bei der nächsten „Qualifikation" seiner Unterthanen etwas scharf zu Leibe geht, und daß er auch die „nixnutzige Flitschen," die Nähterin, von der er das ganze Jahr „nit an lucketen Heller" zu sehen bekommt, und die sich sogar ihr Stübchen selbst geweißt hat, um ihm das Seitel Wein „nit zu verguna," bei Nachfragen und Auskünften ebenfalls nicht am glimpflichsten kritisch beleuchtet — dessen ungeachtet ist der Hausmeister doch der legitimste Verfasser der Konduitelisten. Denn nochmals sei es gesagt, der Hausmeister ist in vielen Fällen auch Mensch, d. h. dem Einflusse und dem Eindrucke materieller Bestimmungen unterworfen und selbst der minder Gebildete wird es dem Vielgeplagten nicht verargen, wenn ihm ein Seitel Wein lieber ist als — keines! —

Aber auch sonst noch ist dem „richtigen" Hausmeister Gelegenheit gegeben, es zu zeigen, daß sein Herz nicht das eines Tigers, sondern auch — wenn auch nur sporadisch — menschlich-edler Empfindungen fähig ist. Ich meine nicht die freudigen Kundgebungen des noch unverdorbenen Theiles seines Gemüthes bei gewissen festlichen Anlässen, etwa zu Neujahr, am Geburts- oder Namenstage des Hausherrn oder der Hausfrau oder anderer Mäcene — derlei versteht sich in seiner exzeptionellen Stellung vis-à-vis der übrigen Menschheit von selbst. Ich meine vielmehr jene sympathischen Regungen seines Herzens, wenn er Sonntag Nachmittags in seinem Alkoven wie der ehrwürdige Bruder Lorenzo in seiner dürftigen Klause den Liebenden ein flüchtiges Asyl gewährt, d. h. es gestattet, daß der Schneidergeselle Romeo von „schräg übri," dem's auf ein Maß Wein nicht ankommt, der Juli vom zweiten Stock, die immer „a brav's, urdentlich's Mad'l war," und stets eine paar böhmische Dalkerln oder sonstige Ersparnisse als Opfergabe spendet, in traulichem Geplauder von den Träumen der letzten Nacht und den Plänen für die Zukunft vorerzählt.

Derlei unter den schützenden Fittigen des Hausmeisters arrangirte tête-à-tête, von Mißgünstigen oder Unbegünstigten mit dem vulgären Namen „Schluf" bezeichnet, verschaffen ihm nach und

nach das „moralische“ Übergewicht im Hause und auf fünfzig Schritte in der Nachbarschaft, d. h. er macht nicht nur sämmtliche Köchinnen tributär und von seiner Gnade abhängig, er wird, da er die Zufluchtsstätte der Liebenden, schließlich überhaupt das Asyl aller Bedrängten (Köchinnen) und da er tolerant genug ist, nebst Liebesgeflüster auch profanem Klatsch und Tratsch ein gastliches Obdach zu bieten, so zittert eben die ganze Bevölkerung des Hauses, vor den fürchterlichen Areopag in der Hausmeisterkuchel gebracht zu werden.

Aus dem Gesagten erhellt, daß eigentlich der Hausmeister der Schutzgott der Liebenden ist. Seine Macht ist in dieser Richtung eine unumschränkte, er bindet und löst, er knüpft und zerreißt, er erhält und vernichtet die Herzens-Allianzen auf seinem Herrscherterritorium, denn wenn der allgewaltige Hausmeister eine Liaison protegirt, dann gedeiht sie, wenn er sie aber nicht duldet, dann mögen die Englein des Himmels herabsteigen und sich für das bedrohte Pärchen verwenden, ihr Flehen wäre doch fruchtlos.

Denn er haßt in allen Dingen den Trotz und verlangt Gehorsam und Anerkennung seiner Stellung. Er ist ja nicht unempfindlich für die Leiden der Liebe, ach! er liebte ja selbst einst und wenn auch seine „Alte“ im „rauschenden Lenz der Jugend“ mehr Prügel als Küsse von ihm empfing, so weiß er doch, was Liebe ist und kennt die Qualen der Sehnsucht liebender Herzen. Aber seine Protektion muß „erworben“ werden! Ist dies geschehen, dampft der Altar von den Opfergaben, d. h. „braselt das Halbpfund Jungschweinerne“, das ihm die Jungfer Sali zum Gabelfrühstück in die Wirthschaft gelegt, in seiner Bratröhre, dann schmilzt auch die Eisrinde seiner starren „Grundsätze“, er würdigt die Verdienste der Spenderin, er erklärt ohne Rückhalt, daß die Sali immer „a Muster von an Dienstboten“ war, und er gestattet ihr deshalb, seine Appartements als Korrespondenzbureau zu benützen, in welchem Sonntag Nachmittags der schriftliche Verkehr mit dem Herzallerliebsten vermittelt wird. Er ertheilt ihr dann sogar stylistische Rathschläge und gibt textliche „Schlager“ von, wie er aus eigener Erfahrung weiß, untrüglicher Wirkung an, und

offerirt ihr schließlich sein eigenes „Petschierstöckel", um die Schwüre ewiger Treue besiegeln zu können. Von solchen Zügen fast idealer „Liebenswürdigkeit" ist das Leben und Wirken des sonst so rauhen Hausmeisters oft geschmückt.

Wehe aber den Unglücklichen, die seiner Huld nicht theilhaftig zu werden sich bestreben. Der „verdächtige Kerl", der unter der Hausflur auf die „klane Böhmin" wartet, wird „außig'feuert", denn man kann „nit wissen, was so a Schäbiak eigentli für Absichten hat und ob er nit eppa gar bei der Hausfrau einbrechen möcht'." Dem vermummten Unbekannten, der im unnummerirten Fiaker gekommen, um bei der „Zimmerfräuln" im dritten Stocke eine Visite abzustatten, wird beim Retourwege ein Schaffel Kalk über die Lackstiefletten geschüttet, und selbst der soliden Beamtenswaise, die meist etwas spät von ihrer „kranken Tante" heimkehrt, aber stets vom „Cousin" oder gar vom „Onkel" bis zur Stiege begleitet wird, wird die denkwürdigste Beschämung nicht erspart, denn als einmal der Abschied ein allzu herzlicher zu werden drohte, intonirt der Tugend- und Schlüsselbewahrer des Hauses ein „Mordspektakel" und schreit, das es in allen Stockwerken zu vernehmen: „No, wird's bald? Nimmt das Gspusi kan End'? Himmelsakrament' i leid' kan Techtl-Mechtl in mein' Haus — schamen's Ihna!" u. s. w.

Das alte Geschlecht der Hausmeister, jenes mit dem Kanonenkreuze gezierten Urtypus der Brutalität droht übrigens in kürzester Frist auszusterben. Nur Einzelne raisonniren noch hie und da in einer „Schwemm'" und machen ihrem Haß gegen den alten „Napolion" oder irgend einen Zimmerherrn, den sie gerade „am Zug haben", in haarsträubenden Verwünschungen Luft. Der Nachwuchs verflacht allmählig, die charakteristischen Merkmale ihrer Gilde verschwinden, selbst der Name Hausmeister kommt bereits außer Gebrauch und macht der verfeinerten Titulatur: „Hausinspektor" oder gar „Intendant' Platz — kaum daß die gesammte Genossenschaft noch ein Kennzeichen unter einander verbindet und von der übrigen Welt scharf absondert — der unaufhörliche Durst! —

Vom Grueber Franzl.

Ich habe wiederholt Gelegenheit gehabt, bei meinen Schilderungen des Wiener Lebens eines Mannes und seiner spezifischen, beziehungsweise bravourosen Kunst zu gedenken, nämlich des Hernalser Orpheus, genannt „Grueber-Franzl", der seinem Instrumente, genannt „pickſüaßes Holz," Dezennienlang die berauschendsten „Heurigen-Weisen" zu entlocken verstand. Dieser Mann, ein Stück „Alt-Wien" wie Wenige, ist am 24. Jäner 1870 im 65. Lebensjahre, wie die Todesanzeige lautet, „in ein besseres Jenseits abberufen" worden. Wünschte der „Selige" diese Textirung? In diesem Falle muß das Haus Gschwandtner Trauer anlegen, denn dieses öffentliche Desaveu, daß es für den Eigengearteten doch noch ein besseres Domizil gäbe, als die in der Atmosphäre des Gerebelten gestandene Wiege seines Ruhmes, kann für die Betreffenden nur überraschend wirken.

Es mögen einige Jahrzehnte sein, daß die Gloire eines Quartettes, welches, nebenbei gesagt, als kein Vorläufer des Florentiner Quartettes anzusehen, eine gewisse Klasse residenzlicher „Unterthanen" tagtäglich hinaus in die Hernalser Reviere lockte, wo ganz eigenthümliche Rhythmen erklangen, die so recht das Sprechrohr für jene Seelenträume waren, wie sie die energischen Ansiedler der Ur-Gründe in weihevollen Augenblicken zu träumen gewohnt sind. Dieses Quartett konstituirte sich aus dem Klarinettisten Franz Gruber, dem populären „Handschumacher Karl" mit dem stabilen Sammtkappel, der die weltberühmten „Linzertanz" aus dem ff zu spielen verstand,

verbittern und es brach ihm vielleicht sogar das Herz, als er sah, daß der längst gefürchtete Racenkampf hereinbrach und insofern zum Unheil des urwüchsigen Genres umschlug, als die „Sturmwallfahrer" nicht mehr von dem reinen Blute der „Hausherrnsöhnerl," die für einen „ganz Tiefen" zu jeder Zeit „ein' Fünfer-Bankanoten" mit flammendem Auge zu opfern bereit sind, sondern auch aus der Kategorie schöngeistiger Ladendiener und lendenlahmer Amtspraktikanten sich rekrutiren und eine höchst „gemischte" Gesellschaft die klassischen Gefilde im Rayon des Ganserlberges verunstaltet.

Und noch Eines. In der Zeit seiner schönsten Triumphe, als selbst Sauter, dessen ich ebenfalls schon wiederholt gedachte, seine empfundensten Strophen im „Palffy-Garten" oder beim „Mondl" wie eine Lerche jubelnd trillerte, da ging's noch hoch her in jenen der ungebundensten Lust gemidmeten Räumen; eine Wagenburg stand in den Vorhöfen, denn was der Brillantengrund an Notabilitäten und Würdenträgern aufzubieten vermochte, das fuhr in den „feschesten Zeugln" dorthin, wo der heitere Maestro mit dem kugelrunden Antlitze die Rostra aufgeschlagen. Die heutige Generation ist so verflacht, daß sie nicht erröthet, um zehn Kreuzer bis zur Linie zu fahren und sodann zu Fuß zum „Stadllehner" ꝛc. weiter zu humpeln. Als Gruber auch noch diese betrübende Decadence seiner Zeitgenossen sah, ja, als man sogar so tief gesunken, statt des edlen Zwanzigers ein „fuchsernes" Sechserl, ja selbst nur ein plumpes Vierkreuzerstückel ihm in den blechernen Stiefel, mit dem er die Honorare einsammelte, zu werfen, da wandte er sich, schmerzlich bewegt, von dem kläglichen Schauspiele ab und legte Stiefel und Klarinette auf Nimmerwiedersehen in die Kommode.

Gruber verließ während der letzten drei Jahre sein Asyl nur, um Sonntags in die — Kirche zu gehen. Von der Welt wollte er nichts mehr wissen, da er sich in ihr nur vereinsamt und unverstanden fühlte. Vor ein paar Wochen mußte er noch die Kunde von dem Ableben eines seiner Kampfgenossen erfahren, des weit und breit bekannten „Dudlers" und Zitherspielers Weidinger, vulgo „Schwama",

der unter dem Direktorium der „Leyrerbuab'n" bei der „Säul'n" und beim „Kleeblatt'l" wirkte, dort das Bier aus „Viertelschaffeln" trank, aber auch Kunstreisen machte und beispielsweise jahrelang im Solde des Grafen K. stand, der ihn seines virtuosen Jodelns wegen in der Sommersaison für Aussee „gewann." Der „Schwama" war der Einzige, der Gruber verstand, aber auch dieser verstand ihn nicht ganz, und deshalb legte sich der alte „Franzl" wie Hegel entäuscht hin und — starb. Gruber starb als Hagestolz, vielleicht weil er das schöne Geschlecht zeitlebens in den unbegehrlichsten Exemplaren sah.

Mit Gruber verschwand wieder ein Stück Alt-Wien. Würdigt man den Verlust? Ach, die greise „Rognerin," die achtzigjährige Korsikaner-Verkäuferin, seufzte bei der Nachricht seines Todes wohl auf, aber die alte „Judenpepi", die Zeugin und Theilnehmerin all' seiner Triumphe, die zu Tausenden seiner „Tanz'" stets so ruhmvoll „gepascht," hat so wenig Pietät für den erschütternden Fall, daß sie die heroische Stimmung findet, sogar noch in der Trauerwoche, und zwar schon am nächsten Montag „ihren Ball" zu geben! Eine solche soziale Blasphemie von Seite seiner talentvollsten Schülerin muß die Manen des Meisters empören, wer aber versöhnt sie wieder? Vielleicht Herr Gschwandtner durch einen sinnigen Denkstein für seinen lukrativsten Minstrel . .

Deutschmeister-Edelknaben.

(Zum 11. Juli 1871.)

Von Peterwardein
Kann nit Jeder her sein,
Und es muaß a darnöb'n
Und herent no Leut' göb'n.

Dieses tiefsinnige Xenion hörte ich einst von der harbesten „Wäscher-Tonerl", die je von den unsterblichen „Linzer Geigern" bei der „Schäferin" am Himmelpfortgrund sich „anstrudeln" ließ, im vom Plutzerbier gedämpften Alt einem charmirenden „Stucknecht" (fremder Zunge) entgegenschmettern, worauf ihr „Gegenstand", der „Wießhofer Ferdl", ein ausgedienter Deutschmeister, das Glas in die Höhe riß und in schöner Begeisterung ausrief: „Und dö andern Leut' san mir, wann eng nit grauft! Mir, von „Hoch und Niader", von Nr. 4, dö a no auf der Welt san, so lang's a Bier gibt und a Musi und d' Wiana-Madl'n nit aussterb'n — und da habt's zwa Koferln, i will mein' Tanz — aushalt'n auf der Gelb'n, und wann's Graz gilt!" — Und sein „G'span", sein „alter Schlaf", der „Meidlinger Poldl", dem diese rührende Apostrophe wie Kuhreigen dem Schweizer Hirtenknaben klang, erhob ebenfalls sein Glas und rezitirte den historischen Psalm der „Edelknaben vom Thury", der da lautet: „Denkst no d'ran, bei „Valetschi?" Kan' Tawak — kan' Knopf Geld — nit an Tropf'n G'mischt's — kane Kamaschen und den D.. k!!" — „Poldl, laß' außa, dö Tiafen!" scholl's nun im Chore, aber „Poldl" hatte noch den Schlußkanon zu sprechen, und der heißt in alter, ortsüblicher Textirung: „Awer ewi ka Traurigkeit g'spür'n lass'n, weil

dös n' Durſcht verdirbt — a Bier her!" Darauf Gläſergeklirr, tolle Aufſchreie, grelle Gurgeltöne, Jodler-Präludien mit doppelten Ueberſchlägen, Fingerſchnalzer und nun die „Vierzeiligen" in endloſer Reihe. — Welch' luſtig Völklein mit der verwegenen Lebensdeviſe: „Alleweil fidel, fidel!" . . .

Karl Beck ſchrieb damals eben ſeinen „Fahrenden Poeten": die Worte

O Wien, o Wien, Du märchenvoller Klang!
Dem Sinnenden, der Dir in's Herz geſehen —

ſummten mir unabläſſig in den Ohren, und wenn ich auch wußte und fühlte, daß dem edlen Sänger bei ſeinem Gruße ganz andere Geſtalten vor Augen ſchwebten und er im höheren und beſſeren Sinne die Weſenheit und den Charakter der viel verläſterten Phäakenſtadt erfaßte, ſo ſchien es mir doch kein Sakrileg, wenn ich dieſe freundlich-wohlwollende Kritik des „Wienerthums" eigenmächtig auch auf die urwüchſigſten Schichten ausdehnte und auch die — unortographiſcheſten und im wildeſten Dialekte aufgewachſenen „Kinder des Volkes" zuweilen als einen nicht unliebenswürdigen Stoff für den „Sinnenden" mir dachte und — noch heute denke.

Der Dir in's Herz geſehen! — Wer nahm ſich die Mühe? Wer thut's, wer that's bisher? Nun, ein Paar Poeten erbarmten ſich ja doch Deiner und wenn ſie einſam am Abhange des Kahlenberges ſaßen und den altersgrauen Dom, den Zeugen ſagenreichſter Zeiten wie einen warnend erhobenen Finger aus dem Häuſermeere in die Wolken ſtarren geſehen — oder wenn ſie im Menſchengewoge träumeriſch dahin ſchlenderten und die Menge bei Spiel und Tanz und vollen Gläſern trafen, da bargen ſie dann wohl ihre geheimſten Gefühle und Gedanken in — klingende Reime und auch in ſchöne Proſa, und wenn ſie in ihrer Schreibtafel wieder einmal Nachſchau hielten, ſo wurde ein hübſches öffentliches Buch aus den vereinſamten Empfindungen und dieſes Buch wurde in den Literaturzeitungen auch nebenbei beſprochen, nur geſchah dem Autor meiſt das Malheur, daß Richter über ihn ſaßen, denen die geſchilderte Scholle eine terra in-

cognita, oder die wohl gar dem (übrigens geschätzten) Herrn Verfasser gerade seine allerschönsten Hymnen, als vom „Lokalpatriotismus" diktirt, zum Vorwurfe machten und seinen „loyalen Austriazismus" belächelten. . .

Der dir in's Herz gesehen! — Thaten's Jene, welche mit dem billigsten Vergnügungszuge auf einer flüchtigen Rundfahrt auch die wunderliche Kaiserstadt flüchtig berühren und bereits in der nächsten Woche so und so viele Druckbogen mit ihren „Eindrücken und Erlebnissen" vollmachen, und „Land und Leute an der Donau" gründlich schildern zu wollen, die — Anmaßung haben? Einmal bei einem Knoppernhändler zu Tische geladen worden und später bei der Mansfeld gewesen zu sein, genügt, wie ich bereits im Vorworte angedeutet, den Herren vollkommen, um ein ausführliches „Werk" unter dem umfassenden Titel: „Wien und die Wiener" zu schreiben, das selbstverständlich die normalen Abschnitte: „Charakter der Wiener", „Wien bei Nacht", „Familienleben" ꝛc. ꝛc. und die üblichen „Holter-" (?) und „Backhändlspässe" enthalten muß. Befreundete Kritiker nennen dann das Opus pikant und rühmen den scharfen Blick und die Beobachtungsgabe des vielgereisten Mannes. Man könnte weinen — wenn man nicht lachen müßte. . . .

Ach, vielleicht ist es doch wahr, daß nur zwei Männer „Wien und die Wiener" zur Gänze verstanden? Ich meine weiland Strauß und Lanner, die (wenn der Tropus gestattet) den lustigen Rhythmus des Wiener Lebens, die fröhliche Melodie des Wienerthums in den frischesten Urklängen erhorchten und in den herzgewinnendsten Weisen wiedergaben; die all' den freundlichen Zauber der ungebundensten Lust, der sorglosesten Herzensgüte, der heitersten Lebensfreudigkeit, wie sie nur dem unvermischten Wiener so recht eigen, und die in tausend Witzfunken emporprasselt und in den lachenden Augen und Mienen der ungeschulten Humoristen der Donauländ abgespiegelt, zum wirbelnden Ausdruck brachten; die die Naivetät, aber auch Raschheit und Lebhaftigkeit der Empfindung, die schneidige Verve und das bündig Resolute des urwüchsigsten Sanguinikers in

den täuschendsten Tonfarben zu malen wußten, und mit ihren heute noch unvergessenen Walzern: „Das Leben ein Tanz" — „Lustig lebendig" — „Heiter auch in ernster Zeit!" u. s. w. das beste Konterfei des Wienerthums schufen.

Wie spotteten sie aber auch draußen „im Reich" über das Bäuerle-Raimund'sche: „s'gibt nur a Kaiserstadt, s'gibt nur a Wien!" und welche Strafpredigten mußten wir über unsere (ohnehin nicht bestrittenen) Paar lässigen Sünden: „Genußsucht und Sinnenlust" lesen! Als „Capua der Geister" figurirten wir in den Reisebeschreibungen und das war noch eine glimpfliche Klassifikation, besonders witzige Touristen sprachen gar von Neuchina. Nun, trübselig sah's wohl einst allwärts aus, daß aber in diesem Capua, wenn schon kein Geibel, so doch ein Grillparzer, Lenau, Grün gediehen; daß dieses Capua an jenem 13. März die große Freiheits-Symphonie intonirte und triumphirend dirigirte; daß dieses Capua zum Sparta wurde und, um das übrige Europa von der hereinbrechenden Barbarei des Absolutismus zu retten, die blutigen Oktober-Schlachten schlug; daß es für die heiligen Lehren der Geistesbefreiung muthvoll auf den Barrikaden kämpfte, und ungebeugt in den Kerker und in den Tod ging; daß dieses Capua zum Bethlehem wurde, von wo aus (nach zehnjähriger Nacht allüberall blind wüthender Reaktion) zum ersten Male wieder vor Schiller's Standbild der leuchtende Stern freudigster Erhebung sein mildes Licht weithin ergoß — all das schiert die nergelnden, hämischen, in sich selbst verliebten unfehlbaren Völkerkritiker wenig oder gar nichts und sie bleiben bei ihren vorgedruckten traditionellen Phrasen, die die geistige und moralische Haltlosigkeit „Wiens und der Wiener" gar so gewissenhaft präzisiren sollen.

Mögen sie's thun! Vielleicht ist der Tag doch nicht mehr ferne, wo das scheinbar in Apathie und Lethargie versunkene, in Sinnenlust „versumpfte" Wien sich wieder aufrüttelt, mit der alten Sprungkraft in die geistige Arena stürmt und, gleich der erwachten Löwin, die Tatzen dräuend gegen Jene erhebt, die einen frevlen Raub an den kostbarsten Gütern des Lebens wagen wollten. Noch verzweifle ich

nicht, noch ist mein Trost der Kern des Volkes, der, wenn er von der faulen Hülle sozialer Gebresten befreit, sich Euch als gesund erweisen wird. Löst die Schlacken und gediegen Gold liegt vor Euch und vielleicht findet Ihr's just in den untersten, tiefsten Schichten. Beseitigt den Schlamm, den die Korruption der modernen Spekulation über die Oberfläche gezogen und der klarste Quell sprudelt Euch entgegen! Mitten im Schmutz und Unrath unserer (und wohl aller großen Städte) gesellschaftlicher Zustände gedeiht auch noch der Same biederber Ehrlichkeit und zwischen dem lumpigsten oder elegantesten Gesindel schreiten Gestalten treuherzigsten, unverdorbensten Sinnes einher, Männer der Arbeit, denen Mühsal und Jammer und tausendfache Sorge die alte väterliche Erbschaft: den Frohsinn noch immer nicht aufgezehrt, die aber auch den Glauben an ihre innere Kraft noch nicht eingebüßt haben. Wer dieses Volk mit der Lebhaftigkeit seines Fühlens doch zu klären, zu läutern, zu veredeln, zu erheben verstände! Gebt ihm einen Gedanken, der es aufrichtet, ein zündend Losungswort — an Verständniß und an ehernem Willen der Ausführung fehlt es dem echten Wiener nicht. —

* * *

Wie ich auf diese Gedanken kam? Durch eine Nachricht lokalster Natur, die aber halb Wien auf die Beine bringen und nach einem einzigen Punkte hinströmen machen dürfte. Dieses Ereigniß ist der für heute avisirte Durchmarsch des Infanterieregimentes „Hoch- und Deutschmeister Nr. 4", das seinen Werbbezirk in Wien hat, sich also aus „Wiener Kindern" — aus „Wiener Vollblut" rekrutirt. Fast ein Viertel Jahrhundert ist es, daß Wien sein „Leibregiment" nicht in seinen Mauern gesehen. Gewisse Rücksichten disziplinärer Natur, dem Laien ewig unverständlich, sollen die Expatriirung der Wiener nothwendig gemacht haben. Die vielen Amour- und Kameradschaften im eigenen Neste seien, so heißt es in dem mysteriösen Codex der „Staatsraison" und den Sinnsprüchen des Dienstreglements — den Kasernpflichten des Mannes „abträglich"

und so vermied man es denn auch mit ängstlicher Sorgfalt, das Regiment auch nur in den Dunstkreis seiner Heimath gelangen zu lassen. Meist wurde es (mit gewünschtem Erfolge) zur Unterdrückung von Aufständen verwendet und fand in dieser Beziehung schon 1847 in Galizien lohnende Beschäftigung. In den Jahren 1848 und 1849 kämpfte es in Italien und Ungarn gegen die „Rebellen", 1859 abermals gegen die „Wälliſchen„ , kam dann in Garnison nach Ungarn, 1866 zur Nordarmee nach Böhmen, später nach Dalmatien, endlich nach Graz und war in den letzten Wochen im Brucker Lager. Heute also trifft es in den Frühstunden auf einen flüchtigen Besuch Wien's bei der Marxerlinie ein, um — nach einer lang entbehrten „Nacht in der Vaterstadt" — schon morgen in das langweilige Tulln abzugehen.

„Die Deutschmeister in Wien!" Wie eine Rakete fuhr die Nachricht schon antizipando in die Wiener Bevölkerung. Namentlich gewisse Gründe, die allzeit das Gros der „Vaterlandsvertheidiger" zum residenzlichen Kontingente zu liefern beflissen sind, deren Stolz es ist, noch immer die meisten „Taiglichen" aufzutreiben, waren von der Kunde förmlich elektrisirt. Und wohl mit Fug und Recht. Gibt es doch in jenen Bezirken fast kein Haus, deren Insassen, fast keine Familie, deren Mitglieder sich für diesen Dislokationswechsel aus dem einen oder dem anderen Grunde nicht zu interessiren hätten. Der Vater, die Mutter sehen den lang entbehrten Sohn wieder, Fleisch von ihrem Fleische, Blut von ihrem Blute; die Geschwister den Bruder, dieser den „Schulspezi" und Jener den Spielkameraden, von dem er beim „Paläſtern" die ersten „Löcher im Kopf" erhielt; dann die Legion schmucker Dirnen, fescher „Wianer God'len", die ihrem Pepi, Schorschl, Karl, Franzl, Nazl die ewige Treue geschworen und ihm treu bleiben wollen, „wann a der Prinz Schnudi kumma thät!" Alle sehen sie wohl klopfenden Herzens der Stunde entgegen, welche die heiß Ersehnten in ihre Arme führen soll.

Die Deutschmeister in Wien! — das ist eine Parole, deren Werth nur Derjenige kennt, dem die Götter das richtige Ver-

ständniß für den streng lokalen Sinn des Gattungswortes „Deutschmeister" gnädigst verliehen. „Deutschmeister" ist seit fast 200 Jahren (seit 1696) die Signatur einer ganz speziellen und nur auf klassischem Territorium gedeihenden Race, deren Tribus in Liechtenthal, Michelbeuern, Erdberg, Hungelbrunn, auf dem Althan- und Himmelpfortgrund ihre Lehmzelte aufgeschlagen, und die Söhne beim „Anmäuerln", Schneeballenwerfen und auf der „Schleifen" mit den Geheimnissen der richtigsten Heilgymnastik vertraut werden lassen. „Deutschmeister" ist der summarische Begriff des ureigentlichsten Wienerthums, das im Vogelhuber Christl, dem Grueber Franzl und dem schneidigen Amphion des Praters: Fürst seine gediegensten Interpreten fand. „Deutschmeister" ist der Haupttitel, der Alles in Allem sagt, und den Subtitel „lauter Geist" entbehrlich macht. Im „Deutschmeister" sehen deshalb gewisse Leute, deren Faible der böhmische „Kaprol" oder gar ein Seressaner Bassa ist, nur die Verkörperung des gefürchteten „Wiener Früchtels" — aber diese Sage von Anno Haarbeutel hat heute gar keine Berechtigung mehr, denn erstens werden die „Wiener Früchtel" par excellence in Folge ihrer glücklichen körperlichen Indisposition nicht enrollirt und lungern unbehelligt in den vorstädtischen Surrogatcafé's und Branntweinboutiken herum, und weiters ist der „Deutschmeister" zwar ein unverbesserlicher Raisonneur, aber durch kluge Behandlung „um den Finger zu wickeln" und erfüllt (freilig unter Akkompagnement haarsträubend drastischer „Sprücheln") schließlich unverdrossen die fatigantesten Dienstespflichten.

Aber den Spaß müßt Ihr ihm gestatten, den Jux, den Schabernack, die Hetze: seiner kaustischen Kritik der ernstesten Battaillonsbefehle dürft Ihr das Ventilrohr der dialektischen Uebungen nicht verschließen, weil sonst —eine unheilvolle Explosion zu fürchten. Drückt Ihr aber ein Auge zu, wenn er seine Mundwinkel zu einer „harben" Bemerkung spitzt, dann geht er wohl, lachend und einen kecken Jodler loslassend, selbst an seinen Dienst. Die Regimentsfama weiß tausend lustigster Anekdoten dieser „Kommiß-Komiker" zu erzählen, und hätte ich nicht die Besorgniß „geschmeidelt" zu werden, ich theilte selbst ein Schock der

verblüffendſten mit. So war denn dem „Deutſchmeiſter-Schnabel“ auch nur Einer gewachſen, der nun wohl auch ſchon längſt „ſelige“ Hauptmann Schnorbuſch, der wahrlich die nöthigen Haare auf den Zähnen hatte. Aber die ungerathenen „Kinder ſeiner Kompagnie“ jubelten laut auf, wenn er die bärbeißigſten Reſolutionen von ſich gab, namentlich bei den ſtets abweislichen Beſcheiden während der Rapportsſtunde, die er ſämmtlich, in ſeliſcher Vorahnung der Gedankenharmonie mit den myſtiſchen Worten „Mich auch!“ finaliſirte. Nun, der Herr ſchenke dem vor Aerger meiſt „zwetſchkenblauen“, viel geplagten Manne die ewige Ruhe — die Epigonen ſeiner Quälgeiſter eilen heute unter Sang und Klang, und ohne Zweifel von den jauchzenden Grüßen einer unzählbaren Menſchenmenge bewillkommt, freudetrunken in die Arme der Ihrigen. —

Kriegsgesichter und Kanonenfutter.

Gedenkt Ihr noch der Jahre 1848, 1849, 1859 und 1866? Jener Jahre, in welchen der Zentner Menschenfleisch um zehn Gulden feilgeboten wurde? Und wie überfüllt der Markt war! Fast mehr Geber als Nehmer. Schließlich wurde mit der Waare geradezu geschleudert, und hätte der Handel noch länger gedauert, der Preis wäre unter fünf Gulden gesunken. Die Menschen verkauften sich fast um die Fütterungskosten einer Woche.

Ich meine den „Freiwilligen"-Rummel. Freilich weinten die Mütter und es weinten die Schwestern und jüngeren Brüder, und auch ein Paar sogenannte Bräute weinten, und hin und wieder sah man sogar einen wirklichen oder Titularvater sich die Augen trocknen. Aber was nützte die „Flennerei," das „Wiener Früchtel" riß sich los und stürmte auf den Assentplatz, wo der präsumtive Held einen nagelneuen „Zehnerbankanoten" erhielt. Eine Summe, die er all sein Lebtag nie sein rechtmäßiges Eigenthum nennen konnte. Und nun hielt er das Geld in der Hand! Krampfhaft! In der ersten besten Branntwein-Boutike durfte er es wechseln lassen, oder für ein Paar „Pitschen" Bier hinwerfen, ohne fürchten zu müssen, „arrabirt" zu werden! Der „Busch'n" am „Kappl" war sein Palladium, er war nun „Soldat" und — „fix Dearndl Laudon!" kreischte es aus der heiseren Kehle, „was liegt denn d'ran an dem Bißl Leb'n, aber eh's gar is auf dera bucklaten Welt, no amal in' Prater awi, oder nach Hernals zum Gschwandtner außi — und g'fahrn muaß wer'n und dann — g'freut's enk, ös wällischen Katzelmacher, oder ös französischen

Bajazzo, oder ös preußischen Butterbemmerln! Der Karl kummt, und da is's Eisen! — Pfiart di God, Muada und grüaß ma d'Leneri und 'n Voda und 'n Poldl, und wann's d'mi nimmer siegst, so denk' da, i bin bei unser'n Herrgott und schau awer auf enk, wann am Grund Kir'tag is, Serwas Weanerstadt!"

So leicht schieden damals die Leute von Wien, von ihren Angehörigen — vom Leben. Um zehn Gulden! Wenige kamen wieder zurück. Es war „Kanonenfutter," das in den ersten Stunden preisgegeben wurde. Wie Sandsäcke.

Aufrichtig gesagt, es waren unheimliche Gestalten. Burschen, mit verwegenen Gesichtern, die jahrüber das Pflaster der inneren Stadt nicht betreten, und die sich nur an den Gränzmarken der äußersten Gründe, oder auch an den Donauufern, in den Auen des Galizinberges oder des untern Praters, oder in entlegenen Kaffeeschenken und Kneipen, oder in Kanälen, oder in fernen Kellerwohnungen scheu verbargen. Wenn die Alarm- oder die Werbetrommel ertönte, da schnellten sie aus ihren Schlupfwinkeln empor, rieben sich die schlaftrunkenen Augen, strichen sich die Haare in's Gesicht und stiegen auf die Straße. So kamen Hunderte — Tausende, von deren Existenz die zivilisirte Residenzstadt keine Ahnung hatte. Geld war zu verdienen, ehrlich zu verdienen, es galt zwar das Leben einzusetzen, aber — „was liegt an dem Biss'l Leben!"

Noch andere Gestalten tauchten damals auf. Die „Arbeitshäuser" wurden geleert. Radetzky nahm Alles, er brauchte Leute — Kanonenfutter, obwohl sich die Offiziere und die reguläre Mannschaft heftig dagegen sträubten, in solcher Gesellschaft „für das Vaterland zu kämpfen."

Es war in jenem gewissen „Jahre der Schmach." Ich stand am Südbahnhofe. Mehr als ein halbes Tausend der bedenklichsten Subjekte, gefolgt von einem Troß veritabelsten Gesindels (beiderlei Geschlechts) kam anmarschirt. Welch' ein Anblick! Erdfahle Gesichter mit verschmitzten Augen, der Auswurf der menschlichen Gesellschaft. Die Inhaftirten der Zwangsarbeitsanstalten meldeten sich

sammt und sonders als Freiwillige für den Krieg. Man willfahrte ihrem „patriotischen" Verlangen. Nun standen sie da in Reih und Glied, seit langer, langer Zeit das erste Mal wieder in freier Luft! Sie waren von diesem Augenblicke an keine Sträflinge mehr, keine Gebrandmarkten, keine Verstoßenen, sie waren ehrliche Soldaten, die ihr Leben wie jeder andere ehrliche Kerl zu opfern bereit waren. Vielleicht — dachten sie aber auch an Beute in dem reichen, gesegneten Italien ....

Da wand sich ein altes Mütterchen mit Mühe aus dem wogenden Gedränge. Die arme Frau hatte, wie sie mir gestand, seit vielen Jahren ihren Sohn nicht gesehen, sie vermuthete nur, daß er die ewig lange Zeit — in Strafhäusern zugebracht habe. Nun hörte sie, daß die „Zwänglinge" als Freiwillige sich gemeldet und mit dem nächsten Zuge abgehen würden. Ein gewisses Gefühl sagte ihr, daß sie ihren Sohn, den lange Vermißten unter dieser Schaar heute wieden sehen sollte. Sie ging die Reihen zitternd auf und ab. Angstvoll spähte sie nach ihrem Kinde — da — ein leiser Schrei — im dritten Gliede stand der Gesuchte — er trat vor und reichte der betagten Mutter die Hand.

Sie versuchte zu weinen, aber der Thränen schon lange nicht mehr gewohnt, rang sie vergebens nach dieser Schmerzenslinderung. Der Bursche, nicht mehr jung und fast im Mannesalter, mit einem ausgesprochenen Thunichtgut-Gesichte, blickte verlegen zu Boden. Vielleicht flog in dieser kurzen Sekunde die Erinnerung an sein ganzes — verlottertes und verlornes Leben durch sein Gedächtniß, vielleicht fühlte er doch Etwas wie Reue — vielleicht schämte er sich sogar vor dem abgekümmerten Weibe, das seine Mutter war und sichtlich in bitterster Noth sich befand. Er griff in die Tasche und gab der Leidenden und Vielgeprüften Etwas von seinem Handgelde. Sie wies es schmerzlich lächelnd zurück und meinte: „Behalte nur, was Du hast, Du wirst es noch brauchen, ich — brauche ja nichts mehr!" Aber dieser Zug seines noch nicht ganz verdorbenen Herzens, dieses letzte Auflackern der Kindesliebe schien sie unendlich zu freuen, und

[illegible] das [illegible]jährige Leid, das der Tang[illegible]
[illegible] und reckte ihm ein paar Arr[illegible]
[illegible] sie nicht, es war ein ihr geschen!
[illegible]

[illegible] die langwierigen Umarmungen un[illegible]
[illegible] aufhören. Rechts um
[illegible] formten die Todeskandidaten
[illegible] sich. Viele Angehörigen
[illegible] den Train vorüberbrausen zu
[illegible] heimwärts. Da, auf einem
[illegible] Blick unverwandt nach der
[illegible] der Lokomotive —
[illegible] ließ es, und unter be-
[illegible] Hochrufen auf Wien,
[illegible] Es waren frühere Gauner
[illegible] gewor-
[illegible] Lebewohl zu.
[illegible] allem
[illegible] im Leben
[illegible]

[illegible]

„Wällische" hinein und — die „Damen"? — Nun, in Kriegszeiten macht man auch mit dem schönen Geschlechte nicht viel Umstände.

Man lobte später den Muth und die Tollkühnheit der Wiener Freiwilligen im Allgemeinen und auch jener bedenkliche Nachschub soll sich wacker benommen haben. Und Wien spürte eine gewisse Reinigung. — —

Dann kam das Jahr 1859. Und wieder tauchten Gestalten auf und zogen oder fuhren, aufs Lustigste gestimmt, in luxuriösen Komfortables lärmend durch die Straßen der Stadt, Gestalten, von deren Dasein der Städter keine Ahnung hatte. So schnell war der Nachwuchs, die Ergänzung dieser Gattung fertig. Aber von nun an hatten's die Freiwilligen leichter. Von Todesgefahr war kaum mehr die Rede, denn ihre Ausrüstung bis auf das letzte normale „Haftel" dauerte, Dank der herkömmlichen „Brodlerei" nun meist so lange, bis die Friedenspräliminarien zur Unterzeichnung kamen. Unsummen Geldes wurden auf diese Weise unnöthig verschwendet, förmliche Ausstaffirungen, wie für Hochzeiten wurden aufs Minutiöseste eingeleitet und so lange durchgeführt, bis — der Krieg zu Ende war. Ich erinnere nur an die berühmten „Welden'schen Scharfschützen" anno 1849, deren malerische Adjustirung die besten Denker des Vaterlandes beschäftigte, und allein die Ausklügelung der exquisitesten Hut- und Federbuschform, dann die praktischste Anbringung des Eßbestecks (!) schwierige und endlose Erwägungen verursachten. Die Herren gingen, aufs Schmuckste armirt, in Wien spazieren und harrten der Befehle zum Ausmarsche — da bedurfte man ihrer plötzlich nicht mehr und ihr kostbares Kriegskostüm, sowie das der anno 1866 auf Kosten der liberalen Wiener Kommune ausgerüsteten Freiwilligen-Bataillone, und auch des ebenfalls ein Heidengeld verschlingenden Mennsdorf'schen Alpenjägerkorps — wanderte in die Theatergarderoben und in die Magazine der rechtgläubigsten Kleiderhändler. Diese Methode ging so fort, bis die Errichtung von Freiwilligen-Bataillonen in Wien allgemein als Ende des Krieges galt. —

Nun schreiben wir 1870. Die glücklicher Weise abermals

eingetretene „Störung des Europäiſchen Gleichgewichtes“ könnte wieder einer Legion Menſchen Beſchäftigung geben. Auch in Wien drängt die „Situation“ ſchon eine Maſſe jener, in ſteter Kriegsbereitſchaft befindlichen, immer auf's „Schlagfertigſte“ geſtimmten Individuen dunkelſter Exiſtenz in den Vordergrund. Seht Euch um, und Ihr werdet Geſichter bemerken, die Euch ſonſt nicht vor die Augen kommen. Die äußeren Vorſtädte ſind bereit, ihr übliches Kontingent zu ſtellen. In den Kaffeeſchänken wird ſchon heftig debattirt, und werden Pläne entworfen, wie man ſich gegen dieſe oder jene Kampfweiſe der eventuellen Feinde zu verhalten habe. Der verunglückte Student, der arbeitſcheue Handwerker, der — verzweifelte Ehemann, der bankrotte Kaufmann, der entlaſſene Beamte, der Betrogene und Getäuſchte, der liederliche Sohn und der von der ganzen Welt Verlaſſene — ſie Alle, die zur vielköpfigen Brauche der Lebensſatten gehören, ſie horchen nun hoch auf bei jedem Knittern eines Zeitungsblattes, bei jedem Ausrufe eines Zeitungslesers. Sie ſind auf den erſten Wink bereit, dem „Rufe des Vaterlandes“ Folge zu leiſten. Die „leidige“ Neutralität verbietet es aber noch vorläufig, von ihrem Anbote Gebrauch zu machen. „Nun vielleicht ſpäter — ſpäter!“ ſeufzen ſie und werfen ſich in dem Winkel ihrer Spelunke, in Träumereien verſunken, nieder.

Ja, vielleicht ſpäter! Das iſt ihr einziger Troſt, ihre letzte Hoffnung, denn ſie wollen ja Alle ihr jetziges Loos abſchütteln und als andere Menſchen wiederkehren, oder — ſterben, ſterben, fern von dem Schauplatze ihres Elendes.

Das iſt, mit wenigen Ausnahmen, der Stock der üblichen Wiener Freiwilligenkorps. — Reſolute va banque-Spieler mit ihrem Leben, Materiale für Chronikenſchreiber, oder auch — namenloſes, ungezähltes Kanonenfutter. — —

VI.

Anhang.

Zur Tagesgeschichte.

Im Elysium.

(Eine kleine kommunale Apotheose. *)

Unter „allgemeiner Heiterkeit“ auch der seligen Zuhörerschaft gibt „Vater“ Kleyhonz soeben eine Erzählung seines gemeinderäthlichen Erdenwallens zum Besten, und schließt — sein „geliebtes Deutsch“ zu Zeiten noch immer nicht ganz in der Gewalt, mit den Worten: „Ja, meine lieben Engerln und Engel, so hab' ich manchmal „sekkirt“ pane Burgermeister; war mir selbst oft lad, aber hab' ich nicht anders können. Nation meinige, buckbanige, macht immer so, wann will durchsetzen, was hat einmal in Kopf g'setzt alleweil!“

(Ein, unter einem früheren Bürgermeister in das bessere Jenseits hinübergegangener Schatten): Muaß a guater Mann sein, der Zelinka. (Seufzt.) Zu meiner Zeit hat man nur immer auf „Repräsentation“ g'schaut — mein Gott! wann nur wir Bürger auch was davon g'habt hätten!

Kleyhonz: Zelinka schaut auch auf Repräsentation, aber repräsentirt nur „Wiener Gutmüthigkeit!“

Ein anderer Schatten: Das ist das Wahre! Geht's, trinken wir a Glasl Klosterneuburger auf seine G'sundheit! Stoßt's an! Der Zelinka soll leben, noch viele, viele Jahre zum Besten meiner Landsleut! A so an Bürgermeister hab' i ihnen schon lang g'wünscht. Also: Hoch der Zelinka! Hoch das neue Wien! (Jubelndes Gläserklirren. Es klopft.)

*) 26 Novbr. 1868.

Der Pförtner: Wer ist d'raußen?

Eine sanfte Stimme: Ein Wiener aus — Wischau.

Kleyhonz (erschreckt): Wiener aus Wischau? Wischau? Da is ja . . . um Gotteswillen, macht's auf! Die Stimm', der freundliche Ton is mir bekannt, mich trifft der Schlag vor Angst und vor . . Freud'! (Es wird geöffnet und herein tritt mit einem Palmzweige in der Hand und einem Cypressenkranze auf dem Haupte: Zelinka.)

Kleyhonz (ihm um den Hals fallend): Jesus, mein guater Bürgermeister! (Alles drängt sich um die Beiden.)

Zelinka: Nicht wahr, lieber Kleyhonz, das ist g'schwind gangen? Ich bin Ihnen bald nachkommen? (Leise.) Es hat mich halt doch nimmer recht g'freut unten — so ganz allein. (Laut.) Aber jetzt führt's mich nur schnell zu meiner Monika. Wie geht's ihr denn? Ich möcht's gern überraschen . . ich hab' ihr ein' heimliche Freud' g'macht — da schauen's her: das rothe Leiberl, das' vor vierzig Jahren tragen hat und das ihr so gut g'standen is, das hab' ich aufg'hoben und ihr mitbracht, das muß's jetzt wieder tragen; und ihre Brief' hab' ich auch mit, die muß's mir jetzt alle Tag' vorlesen — meine Brill'n hab' ich ohnedem nicht mit, weil ich's mein' alten Freund Khunn g'schenkt hab'. Also wo is's denn?

Ein alter Schatten: Die führt uns die Hauswirthschaft. Wir finden keine bessere — sie ist ein wahrer Engel!

Zelinka: No, das g'freut mich, daß mein' Monika da herob'n auch so geehrt wird, unten auf Erden hab'ns alle Leut' gern g'habt, die gute Seel'!

Kleyhonz (mit Feuer): Stell' ich den Antrag, daß eine Deputation von neun Schatten-Mitgliedern die Frau Bürgermeisterin im Triumphe herbeihole. (Einstimmig angenommen.)

Zelinka (sich den Schweiß trocknend): Das war ein schwerer Abschied von meine lieben Wiener. Aber Sie, Kleyhonz, haben auch eine schöne Leich kriegt, und was für Nekrologe! (Kleyhonz wischt sich eine Thräne ab.) Sogar die „Neue Freie", die alleweil was zu

nergeln hat g'habt an Ihnen, hat g'ſchrieben, daß Sie ein ehrlicher, wackerer Bürger waren. (Kleyhonz richtet ſich ſtolz in die Höhe.) Und das Gedräng' bei der Leich! Ihrer Frau habn's gar das Portemonnaie g'ſtohlen . . .

Kleyhonz (heftig): Zatrace . . .

Zelinka (beſchwichtigend): No, no: Das wird auch noch zu verſchmerzen ſein; ſans da herob'n auch gleich ſo in der Höh'? Da entzieh' ich Ihnen das Wort!

Kleyhonz (gutmüthig): Verzeih'ns mir, daß ich Ihnen hab' oft Gift und Gall g'macht . . .

Zelinka (freundlich): Macht nix! (Reichen ſich die Hände.)

Kleyhonz: Aber jetzt nehmens Platz. Iſt zwar Bisl feucht hier, von wegen Wolken, was ich hab' für Stuwer herg'richt, aber —

Zelinka (ſich niederſetzend): Schad't nix: (Lärm in der Nähe, man bringt unter freudigem Jubel:)

Frau Monika (auf Zelinka losſtürzend): Andres! Andres! Da biſt ja!! Aber ſo ſpät! So lang' haſt mich warten laſſen! Vierzehn Monate — und haſt doch verſprochen, daß d' bald nachkommſt! (Bedeckt ihn mit innigen Küſſen.)

Zelinka (gerührt): Da ſchau', jetzt fangt's zum zanken an. Ich hab' ja ohnehin gleich mitgehen, oder doch wenigſtens gleich nachfolgen wollen — aber, wenn's mich unten nicht fortlaſſen! Dann die Menge Arbeit! Jetzt, wo die Donauregulirung . . .

Kleyhonz (einfallend). Was wird mit Freibad?

Zelinka. Mir ſcheint, Sie geb'n da auch noch kein' Ruh'? Mit Ihrem ewigen Freibad! Hab'ns da herob'n nit a ſchon an's errichi'?

Kleyhonz. Bis ich paſſende Platz hab' g'funden, daß arme Lehrbuben-Engel nicht brauchen gar zu weit zu laufen.

Zelinka. Hab'ns mit 'n Kouff ſchon unterhandelt?

Kleyhonz. San me noch bös aufeinanb'l Apotom! Was is ſonſt Neug's?

Zelinka. Nnn, den Akt über den Gasbeleuchtungsvertrag hab'ns endlich g'funden.

Alle (verwundert). Ah, das ist ja fast unglaublich!

Zelinka. In der Stubenthorschule wird schon geheizt.

Alle (noch mehr verwnndert). Warum nicht gar?!

Zelinka. Ja, es geht jetzt Alles sehr rasch. Und eine Harmonie ist — daß es eine Freud' ist; Alles ein Herz und ein Sinn. Nur die Hausherren wollen auf einmal nix mehr zahl'n.

Ein exhausherrlicher Schatten. Das war bei meiner Zeit auch schon. Ein ordentlicher Wiener Hausherr muß raunzen.

Kleyhonz. Was is mit Bürgergard? Was is mit gruß-mächtige Vermögen von Bürgerartillerie?

Zelinka. Da reden wir später einmal davon.

Kleyhonz. Und Neujahrs-Enthebungskarten? Und Lose zur Armenlotterie?

Zelinka. Aergern's mich nicht, lieber Kleyhonz. Sie wissen, daß ich selbst von jeher ...

Frau Monika (einfallend). Du, auf ein Wort! Was ist's denn mit mein' Brillantschmuck?

Zelinka. Den hab' ich der Schottenkirche vermacht. Mein Freund, der Gatscher ...

Frau Monika (herzlich). Und die armen Leut' — hast auf sie denkt?

Zelinka (freudig.) Alles in Ordnung — ich glaub', man wird mit mir zufrieden sein. (Allseitiges Bravo. Einige Kinderschatten drängen sich heran, küssen ihm die Hände und rufen innig: „Lieber guter Papa!")

Zelinka. (erstaunt). Papa? Was heißt das? Monika! Man will mich in Verlegenheit bringen — glaub's nicht!

Kleyhonz (begütigend.) Aber lassen's doch Hand küssen, Papa! sind ja nur städtische Waisen, was verehren Ihnen wie zweiten Vater. (Die Kleinen weinen).

Zelinka (freundlich). Ah so is die G'schicht! Nu, wie is 's Euch denn gangen, ihr armen Waserln?

Die Kleinen: Gut! Gut! Aber da herob'n geht's uns doch besser. Die Frau Monika ist eine gar so a gute Mutter!

Ein mürrischer Schatten (ernst). Herr Doktor! Wird der gewisse Vertrag mit den Schuldbrüdern —

Kleyhonz (einfallend). Das ist mein Antrag, werd' ich stellen später!

Zelinka. Apropos! Gibt's hier gar keine Zeitung? Ich möcht' gern etwas lesen — über . . . mein' Leich!

Der Pförtner. Noch nicht. Die Expedition ist ein Bisl mangelhaft — aber sie muß doch bald kommen. (Ein seliger Kolporteur schiebt das Blatt durch eine Wolke.) Da is's schon!

Alle: Vorlesen! Vorlesen! Der Kleyhonz soll lesen, der liest am besten!

Kleyhonz (lächelnd): Möcht' ich gern' lesen, aber geh'n mir Augen über — kann ich nicht, muß ich weinen. (Weint.)

Ein Schatten, (der bisher abseits gestanden, drängt sich plötzlich herbei, fällt vor Zelinka auf die Knie und ruft): Verzeihung edler Mann! Laßt es für mich die Sühne und Buße sein, wenn ich's verkündige, wie Wien seine treuen Bürger ehrt!

Zelinka (fährt sich mit der Hand über die Stirne; schmerzlich): Unglücklicher! Warum haben Sie uns Allen damals das angethan?! (Der Schatten birgt sein Haupt in Zelinka's Schooß).

Ein Waisenknabe: Ich will vorlesen, bitte! bitte!

Alle: Lies! lies!

* * *

Der Kleine liest nun: „Die Leichenfeier Zelinka's". Die Schatten alle lauschen in in athemloser Stille. Zelinka sitzt, in Gedanken versunken, das Haupt auf seine Brust geneigt. Frau Monika lehnt, den Arm um ihn geschlungen und ihr Antlitz verhüllend, den Kopf an seiner Schulter, die Umstehenden gruppiren sich zu seinen

Füßen und sehen mit verklärten Augen zu ihm empor. — Und als man nun vernahm, wie sein Hinscheiden Hunderttausende mit Schmerz und Kümmerniß erfüllte, wie er geliebt und geachtet und geehrt von Hunderttausenden gewesen, wie sich Hoch und Niedrig, Arm und Reich nach seinem Sarge gedrängt, um der theueren Leiche den letzten Abschiedsgruß zuzurufen, als man vernahm, wie alle Schichten der Bevölkerung in ihm ihren gemeinsamen Freund, ihren gemeinsamen Wohlthäter, ihren gemeinsamen Vater verloren und betrauerten, wie graubärtige Krieger an seinem Todtenbette weinten, und die ärmsten Kinder ihren einzigen Sparpfennig opferten, um einen Kranz und ein schmucklos Band auf seinen Sargdeckel legen zu können; als man vernahm, welche Worte an seinem Grabe gesprochen wurden, wie man seinen Bürgermuth und seinen Rechtssinn ehrte, seine Milde und Güte, und wie er auf dem großen weiten Erdenrund nicht einen einzigen Feind zurücklasse, und die Tausende und aber Tausende ihm nur ein weihevolles „Amen!" in's Grab nachriefen — — da weinten selbst die Seligen in Elysiums Gefilden, Zelinka umschlang seine treue Lebensgefährtin, erhob sich und rief mit freudeglänzenden Augen: „Nicht einen einzigen Feind! Und so geliebt und geehrt! Nicht wahr, Monika! So stirbt's sich leicht — und — ich habe nicht umsonst gelebt?!" — Dann sank er in einen leisen Schlummer.

Kleyhonz: Pst! Pst! Weckt ihn nicht — es hat ihn zu sehr ergriffen. Indeß stell' ich einen Antrag: Was wär's, wenn wir Wiener hier uns zur Schlichtung unserer himmlischen Angelegenheiten ebenfalls einen — Bürgermeister wählen würden? Seid Ihr damit einverstanden? (Alles nickt zustimmend.) Dann gebe ich meine Stimme unserem guten, braven Zelinka — Ihr findet im Himmel und auf Erden keinen bessern Bürgermeister! (Jubel. Frau Monika lehnt sich über den Schlummernden und küßt ihn auf die Stirne, Genien kommen herbei und streuen Rosenblätter über die Beiden. Gruppe der Seligen.)

Der Ball der Unfehlbaren.

(Jänner 1871.)

Und es ist die Zeit, so da geschehen Zeichen und Wunder, und der Herr der Heerschaaren nicht wie der Gott der Rache Blitze über die Rotte Korah versenden wird, die im sündhaften Tanz ihr eitel Vergnügen sucht, sondern als verzeihender Vater dazu lächelt, wenn die elendigliche Menschenkreatur, statt sich zu kasteien, für eine Polka-Française sich engagirt.

Und siehe, so war es auch. Und es thaten sich zusammen an Tausend Männlein und Weiblein und jeglichen Standes und Alters, aber von christkatholischem Glauben und hatten ein scharfes Auge und banden es sich auf's Gewissen, daß nicht ein räudiges Schaf sich mische in die gesunde Heerde und nicht etwa ein unreines „Jüngelchen mit krummer Nos" verpeste die reine Luft der apostolischen Versammluug.

Und siehe, so war es auch. Und die Tausend, die Mittwoch kamen, um mit gottesfürchtigem Herzen ein ehrbar Tänzchen zu wagen, sie bebeten nicht zurück vor den † † † Räumen, die sie betraten, obwohl der leibhafte Gottseibeiuns hier gar oft gehaust, und in der vermaledeiten Gestalt eines Sozialdemokraten lästerliche Reden gehalten, oder als „harbe Toni" mit dem „Na vasteht si! Na vasteht si!" züchtige Ohren verletzte. Denn es war beim „großen Zeisig."

Und siehe, so war es auch. Und die Englein im Himmel mußten ihre Feude daran haben und hatten sie auch, als sie herabschaueten und ihre Aeugelein labeten an dem freundlichen Anblick. Denn so da

fürbas ſich plaudernd ergingen oder walzeten oder in den Pauſen der Ruhe „frumb“ und rechtſam bei einander ſaßen, es waren nicht der lockeren Geſellen und ehrvergeſſenen Dirnen, ſo männiglich zu finden, alsbald zuchtloſe Muſici ihre Schallmeien erklingen laſſen. Es waren vielmehr rechtſchaffene Streiter der Kirche Chriſti, es waren jungfräuliche Mägde, die der Herr geſegnet mit der Gabe des appetitlichen Ausſehens und der Kunſt der ſchmackhaften Mehlſpeisbereitung; es waren ſeßhafte Bürger, angethan mit dem Kleide des Wohlſtandes und geziert mit güldenen Kreuzleins, ſo ihnen gegeben zum Zeichen der Gunſt fürnehmber Herren. Und es waren dabei noch die durch den Segen der Kirche den wackeren Männern angetrauten Frauen und die aus ſolch' gottgefälligen Ehen hervorgegangenen Söhne und Töchter, letztere gar wunderſam anzuſchauen im Schmucke der Unſchuld. Denn Alle, ſo beiſammen waren, gehörten zu dem katholiſch-politiſchen „Kaſino von Mariahilf“, deſſen wunderthätiger Ruf ſich weit über die Markſteine des Bezirkes, ja ſelbſt über den Liniengraben erſtreckt.

Und es war ein erhebendes Bild, wann die Thüren des Saales ſich öffneten und eintrat ein frommer Mann, und die Frauen und Jungfrauen ſich erhoben und ihm küſſeten in Ehrfurcht die Hand, die ſich ausſtreckte, wie um zu ſegnen die Verſammlung.

Und es war ein Ohrenſchmaus, als ob die Cherubim und Seraphim ſängen, als der katholiſche Jünglingsverein ein ſchönes Lied begann, das ganz anders klang, als das unheilvolle: „Daß die Nachbarſchaft davon nix hört.“

Und da es Gott nicht durchaus mißfällig iſt, ſobald es ſeiner Kreatur gelüſtet, von Zeit zu Zeit ein Viertelſtündlein in Zucht und Ehren auch dem Spiele der heiteren Muſe anzuwohnen, ſo thaten ſich noch drei Jünglinge vom katholiſchen Jünglingsverein hervor und tragirten zu mancherlei Ergötzen die alte Komödie „Die Gratulanten“ von weiland J. B. Moſer, was Maßen ſeines Zeichens ein Sänger des Volkes geweſen und im grauen Alterthume gelebt, wo man noch nicht gekannt den „feſchen Wiana Biz,“ und den kecken „Nigl-Nagl“.

Und als die Lust gestiegen am höchsten und Fröhlichkeit strahlte auf jeglichem Antlitze, da schien der Moment gekommen, das Wort Gottes in neuer, faßlicher Form zu predigen und — über die Juden und Judenpresse endlich den Stab zu brechen.

Und siehe, so geschah es auch. Und es stand auf, ein Mann, seines Zeichens Direktor, der da wohnet in einem Seminario, allwo die Knäblein geheget und gepfleget in christlicher Liebe. Und der Mann erhob seine Stimme, die so hell und lieblich tönete, wie der Klang der Peterspfennige, wenn es unbeschnittene Dukaten. Und der Mann redete Allerlei und Vieles.

Und der Mann sprach: „Geliebte Brüder und Schwestern in Christo! Ferne sei es von mir, daß ich, wie es bei den Heiden und Ungläubigen und Sozialdemokraten Sitte, von Euch Geld zu Vereinszwecken verlange. Wir brauchen kein Geld (Bravo!), aber wir brauchen Euch, das heißt, Ihr sollt das katholische Kasino dadurch unterstützen, daß Ihr nicht wegbleibt von unseren gottgefälligen Versammlungen, wo Ihr ebenfalls Euren Plausch halten könnet, (Rufe: Sehr wahr!) wie daheim, im Kreise Eurer Lieben und Freunde. Laßt uns darum alltäglich zusammenkommen und inbrünstiglich beten, daß die schlechte Judenpresse der — Dingsda hole. Amen."

Und Zähren aufrichtiger Rührung träufelten von den Wangen der andächtigen Zuhörer, die das Gelöbniß thaten, ihre freie Zeit nicht mehr mit „Mariaschen" und „Preferanzeln" zu vergeuden, sondern den frommen Ermahnungen des Herrn Vereinspräsidenten und der Herren Ausschüsse zu lauschen.

Und wieder erhob sich ein Mann, dessen Stimme aber so mächtig klang wie das Brausen des Ozeans, oder die Zornausbrüche eines mit dem „Maibuschen" abgewiesenen „Grundwachters". Und der Mann mit der Donnerstimme sprach Mancherlei und Vieles.

Und siehe da, so geschah es. Niemand wußte, was der Mann mit der Donnerstimme wollte, denn Niemand verstand den Mann, obwohl er feierlich erklärte, kein Jurist zu sein und nicht „g'schstudirt" zu haben.

Und als der Mann mit der brausenden Ozeansstimme die Versammlung, welche noch immer nicht wußte, um was es sich handle, in die höchste Begeisterung versetzt sah, da fand er den geeigneten Augenblick, urplötzlich ein Hoch! auszubringen, und zwar auf — die Errichtung eines „katholischen Kommiskasinos." Und man weinete abermals vor Rührung und Freude.

Und als Jeglicher und Jeder sich mit dem „Schneuztüchel," so erzeugt war aus Seide, Linnen oder Baumwolle, abgewischt das Naß, so erzeugt war durch die Macht der Rede eines „Ung'schstudirten," da schlug die Uhr der Maria-Troster-Kirche zwölf, und die so fröhlichen Ballgäste durchschauerte es bei dieser Mahnung an die Geisterstunde und es bekreuzte sich Jeglicher und Jeder.

Und siehe da, so geschah es, daß urplötzlich, zwar nicht das erwartete jüngste Gericht, hingegen die freudige Nachricht hereinbrach, wie alsbald zum ferneren Ergötzen aller Strenggläubigen eine „Juxlotterie" veranstaltet werde, bei welcher Jeglicher und Jeder mit Treffern von gediegenem Werthe überrascht werden müßte. Und wieder strahlte eitel Lust und Vergnügen auf den Gesichtern der also Beglückten.

Und siehe da, so geschah es, daß A einen Jahrgang des „Vaterland" und B einen „Krampus-Kalender" und C einen Jahrgang des „Volksfreund" und D einen Jahrgang des „Vaterland" und E einen „Krampus-Kalender und F einen Jahrgang des „Volksfreund" und so fort in gleicher Folge Jeglicher und Jeder eine dieser lieblichen Gaben aus der Glücksurne zog und das Geschick pries, daß sein Herz nicht Aergerniß erlitt durch den launischen Zufall, der ihm etwa ein Debardeurhöschen oder Voltaire's „Kandide" in den Schooß werfen konnte, vorausgesetzt, daß derlei frevelhafte Treffer im Spielplan enthalten gewesen wären, was aber, Gott sei Dank, nicht der Fall war.

Und als nun die Versammlung, reichlich beschеert, zu ihren Tischen zurückkehrte, um im frommen Geplauder die Vortheile eines katholischen Ballfestes zu erwägen, da ertönten noch einmal die Fidel und Flöten und riefen die jugendlichen Beine zu einem züchtigen

Schlußgalopp, worauf die Verſammlung ehrbar von dannen trippelte, oder in ſchönen Karoſſen nach Hauſe fuhr.

Und die das Wunder jener katholiſchen Ballnacht geſchaut, die beten ſeither zum Himmel, daß er ſie ſo fromm und rein erhalte und auch ihre Kinder und Kindeskinder in ſeinen Schutz nehme, auf daß ſie auf ihrer Lebensbahn nicht ſtraucheln und nicht etwa einmal dorthin ſich verirren, wo auch — Juden tanzen. Amen! —

D' Frau Resl über die Altkatholiken.

(Oktober 1871.)

Es ist eine alte und die löblichste Gewohnheit von mir, bei strittigen Anlässen gleich an der lautersten und untrüglichsten Quelle mir Raths zu erholen und den verwirrenden Orakelsprüchen unverläßlicher Auguren sorgsam aus dem Wege zu gehen. Gefällt es z. B. dem dunklen Geschicke des gemeinsamen (oder auch engeren) Vaterlandes, ein verblüffendes Ereigniß staatlicher Organisation auf die Tagesordnung zu setzen, so wird es mir nicht einfallen, in den Dikasterien herumzuschnüffeln, die oratorischen Brosamen bureaukratischer Größen aufzuschnappen, und, um mich zu belehren und zu beruhigen, den nebulosen Kommuniqués eines Departements-Paschas oder sonstiger vaterländischen Zelebritäten zu horchen. In solchen historischen Augenblicken, wo die Weltgeschichte einen neuen Absatz beginnt, wandere ich schnurstraks an den Urquell ehrlicher, unbestochener Kritik, d. h. ich lausche der Volksstimme und sollte ich sie nirgends zu hören bekommen, als im — „Mistgrüberl", der Rostra urwüchsigster Charaktere, voll ungenirtester Empfindung und prägnantester Definition.

Selbstverständlich genügt dieses Tribunal mit seiner originellen Bonmots-Justiz nicht für alle Fragen, welche meine staatsbürgerliche Brust, zeitweilig mit bangen Zweifeln erfüllen. Für den czechogermanischen Konflikt und das Rieger'sche Quoten-Attentat konnte ich dort allerdings die erschöpfende Instruktion, wie das Urtheil des „gemeinen Mannes" über die tragikomische Angelegenheit laute, mir zu Gemüthe führen, und aus den ungekünstelten „Naturlauten"

klassischer und legaler Repräsentanten ganzer Volksschichten einen Schluß auf die Denkweise der ungeheuren Majorität meiner kommunalen Genossen ziehen. Was Anderes aber ist es mit der Aufgabe, mich über den Fluß der religiösen Bewegung zu orientiren und die Stimmung zu erforschen, welche die große Masse meiner christkatholischen Landsleute in dem fatalen Unfehlbarkeits-Dilemma erfülle. Zu diesem belehrsamen Zwecke mußte ich folgerichtig in das Hauptquartier der eifrigsten Streiter (und Streiterinnen) der allein selig machenden Kirche mich verfügen und ich ging deshalb in den — Dominikanerkeller.

Es war am Tage nach dem ersten Gottesdienste der Nicht-Unfehlbaren. Die Menge saß Kopf an Kopf gedrängt und besprach in erregter Debatte das kirchliche Ereigniß. Ein Flickschneider (nach dem Knaack'schen Fips-Muster) führte das große Wort und donnerte gegen die „Ketzer" und „Heiden", in seiner Philippika eine so riesige Quantität von Schwefel und Pech verwendend, wie solche bei sämmtlichen Predigten in der Ligourianerkirche noch nicht benützt wurde. Dabei schenkte er sich unablässig aus der Maßflasche ein, die als „Best" eines gottesfürchtigen Hausherrn, auf dem Tische zum Troste der Anwesenden figurirte, und rief ein über das andere Mal: „Die neuen Schulgesetze sind unser Unglück! Ich hab' zwar, Gott sei Dank! keine Kinder, denn ich bin, wie die Herrschaften wissen, ledig und bleib's, weil Christus der Herr auch ledig blieb'n ist; aber das sag' ich, wann ich Kinder hätt', ich grabet's lebendig mit meine eigenen Händ' ein, eh' ich's in so ein Judenschul' schicken thät! ... Trinken's aus, Herr Nachbar, es kommt noch a frisch' Maßl!"

„Und wie war denn die Judenmess'?" fragte eine dicke Kapäunlerin, die eben einen Gugelhupf tranchirte und die Gesellschaft zum „Zugreifen" einlud. „Dö G'schicht muß ja rein gottslästerli g'wesen sein? Is denn gar kein Unglück dabei g'scheg'n?,'

„Unglück? Unglück?" rief der Flickschneider, nach einem Stück Gugelhupf langend, „mein Gott! wie man's nimmt, für'n Anfang Unglück g'nug, wird schon mehr kommen! (Mit erhobener Stimme:)

Wie der Judengeiſtliche die Hoſtie in die Höh' g'halten hat, wird's plötzlich blutroth..."

Alle Anweſenden: „Jeſſes, Maria und Joſef!" Die Kapäunlerin macht das Kreuz, der Flickſchneider nimmt einen herzhaften Schluck und fährt, mit dem Händen heftig geſtikulirend, fort: „Wird's plötzlich blutroth! Das war ein Fingerzeig vom Himmel, als wann er ſagen wollt': Ihr habt's Chriſtus, den Herrn, umbracht! Ich ſag' Ihnen: ein ſchrecklicher Anblick! Die Frauèn ſind in Ohnmacht g'fall'n, die Kinder hab'n zum ſchrei'n ang'fangen, ein' penſionirten Rechnungsrath hat der Schlag troffen, es war wie beim jüngſten G'richt.. —"

Die Uebrigen: „Hör'ns auf! Hör'ns auf! Mich friert ordentlich!"

Der dicke Hausherr: „Joſef, noch ein' Maß!... Ja, ſag'ns mir, hat denn da die Polizei ruhig zug'ſchaut? (Mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlagend, laut:) Kann denn da das Konſiſtorium nicht einſchreiten? Das iſt ja ein Frevel, wie's die Jakobiner nicht anders trieben hab'n?! Gibt's noch ein Chriſtenthum bei uns, oder leb'n wir im Hottentotenland? Mich bringt die Gall um!" (Leert ſeinen geſchliffenen Seitelſtutzen.)

Der Schneider, geheimnißvoll: „Das Allerſchönſte bei der ganzen G'ſchicht is, daß kein' einzige Zeitung auch nur ein Sterbenswörtl über den Stantal mit der blutigen Hoſtie hat bringen dürfen! Iſt ihnen verboten word'n!"

Alle: „Was Sie ſagen? Hm! Hm!

Der Schneider, mit wichtiger Miene: „Strengſtens verboten! Bei Kautionsverluſt! Nur der „Volksfreund" hat die Kuraſch g'habt, anzudeuten, daß die Altkatholiken nichts anders als Juden ſind!"

Alle: „Sunſt ſan's ja a nix, als Juden, ich kenn' ſelber ein Paar, die ſich hab'n einſchreib'n laſſ'n... mein Gott! Umſonſt werd'n ſie's eh nit thun: man hat ja allerhand erzählt..."

Der Schneider, raſch: „Zehn Gulden bekommt Jeder monatlich, die Frauen ſechs, die Kinder zwei: mir hat's Einer ſelber g'ſtanden, geſtern im Heiligenkreuzerhof, wie ih'm in's Gewiſſen g'redt hab'.

Wissen's, sagt er, hat er g'sagt: Bei die theuern Zeiten kann ma ein so ein'n Verdienst nit leicht zurucklassen. I hab' acht Kinder, ein krank's Weib, da brauch i die paar Gulden! — Nu ja: zweimal acht is sechszehn, sie: sechse, is zweiundzwanzig, seine zehn Gulden: macht 's Monat zweiunddreißig Gulden! der Winter is vor der Thür' — da wird ein Mann, der keine solchen festen Grundsätz' wie unsereins hat, bald wankelmüthig. Wenigstens wissen wir jetzt', was die Geldnoth zu bedeuten hat! Warum's Geld so plötzlich verschwunden is! Für die Altkatholiken, für die Ketzer hab'n sie's z'sammg'scharrt, denn die G'schicht kost' ihnen ein Heidengeld!

Alle: „Freili is's so! Zahlt san's! Umsonst verschreibt sich Keiner 'n Teufel!"

Der dicke Hausherr! „Ich weiß nit, is mir vor Aergernuß über den Xalvator-Stantal oder auf die g'sulzten Schweinsfüßel nicht recht gut . . . aber mi druckt's . . . Josef! geb'ns no a Maßl her, aber von den andern, der der Meinigen so schmeckt . . . Schwab'n m'rn abi den Zorn und halt'mer z'samm, was mir gute Christen san; wer weiß, ob nit doch no a Wunder g'schieht!"

Der Schneider: „Zum G'richt muß's kommen, verboten muß der Götzendienst werd'n, und 's Geld müssens außer geb'n, i selber bring' d'rauf!" — —

Kaum hatte der vom Inquisitions- und fiskalischen Gelüste erfüllte Kämpe der Unfehlbaren die letzte Drohung ausgestoßen, als sich seine Rücken-Nachbarin, eine resolute Matrone von der Erdberger-lände, renommirtes Kerzelweib bei der Dienstboten-Muttergottes, und älteste Stammgastin des Kellers, die den homiletischen Expektorationen des schneidernden Papisten schon lange ungeduldig zugehört, plötzlich nach ihm wendete und im breitspurigen Redestrome folgende Erläuterungen gab:

„Sie müss'n schon verzeig'n," meinte das wackere Weiberl, „wann i mi ungebet'n in innern Dischkurs misch, aber, was z'viel is, is ung'sund, und was z'dumm is, is dalket! Daß' es nur glei wissen, i bin a Altkatholikin und hab' a Wort d'reinz'reb'n, weil i vom Fach

bin, und ſchimpfen und verleimden laſſ'n m'r uns nit, weil's das nit gibt! I bin jetzt zweiundachtz'g Jahr alt und bin ſechz'g Jahr beim G'ſchäft, alleweil chriſt-katholiſch! Mein ſeliger Mann war vierunddreiß'g Jahr Himmeltrager bei Peter und Pauli, und meine zwei Söhn' ſan ins Läuten gangen und Miniſtrir'n, bis ſie's zum Militär g'nommen hab'n; mir ſan alſo Leut' von der Kirch'n und kennen die Leut', die a Religion hab'n! I bin in alle Kirch'n z'Haus, und hab' mit'n Platzaufheb'n in der Faſt'n ſchöne Bikanntſchaft'n g'macht. Unſereins muß g'fragt werd'n, wann ma wiſſen will, ob's mit der Religion vorwärts oder z'ruckgeht! Mir können Aufſchluß geb'n, wer andächti is, oder nit, weil mir an Ueberblick und G'legenheit hab'n, an Unterſchied kennen z'lernen."

„Die Putzgredl in der Modemeß', der i a Brieferl zuſtecken ſollt' — und die einfache Frau, die am Sterbtag von ihr'n Vater oder ihr'n Kind in aller Fruh kummt, und in der Still' an ein' Seitenaltar ein paar Kerzl'n anzünden laßt; der Gnä' Herr, der ſich was einbildt' weil er beim Hochamt im erſten Stuhl ſitzen darf, bei der Predig aber eing'ſchlafen is; und der arme Wittiber, der ſeine Bub'n in d' Kirchen führt, daß ſie ſich, wann's das Platzl ſeg'n, wo der Sarg g'ſtanden is, an d' Mutter erinnern und an die letzten Wort', die's ihnen in's Ohr g'wiſpelt hat — die g'hören a Jed's auf a anders Nummero. Mir „Leut' von der Kirchen" ſegn's ſchon, wie's an Jeden um's Herz is, mir hab'n a Praxi und laſſen uns nix weiß mach'n, wann an's no ſo viel mit'n Tüchl bei die Augen umareibt. — No, daß i ſog', n' letzten Suntag war i a drinn', in der Xalvatorkapell'n, um die G'ſchicht anz'ſchaun', über die ſich g'wiſſe Leut 's Maul ſo gern z'reiß'n . . ."

„Sind's bald ferti mit dem Lamentabel?" interpellirte der Schneider, während die Kapäunlerin ſchnarchte, der Hausherr ebenfalls zu nicken begann und der Reſt der Geſellſchaft in freien Phantaſien einen Terno secco komponirte. „Der Papſt, 's Höchſte auf der Welt, hat 90," meinte ein Laternenanzünder; „am Thereſientag is das Unglück g'ſcheg'n, war 15, weil's aber das Unterſte zum Oberſten kehrt haben,

müaſſ'n m'rs a ſtürzen und nehmen 51; der Geiſtliche, der d' letzte ordentliche Meß' g'leſen hat, is, wie mir mein Kamrad, der Heitzer vom Lorenzebergl, g'ſagt hat, zwiſchen 60 und 66, da bleibt uns nur der 63er und der Terno is da. Und nach Linz ſetzen m'rs, weil der Biſchof von Linz von dem neichen Ketzer am meiſten bileidigt word'n is, das Vertrau'n verſöhnt wieder unſern Herrgott — aber jetzt brauchet m'r a Maßl no und der Hausherr ſchlaft ſchon. Weckt's 'n auf!"

„Und 'n 77er nehmen's a no dazu, der hat „verruckt und narriſch'" ergänzte die frühere Sprecherin, die Frau Resl, und fuhr dann fort: „Daß i's alſo ſag, i war a d'rin — i bin glei ferti, Muſſi Franz! und anhör'n müſſen's mi, ſonſt ſtell' i mi am Tiſch und ſchrei, daß 's Haus z'ſammfallt. — Nach dem Spektakel alſo, was durch vierzehn Tag' g'macht word'n is, hab' i glaubt, der ganze Salzgries is in der Kirch'n — und was ſiech' i? Die honetteſten Leut', meine anſtändigſten Kundſchaften, die braveſten Frauen und die ordentlichſten Männer, mit ein' Wort: Leut', für die i einſteh', Muſter von Rechtſchaffenheit, die 's Herz am rechten Fleck hab'n, a Herz, das kein' Falſchheit und kein' Heuchelei kennt, aber dafür ein' Mitleid mit der Armuth! — I hab' meine Mirkzeichen! Wann die Frau und die und die wo dabei is', dort kann's nix Schlecht's geb'n und ſo is' a!

„I hab' die Predig und die Meß g'hört: i verſteh', wie a Predig ſein muß; i hab' no n' Pater Werner g'hört und n' Pater Cöleſtin und n' Pater Jakob, und die hab'ns verſtanden, n' Leut'n in's G'wiſſen z'reden, aber i muß ſag'n: der neiche Pfarrer is mein Mann! G'weint hab' i, und unſereins, was ſechzig Jahr beim G'ſchäft is, weint ſie nimmer ſo leicht. — Und die Meß' war a in der Ordnung; nit, was ſchwarz unterm Nagel is, hat g'fehlt, a Meß, der Papſt könnt's nit ſchöner halten. Die G'ſchicht aber, Muſſi Franz, die's von der blutigen Hoſtie da auftiſcht hab'n, das is a dalkete Lug' und Sie ſollten Ihna ſchamen, als Mannsbild ſo daher z'plauſchen! Wann's a alt's Weib war'n, ließet i mir's g'fall'n. No, i

ſag Ihna nur das Eine: Mi ſeg'ns in kaner andern Kirchen mehr, als — bei die Wipplinger! Juſtament!"

„Muſſi"-Franz, der unfehlbare Flickſchneider, erwiderte nichts, denn er hatte ſich bereits vor der letzten Apoſtrophe aus dem Staube gemacht. Auch von der übrigen Geſellſchaft, die ſich allmälig empfahl, wurde die muthige Rednerin keiner Antwort gewürdigt. Genirte es dieſe? Nicht im Geringſten! Waren doch ihre ſchlichten Herzensergießungen eigentlich an keine ſpezielle Adreſſe gerichtet, ſondern ſie wollte in der „großen Frage" nur ebenfalls ihre Stimme vernehmen laſſen, gehört mußte ſie werden, und als „Frau vom Fach" hatte ſie das volle Recht dazu. Als ſie ihre Bruſt erleichtert und von den übrigen Gäſten der Schankſtube ein vielfältiges: „Wahr is's, Frau Resl! Recht hab'ns! Mir bleib'n bei unſerer alten Religion, mir brauchen kein' neiche!" herüberſcholl, da nickte ſie zuſtimmend und zufrieden, zahlte ihr Seitel Wein und humpelte heimwärts. — —

Das war Montag Abends. Dienſtag kam der „große Schlag", das „Interdikt" und als ich ihr geſtern zufällig begegnete und ihr die Neuigkeit mittheilte, in der Erwartung, daß ſie die Nachricht erſchüttern müſſe — behielt ſie auch da noch ihre volle Faſſung und erwiderte mir nur: „Sag'ns dem, der Ihnen das g'ſagt hat, i laß'n ſchön grüß'n!" —

Merkwürdig! Daß man Leute „vom Fach" mit nichts erſchrecken kann! — —

Drei Stunden (im „Miſtgrüberl“) unter dem Miniſterium „Jrecek-Habietinek“.

I.

Wien, 8. Februar 1871.

Jm Miſtgrüberl, dem bekannten Rendezvous der „Weinbeißer“, bot die neue Miniſterliſte geſtern Anlaß zu erregten Debatten. Ein Fiaker — wenn man uns recht berichtet, der „Dullik-Peperl“ — rief: „An Pfiff no auf den Schrocken!“ — „Was is denn g'ſcheg'n?“ frug der Nächſtſitzende. — „No, habn's es nit g'leſen in der „Wiener-Zeitung“? Böhm' müaſſ' ma werd'n — a g'wiſſer Janiczek oder wie er haßt, der Teufel mirkt ſi a ſo an Nam, kriagt 'n ganzen Unterricht von unſ're Kinder in d'Hand, und ſei Landsmann, da Hablanek oder Stepanek — oder haßt er gar Prohaska — s'is eh alles ans — der übernimmt die ſogenannte Juſtiz, und ſo hätt' ma's halt wieder amal ordntli beiſamm und s'Andre wiſſen's eh, und dafür möcht' i no an Pfiff, daß i mein Krennfleiſch mit G'ſund' g'niaß; das haßt, wann's d'erlaubt is!“

Zwei Amtsdienern, welche eben an der Schänke ſtanden, und wie üblich, ihren halbſtündigen Stehpfiff tranken, mußte dieſe urwüchſige Kritik der gräfl. Hohenwart'ſchen Protegés etwas beſpektirlich dünken, denn der Eine meinte ziemlich gereizt: „Brauchen's gor nit ſticheln auf Böhm', was ſans allimal beſte Biamte g'weſt und gute kaiſerliche Diener!“ — „Und kummte Zeitpunkt jetzt, hochwichtiges, ergänzte der Zweite, wo brave Landsleut unſrige kummens

wieder zu großmächtige Anſegn und können Landsleut' ihriges, urdentliche, was hat treu und redlich gedient, verhelfen auf gute Platzl und brauchen's nit kecke zudringliche Preuß' oder Wieneriſche Gelbſchnabel, faullenzeriſche, nixnutzige, miſerablige, mit Zigarl in Guſch ganze Tag, was nix macht, als dumme Spaßetl über brave kaiſerliche Diener."

„Und wirde jetzt geh'n aus andere Tonart — half wieder der Erſte dem Zweiten — wird abſchafft grausliche Gasbart, was tragte ſchon klanwunzige Schulbub von Praktikant und wirde Exilentz Grof Hohenwort, was iſe gute, preiswürdige Katholik, nehmen Staubbeſen für Jud, was hote einſchmugelt in kaiſerliche Biraudienſt unter Freimaurer!"

„Mir is' ja eh recht," rief der Fiaker, „wann die Böhm' amal alle beiſamm auf an Fleck ſan, bringt's es nur alle her nach Wian — mir Paar Wiarner zieg'n uns nachher nach Leutomiſchl oder nach Czaslau, ſo is do a Ruah. Aber 'n Sedlitzki grab'n ma eng no früher aus, den legt's Eng in d'Schatzkammer! Is das a Powidlfoſching und a Gollatſchenzeit! An Pfiff no und nachher: Außi — Außi—Außi möcht i geh'n!" —

(Letzteres ſcheint der Lieblingsrefrain der Wiener werden zu wollen.)

II.

Wien, 11. Oktober 1871,

Im Miſtgrüberl, der bekannten Weinſtube, ging's Sonntag wieder einmal hoch her. Es fand ſich nämlich zufällig jene kleine, aber gewählte Geſellſchaft abermals zuſammen, die vor acht Monaten, als das wohllöbliche Miniſterium „Jirecek-Habietinek" inaugurirt wurde, den überraſchenden Fall in populärer Weiſe beſprach. Der „Dullia-Peperl", der luſtigſte Wiener Fiaker ſtand wieder, wie damals, an der Schänke, um ſeinen gewohnten „G'ſundheitspfiff" zu trinken und neben ihn ſtellte das launiſche Geſchick das kanzleidieneriſche Dioskuren-Paar, welches an jenem denkwürdigen 7. Februar das Avancement von „Landsmann ihrige" mit ſo klaſſiſchem Stolze erfüllte.

„Geb'ns me no gruß Seidl, Frau Schuh, an Freudentag czechiſche, wo hab'ns me endlich durchg'ſetzt Ausgleich langmächtige von Nation großmächtige böhmiſche, mit Wienerſtadt rebelliſche!" rief der Eine der Wenzelsſöhne, that einen herzhaften Zug, trocknete ſich mit der Zunge die Oberlippe, ſchmunzelte bedeutungsvoll und entſchloß ſich ſodann zu der Reſolution: „Meintwegen no Pfiff mit klane Spritzer, kummt eh' bald Krönung, wo Alles is umſunſt!"

„Das is halt enger Nummero: Alles umſunſt!" warf der Fiaker ein. „Koſten dörf's nix und no a Aſchio dazu! Was kriagt's denn no Alles außa von uns? Sagt's es halt, wanns eppa a klan's Geld brauchts, mir ſan ja z'weg'n dem auf der Welt ...."

„Mußt nix geb'n Antwort, kecke Preuß', zudringliche, gelbſchnab-

liche, (raunte der Dritte ſeinem ärariſchen Kollegen zu) werd' ich ſchon Maul ſtopfen, wann unterſteht, dumme Spaßetl machen mit brave kaiſerliche Diener . . . Geb'ns noch Pfiff!"

„Mir a an!" rief der Fiaker, „wann der buklate Ausgleich ferti is, bleibt uns vielleicht eh ka Tropfen, außer von der neichen Waſſerleitung, und do is's a no nit g'wiß, ob amal was außa rinnt. Fix Dirndl Laudon! Wann's bei mir in der Gift- und Gallmaſchin zum Sieden anfangt, nachher zahl' i eng die „Quote", die aufs dreieinige Powidl-Landl kummt, ſelber aus!"

Die anderen Zwei unisono: „Halten's Guſch, dumme Kedl!"

Der Fiaker: „Das is der rechte Ton, in dem's mit an Wianer reden müßt's! Habt's eppa die alte böhmiſche Polizei ſchon wieder beiſamm, weil's gar ſo käwi ſeid's? Ruckt's außa mit die hechtgrauen Kreuzritter, fangt's an zum Arratir'n, dös is jo das G'ſchäft, was's am Beſten g'lernt habt's!"

„Wird ſchon kummen nach Ausgleich und Haslinge kummte auch! Hihihihi!" replizirte der Erſte triumphirend und bot ſeinem Kameraden eine Priſe.

Der Fiaker: „No jo, richt's engs's halt her, wie's ös braucht's! Nur kan Schenirer! Außer mit der Farb und wann's no ſo dr. . . . is! Was Ander's erwart' ma ja gar nöt: mir geben die Buck'ln her und ös d'Haslinger, dös is der Ausgleich, wie's n möcht's, ös Golatſch'nhelden, dös is die G'ſchicht vom Achkatzl, 's allerneicheſte Liad, was ma erſt kriagt hab'n. . . an Pfiff no! und halt's ma mein eiſern' Arm, ſunſt hau' i das ganze Krippelg'ſpiel z'ſamm, eh's aus'n Leim geht!"

„Gift ſich, dalkete, preußiſche Wiener, hihihihi! Stuß an, Kamrad, Pane Rieger ſoll leb'n!"

„Soll ſe leb'n und Palacky daneb'n, viele hundert Jahr'!"

„Wißt's denn gar kane andern Böhm', als alleweil dö Zwa? Schaut's, daß an Dritten dazu findt's, daß 's Kleeblattl beiſamm' is: an Hofrath aus der „alten Schul'" oder ſunſt was Sauber's!"

„Hofrath aus alte Schul' war'ns gute Patriot . . ."

„Freili, 's hat Kaner 'n Andern in Wadl biſſen!"

„Red'ns nit, was hab'ns nit dient in kaiſerliche Biro; verſtehns Klenkas von Kanzelei . . ."

„Gott ſei Dank! Aber ſo viel verſteh' i, daß 's Zeit war, mit eng deutſch z'reden, engre Boſöſenkammerln aufz'miſchen, 's Fuatertrücherl höher z'hängen, und dö z'kampeln, dö gar z'kraupet ſan! Was wollt's denn eigentlich von uns? Habt's no nit gnua? San vielleicht no wo ein Paar guate Platzln, wo's kan Landsmann unterbracht habt's? Spitzt's eppa no auf a Paar Miniſterport'föl? Schaut's eng halt um und ſagt's es, was 's braucht's, vielleicht find's no a Bisl was, was eng paßt; viel is freili nimmer da zum Ausſuach'n, weil's eh ſchon Alles habt's! — Herrſchaft Tannabam! Wan i z'red'n hätt'!"

„Wieneriſche Preuß' hat gar nix red'n, hat kuſch'n! Is e Zeitpunkt andre word'n, fragte Katz, um kannſte Deutſch! Mir ſans me da! Mir habme ſiegte! Diky Bohu! — Geb'ns noch Pfiff!"

„Und mir a Glaſ'l Schlibowitz, daß i ma mein Mag'n kurir auf dös böhmiſche Fruhſtuck!"

„Wan's woll'n bileidigen, ruf' me Patrul!"

„Strapatzirn's Ihna nit! I waß eh, daß die Patrol in eng'rn Pfundamentg'ſetz d' Hauptſach' is. Um was anders' habt's eng eh nit kümmert! Fangt's halt glei an und räumt's z'ſam in Wiarn! Jagt's uns d' Lehrer davon, die no nit powidal'n können und ſchickt's uns die Breitkrampleten einer, dös habt's es ja im Vorrath. Und was's Zahlen betrifft, das werd'n ſchon mir thuan, mir hab'ns ja!" —

„Is eh böhmiſche Geld!" . . .

„Freili, dafür gilt's a ſo viel!"

„No, wirde ſpannen, wieneriſche Hungerleider, wann wirde Geld aus'gworfen bei Krönung böhmiſche!"

„Dö Krönung ſteckt eng halt in' Kopf, weil's was z'ſchenk'n kriagt's und an bratnen Ochſen a no dazu. Guat'n Appetit! Eßt's

eng amal ſatt an dem Biſſen, uns laßt's eh nur wieder d' Hörndln! ... A Zigarl möcht i no, eh' d' Welt-böhmiſch wird, aber ans, was Luſt hat, weil i mein' Blasbalg no weiter brauch', wann ma die neiche Nazionalmelodie lernen müſſen, dö mit die „brce und brce und krce.“ Schamſter Diener, meine Herrn, und bleib'ns ſchön warm ang'legt, 's kinnt a ſchlecht's Wetter kummen! Dullia! Dullia!“ ...

III.

Wien, 1. November 1871.

Im Mißgrüberl feierte geſtern der „Dulli-Peperl" einen ſeiner ſchönſten Triumphe. In patriotiſch-übermüthigſter Laune in die Weinſtube tretend, rief er, mit den Fingern ſchnalzend, gellenden Tones: „'s Theater is aus! Gar is's mit der Komödi! — An Pfiff g'ſchwind, und wann vielleicht a paar Böhm' da ſein, die z'Haus fahr'n woll'n, i führ's umſunſt!"

Frau Schuh, die würdige Matrone, verwies dem enthuſiaſtiſchen Urgermanen in ſanfter Rede ſolch anzügliche Bemerkungen, der aber ſchnellte ſeinen Hut in die Höhe und replizirte: „Laßt's ma mein Freud', daß i wieder deutſch ſein darf und vom Powidl-Dialekt nix z'wiſſen brauch! Aber beim z'Hausführ'n bleibt's, und mir is nur lad, daß mein' Parutſch heut nit ſo lang, wie der Trieſter Poſtzug is, alle müßt'ns einſteig'n und in an feſch'n Trapperl ließt' is füriſchießen, die Bräun'ln, und wann's bis Leitomiſchl ginget! Alſo, vorwärts, wer ſein Binkerl g'richt hat; pakt's z'ſamm und macht's nit viel Umſtänd beim Abſchied, weil eh ka Katz want um Eng!"

„Muſſi Schuh! Laſſen's nit bileidigen Nation, was is in Unglück momentanige, ſunſt ruf me Patrull!" ſcholl's von einer Tiſchecke herüber, worauf der Fiaker, auf's Angenehmſte überraſcht, dem Sprecher zurief:

„Ah, Serwas, meine Herrn! Da ſitzt ja das ausg'warmte Vorzimmer-Paarl, was damals ſo keck mitzwitſchert hat, wie das neiche G'ſangl ang'fangen hat, und der böhmiſche Wind a wengl z'ſcharf

gangen is! No, wie geht's Eng denn? Wie viel Knöpf' kriagt's denn als Penſion für die paar Brodtäg', die's dient habt's? Nit wahr, mir ſan a Bißl nobli? Mir zahl'n, wann ma d'Leut' a gar nit brauch'n hab'n kinna, aber das ſchenirt uns nit, weil mir's hab'n und thun kinnan, und weil's auf a paar Millionerln mehr oder weniger nit mehr ankummt. — An Pfiff no, zum böhmiſchen Valedi!"

„Kecke, dalkete, nixnutzige preußiſche Wiener wirde ſchau'n, wann brave, kaiſerliche Diener aus elendige Neſt, ſtinkete, wegzieg'n und mußе vor Hunger krepirowat. — Stuß' an Kamerad!"

„Waßte was, mir geh'n me no nit furt, mir bleib' me da, mir woll'ns me ſeg'n, wie kummte Durcheinand kralewatſchete in Biro, wo verlegte a Stückl um andere, wei's ham's noch nit dient in Kanzelei, hihihi!"

Drauf der Fiaker: „Laßt's eng ka grau's Haar wachſen, ſo ſchön, wie ös, treff' ma's a! Höchſtens, daß ma nit ſo viel G'ſchwiſterkind zum Verſorgen hab'n! Mir werd'ns halt a Zeit lang probir'n, ob man's ohne Böhm' a richten können; mir ſcheint, es wird geh'n! — Und jetzt, pfiart Eng Gott! Wann's z'Haus reiſt's, ſagt's es daham: Gar ſo dumm ſan ma nit, wie ma ausſchaut'n, und daß's mit'n „Böhmiſchwerd'n" nit preſſirt, und daß ma die Grüan' kennen, die im Gras umahupfen, und daß die neiche Tax haßt: „Deutſch woll'n mir bleib'n!" und nach derer Tax wird g'fahr'n und da is vom Umwerfen ka Red', weil's das nit gibt! Zu uns müßt's kommen um a alt's G'wand und — s'Andere wißt's eh! — Und jetzt laßt's ma no amal d'Wianazeitung leſen, ſo ſchön war's no gar nit, wie heut — aber dö Nummer hätt' ſchon vor acht Monat kommen ſoll'n. Her mit die Reſchkripter! Is dös a Hetz!"

VII.

Schlußwort.

Meine kleine Wiener-Chronik ist zu Ende. Indem ich sie überblicke, erschrecke ich — von den sonstigen zahllosen Mängeln und Defekten nicht zu sprechen — vor zwei Hauptgebrechen, welche zu repariren, nun wohl zu spät ist. Ich meine die vielfachen Wiederholungen gewisser charakterisirenden Beobachtungen und — daß ich einzelner Personen *despektirlichsten Rufes* wohl allzu häufig gedachte und sie in ungebührlicher Weise in den Vordergrund stellte.

Was nun letztere Kapitalsünde gegen den guten Geschmack anbelangt, so glaube ich, mich mit dem Vorsatze rechtfertigen zu dürfen, in allen Dingen nur das getreueste Spiegelbild liefern zu wollen. Ist es meine Schuld, wenn sich ganze Schichten und Stände selbst stigmatisiren, und sowohl bei ihren öffentlichsten Rendezvous, wie privaten Konventikeln gerade den .... widerlichsten Personnagen die Hauptrolle und den Ehrensitz überließen? Traf ich bei meinen diversen Rundgängen auf solche Crimina — so durfte ich sie nicht verschweigen, wiewohl ich selbst am meisten es beklage, daß, wenn ich auch zeitweise Edelwild zu jagen hoffte, stets nur dasselbe ekle Ungeziefer mir entgegen kroch.

So viel zu meiner Purifizirung hinsichtlich des *einen* Anklagepunktes; die übrigen mögen von dem gütigen Leser für dießmal nachsichtsvoll „aufgelassen" werden. —

F. S.

Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Druck von W. Drugulin in Leipzig.